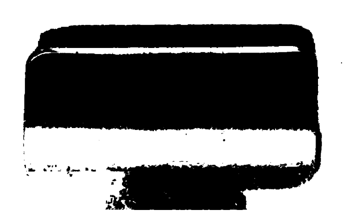


UC-NRLF
$B 316 206



Theater von Paul Lindau.

III.

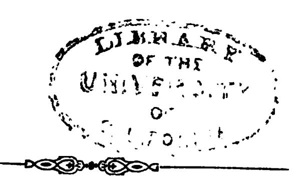
Theater

von

Paul Lindau.

Dritter Band.

Zweite Auflage.



Berlin,
Verlag von Freund & Jeckel.
1879.

Druck von Leopold Freund in Breslau.

Meinem lieben

Adolf Wilbrandt

in herzlicher Freundschaft

gewidmet.

P. L.

Inhalt.

Tante Therese.

Schauspiel in vier Acten.

Juni 1875.

Personen:

Rudolf von Estberg.
Helene, seine Tochter.
Therese von Estberg, seine Schwester.
Commissionsrath **Götzen**, Banquier.
Gabriele, seine Frau.
Christian Strauß, Götzens Associé.
Hans Baldenius, Maler.
Dr. **Bredow**.
Krone, } Freunde des Götzen'schen Hauses.
Schönhart, }
Betty, Theresens Mädchen.
Ein Diener des Herrn von Estberg.
Gäste u. s. w.

Ort der Handlung: die Hauptstadt.
Zeit der Handlung: die Gegenwart.

Erster Act.

Bei Fräulein von Estberg.

Ein sehr einfach eingerichtetes Zimmer, etwas altmodisch, wenig Polstermöbel, keine Portièren und Vorhänge, kleine Teppiche unter dem Tische und vor dem Sopha. An dem Fenster schmale Mullgardinen. Höchste Sauberkeit und Ordnung. Rechts*) die Thür, welche nach dem Corridor, links die Thür, welche in's Nebenzimmer führt. Durch das breite Fenster in der Mitte des Hintergrundes sieht man das gegenüberliegende Haus. Nahe dem Fenster eine Staffelei, daneben ein Tischchen mit Malerutensilien.

Erste Scene.

Therese, gleich darauf **Hans** und Dr. **Bredow**.

Therese
(im Häubchen und Hausrocke mit einer Näherei beschäftigt).
(Es wird an die Thür rechts geklopft.)

Wer ist da?

Hans (von außen).

Darf man eintreten, Tante?

Therese.

Auf der Stelle!
(Sie rafft ihre Arbeit zusammen, schiebt den Riegel der Thür rechts zurück, eilt nach links, ruft)

Herein! (und verschwindet hinter der Thür, die sie verschließt).

Hans (eintretend).

Nun? — Wo stecken Sie denn?

*) Die Bezeichnungen rechts und links immer vom Zuschauer genommen.

Therese (im Nebenzimmer).

Ich war in einem unmöglichen Aufzuge; ich komme gleich.

Hans.

Machen Sie sich recht schön, Tante; ich bringe Ihnen einen Besuch, der Sie freudig überraschen wird. (An der Thür rechts.) Komm nur! Fräulein von Estberg macht noch Toilette.

(Bredow tritt ein.)

Therese (im Nebenzimmer).

Wen bringen Sie mir?

Hans.

Wenn ich es Ihnen sagte, wäre es ja keine Ueberraschung. Machen Sie nur recht schnell.

Dr. Bredow (der sich im Zimmer überall umgesehen hat).

Weißt Du, daß mir ganz curios zu Muthe ist?

Hans.

Es hat sich hier wenig verändert, nicht wahr?

Dr. Bredow.

Mir ist, als ob ich gestern zum letztenmale hier eingetreten sei. Der Schritt über jene Schwelle hat mich um zwei Jahre verjüngt oder wenigstens die zwei Jahre unserer Trennung wie ausgelöscht. Diese Unveränderlichkeit hat etwas seltsam Rührendes!

Hans.

Sprich nur leise! Fräulein von Estberg hört scharf.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Betty.

Betty.

Herr Baldenius! Von drüben! (Sie übergiebt ihm ein Briefchen.) Frau Räthin Götzen ...

Hans.

Sprechen Sie leise! Das gnädige Fräulein ruht etwas.

Betty (mit einem Blick auf das Nebenzimmer).

Ach so! (Leise.) Die schöne Frau von drüben läßt sich Ihnen empfehlen und —

Hans.

Hier ist doch nicht der Ort, um Aufträge an mich auszurichten!

Betty.

Der Diener von Götzens sagte, es hätte Eile und er sollte Bescheid bringen. Auf Ihrem Zimmer waren Sie nicht und da dachte ich —

Hans.

Schon gut!

Therese (im Nebenzimmer).

Mit wem unterhalten Sie sich denn?

Hans.

Sie sollen ja nicht fragen! (Zu Betty.) Es ist gut.

Betty.

Was soll ich denn dem Diener von Götzens sagen? Er wartet.

Hans.

Es wäre gut! Ich ließe vielmals danken.

Betty.

Schön, Herr Baldenius. (Ab.)

Dritte Scene.

Hans und Bredow.

Hans.

Es hat Nichts genutzt; sie läßt uns nicht los. (Auf das gegenüberliegende Haus weisend.) Ich glaube, sie steht da hinter der

Gardine. Tritt nicht zu nahe an das Fenster. Man kann von Götzens aus herübersehen.

Dr. Bredow.

Was schreibt denn Frau Gabriele?

Hans.

Ich soll Dich mitschleppen. Hier!

(Er überreicht ihm den Brief.)

Dr. Bredow (liest).

„Lieber Maler! Es gibt keine éxcuse. Man erwartet Sie. Bringen Sie Ihren Freund mit. Gabriele Götzen." „Man" ist unterstrichen, Götzen ist nicht zu lesen, excuse hat einen ganz unmotivirten Accent und das Ganze duftet nach Spring-flower.

Hans.

Stil, Handschrift und Parfum, alles einheitlich! — Es wird uns nun nichts Anderes übrig bleiben ...

Dr. Bredow.

Als den Abend bei Götzens zuzubringen? — Ich denke mir das ganz amüsant. Ich habe seit zwei Jahren nur mit meinen Bauern verkehrt; mit dem Pastor, dem Amtmann und Apotheker Skat gespielt und Kegel geschoben. Mir macht es wirklich Spaß, den Salon einer modernen Finanzgröße wiederzusehen.

Hans.

Das sagst Du wohl so! Und Tante Therese?

Dr. Bredow.

Tante Therese? Seit wann besteht denn zwischen Fräulein von Estberg und Dir ein verwandtschaftliches Verhältniß?

Hans.

Das hat sich so allmählich — ich weiß selbst nicht, wie — herausgebildet. Es giebt Damen, die man sich beim besten Willen weder als Geliebte, noch als Gattin, noch als Mutter

denken kann! Es sind die geborenen Tanten. Fräulein von Estberg gehört zu diesen.

Dr. Bredow.

Auf mich hat das gnädige Fräulein nie einen so ehrwürdigen Eindruck gemacht. Ich könnte mir sogar ganz gut denken ...

Hans.

Mir war es eine Offenbarung, als ich neulich durch einen freundlichen Zufall erfuhr, daß sie wirklich eine Nichte — und noch dazu eine reizende kleine Nichte besitzt!

Dr. Bredow.

So? — Sollte das die Tochter des Herrn Rudolf von Estberg sein, mit dem ich hier in Geschäften zu unterhandeln habe?

Hans.

Das weiß ich nicht; aber ich weiß, daß Fräulein Helene eines der anmuthigsten jungen Mädchen ist, die ich je gesehen habe. (Er tritt an die Thüre links.) (Laut.) Dauert es noch lange?

Therese (von außen).

Ich komme gleich! Nur eine Secunde Geduld!

Hans.

Eine Secunde! Dann werden wir wohl noch fünf Minuten Zeit haben. Also höre: Eines schönen Tages brachte mir Fräulein von Estberg ein schmutziges, kleines Leierkastenmädchen, das ihr wegen seines ausdrucksvollen Kopfes aufgefallen war, vom Spaziergange mit. „Ist das nicht ein Modell? Die Kleine müssen Sie malen!“ sagte sie mir. Ich sah mir das Kind an; es hatte in seiner ungereinigten Zerlumptheit wirklich etwas zigeunerhaft Interessantes; namentlich das Auge mit dem wehmüthigen Ausdrucke der gewerbsmäßigen Misere war wunderschön. In zwei Stunden war eine ganz gelungene Farbenskizze fertig. Fräulein von Estberg fütterte der Kleinen die Wehmuth aus den Augen und wusch ihr die Originalität ab. Gesättigt, gereinigt und be-

schenkt wurde sie dem Vater mit Dank zurückerstattet. Nach der kleinen Skizze machte ich ein großes Bild — und siehe da, es hatte einen ganz unerwarteten Erfolg. Der Kunsthändler Pellert, den ich gebeten hatte, es sich anzusehen, war geradezu enthusiasmirt. Mehr als das; er kaufte es sogar! „Aber", sagte der geschäftskundige Mann, „wir müssen dem Kinde einen Namen geben". „Das Kind des Revolutionärs"? schlug ich vor. „Vortrefflich!" rief Pellert, „Revolutionär ist immer gut, sehr gut sogar! Aber sagen wir lieber: „Die Waise des Revolutionärs" — das ist elegischer!" Die Kleine wurde demnach ihrer Eltern beraubt; und die Waise wanderte auf die Ausstellung.

Dr. Bredow.

Daß Dein Bild auch beim Publikum einen vollen Erfolg hatte, weiß ich. Dein junger Ruhm ist sogar bis zu uns in die Kleinstadt gedrungen. Du glaubst nicht, wie ich mich gefreut habe.

Hans.

Und ich erst! Es war mein erster Erfolg! Und so oft wie möglich mischte ich mich — mich kannte ja keine Seele — unter die Schaulustigen, die sich vor dem Bilde ansammelten, um meinen Ruhm zu hören. Da — —

Dr. Bredow.

Nun? Da —?

Hans.

Warte einen Augenblick. (Er tritt an die Thür links und horcht.) Es knittert noch, die Secunde ist noch nicht vorüber! (Leiser.) Da belauschte ich eines Vormittags ein Gespräch zwischen zwei sehr schönen Damen, — einer jungen, höchst eleganten Frau und einem noch jüngeren, bildhübschen Mädchen. „Es ist splendid," sagte die Verheirathete, „wie es dem Maler gelungen ist, den Stempel der Revolution auf diese unglückliche Physiognomie zu drücken. Der heldenhafte Vater eines solchen Mädchens mußte auf der Barrikade fallen, das sieht man auf den ersten Blick. Fühlen Sie es nicht auch, Helene?"

Fräulein Helene zog die Augenbrauen in die Höhe, schüttelte mit schmerzlichem Lächeln den Kopf und sagte: „Ich verstehe offenbar Nichts davon. Das Bild gefällt mir sehr; aber es würde mir geradeso gefallen, wenn es der Maler anders oder gar nicht benannt hätte".

Dr. Bredow.

Vortrefflich!

Hans.

Ich konnte auch nicht umhin, meiner Freude über die natürliche und treffende Antwort einen so unverhohlenen Ausdruck zu geben, daß die Damen sich umsahen.

Dr. Bredow.

Nun?

Hans.

Nun, ich entschuldigte mich und stellte mich vor. Wir wechselten einige höfliche Worte und der Zwischenfall schien erledigt zu sein.

Dr. Bredow.

Er war noch nicht erledigt?

Hans.

Denke Dir mein Erstaunen, als am folgenden Morgen ein Herr Commissionsrath Götzen zu mir kommt, sich als den Mann der Dame legitimirt, die den Vater auf der Barrikade geahnt hatte, und mich ersucht, das Bild seiner schönen Frau zu malen! Ich willigte natürlich mit tausend Freuden ein, und Herr Götzen stellte mir, da mein Atelier damals zurecht gemacht wurde und nicht zu benutzen war, seine Bibliothek zur Verfügung — ein schönes Zimmer mit Oberlicht, voll herrlich gebundener Bücher, die er sicher nie gelesen hat! Auf diese Weise habe ich die Bekanntschaft der Frau Gabriele Götzen gemacht, und — was mir noch viel interessanter war — ihre Freundin, Fräulein Helene recht oft wiedergesehen — recht oft, aber doch noch nicht oft genug.

Dr. Bredow.

Und dieses Fräulein Helene?

Hans.

Ist eine Estberg; führt denselben Namen wie Tante Therese, ist die leibhaftige Nichte unserer Freundin!

Dr. Bredow.

Da ergab sich der Anknüpfungspunkt für ein näheres Bekanntwerden von selbst.

Hans.

Ich habe mich gehütet, mich auf meine freundschaftlichen Beziehungen zu unserer gemeinsamen Tante zu berufen.

Dr. Bredow.

Weshalb das?

Hans.

Fräulein Therese hat mir nie von ihren Verwandten gesprochen; ich habe sie nie hier gesehen. Also nehme ich an, daß auch in der Familie Estberg irgend Etwas nicht ganz stimmt — ein Etwas, woran der Fremde nicht rütteln soll! So weiß weder die Tante, daß ich die Nichte kenne, noch die Nichte, daß mir die Tante eine wahre Freundin ist. Und das ist gut so! Denn Fräulein Therese ist bei aller Freundschaft für mich in manchen Punkten doch etwas eigenthümlich. Hat sie es mir doch beinahe verargt, daß ich das Porträt der schönen Frau Gabriele male. Und deshalb muß ich ihr heute wieder Etwas vorlügen, sonst quält sie sich — und mich.

Dr. Bredow.

Das verstehe ich nicht.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Therese.

Therese.

(Einfach aber sehr geschmackvoll gekleidet, — dunkles Kleid —.)

(Eintretend.) Da bin ich! Habe ich mich nicht beeilt?

Hans.

Erstaunlich!

Therese (Dr. Bredow erblickend, freudig).

Doctor! (Sie reicht ihm die Hand.) Das ist allerdings eine frohe Ueberraschung! Seien Sie herzlich willkommen! (Sie giebt Hans die Hand und nickt ihm freundlich zu. Sich wieder zu Dr. Bredow wendend.) Führt Sie die Sehnsucht nach Ihren alten Freunden in die Residenz zurück?

Dr. Bredow.

In erster Linie natürlich die Sehnsucht! Nebenbei aber auch ein Geschäft mit Herrn Rudolf von Estberg. — Wohl Ihrem Herrn Bruder? — Ich komme als feierlicher Abgesandter des Amtes Bornstedt.

Therese (welche die Anfrage Dr. Bredows stumm bejaht hat).

Das unglückliche Bornstedt! Es hat meinem Bruder schon Aerger genug gebracht!

Dr. Bredow.

Die schweren Tage sind jetzt vorüber. Herr von Estberg wird reichlich ernten.

Therese.

Um so besser! — Sie sehen übrigens prächtig aus.

Dr. Bredow.

Die frische Luft, mein gnädiges Fräulein, das gesunde Einerlei, die Ruhe des Landlebens —

Therese.

Hören Sie, Hans? Die Ruhe! Das gesunde Einerlei! — Seltsam übrigens, wie man sich täuschen kann. Mir war, als hätte ich auch eine Frauenstimme gehört.

Hans.

Sie haben sich nicht getäuscht; Betty war hier.

Therese.

So?

Hans.

Mit einer Einladung für heute Abend.

Therese.

Die Sie angenommen haben? —

Hans.

Ich konnte mich ihr nicht entziehen. Ich hatte schon abgeschrieben, aber man hat meine Entschuldigung nicht gelten lassen.

Therese (trübe lächelnd, zu Dr. Bredow).

Da hören Sie es! Man hat seine Entschuldigung nicht gelten lassen! Ja, unser Hans Baldenius ist seit der letzten Ausstellung ein gesuchter Mann. Die Zeiten, da er noch glücklich war, hier malen zu können — in diesem Zimmer, das ihm wegen des großen Fensters besonders zusagte —, die Zeiten sind längst dahin. Jetzt hat er ein mächtiges Atelier, wie es sich für eine angehende Berühmtheit schickt; und die Farben auf der Palette sind längst eingetrocknet. Nun, so lange er sein kleines möblirtes Stübchen noch nicht mit einer eleganten Wohnung vertauscht hat, darf ich nicht klagen.

Hans.

Aber ich bitte Sie!

Therese.

Es ist mir ernst gemeint, Hans! Ich fühle ja, wie unbequem es Ihnen sein muß, sich beständig unter einer Art von Aufsicht zu wissen. (Zu Dr. Bredow.) Hat er sich denn bei Ihnen noch nicht über die argwöhnische und lästige Tante beklagt, die sich danach erkundigt, wann er gestern zu Bett gegangen und zu welcher Zeit er heute aufgestanden ist, was er im Laufe des Tages zu thun gedenkt, was er gestern gethan hat und morgen thun wird?

Dr. Bredow.

Ich bin erst vor einer Viertelstunde angekommen, Fräulein Therese, da hat er noch keine Zeit zum Klagen gehabt. Er war mit dem Loben noch nicht fertig.

Therese (zu Hans).

Und wohin — (Sie stockt.)

Hans (lächelnd).

Fragen Sie nur getrost! Sie möchten wissen, wo ich den Abend verbringe?

Therese.

Eigentlich ja, aber ich habe mich eines Bessern besonnen. — Ich frage nicht.

Hans.

Der Doctor begleitet mich. Beruhigt Sie das?

Therese.

Vollkommen! — Und nun erzählen Sie, Doctor, wie es Ihnen in der langen Zeit ergangen ist? Es muß beinahe zwei Jahre her sein.

Dr. Bredow.

Zwei volle Jahre!

Therese.

Wieder zwei Jahre!

Dr. Bredow.

Und in der ehrwürdigen Einförmigkeit des kleinstädtischen Lebens wird einem kein Tag geschenkt. Zum Glück ist die Natur herrlich. Wir haben schöne Berge, lachende Thäler, Wald und Wasser — zum Paradiese fehlt nur noch das Menschenpaar.

Therese.

Das ließe sich am Ende doch auch finden. Sie sollten sich verheirathen.

Dr. Bredow.

Jawohl, ich sollte!

Hans.

Was! Tante, Sie rathen zur Ehe? Das ist mir wirklich neu. Haben Sie mir nicht noch vor ein paar Tagen —

Therese.

Bei Ihnen ist das ganz etwas Anderes: Sie sind Künstler! Und gerade Ihre Kunst bringt die Voraussetzung des ehelichen Unfriedens beinahe mit sich: — Portraitmaler! Der Arzt hingegen muß sich verheirathen, wenn nicht —

Dr. Bredow.

Wenn nicht seinetwegen, dann zum Mindesten mit Rücksicht auf seine Patienten?

Therese.

Jedenfalls weiß ich, daß ich nie einen unverheiratheten Arzt consultiren würde; und wie mir wird es Vielen ergehen.

Dr. Bredow.

Wenn ich mich auch für eine solche Vermählung mit Beziehung auf meinen Beruf nicht begeistern kann, so sträube ich mich doch nicht gegen die Ehe im Prinzip. Das wissen Sie ja, mein verehrtes Fräulein Therese.

Therese.

Ja, ja.

Dr. Bredow.

Erinnern Sie sich des Tages vor meiner Abreise von hier? Ich erfreute mich damals Ihres vollen Vertrauens. Die böse Krankheit unseres Freundes Hans, während der Sie ihn mütterlich pflegten und ich ihn ärztlich behandelte, hatte uns einander genähert. Die sorgenschweren Tage und bangen Nächte, die Angst und Hoffnung und Freude, die wir kameradschaftlich getheilt, hatten eine Intimität zwischen uns hergestellt, für die wir bei Fernstehenden kein Verständniß voraussetzen durften. Damals sagte ich Ihnen — ich durfte Ihnen ja Alles anvertrauen — ich sagte Ihnen, daß es mir entsetzlich schwer würde, die Hauptstadt zu verlassen, und mit ihr, was ich auf der Welt am liebsten hatte.

Therese.

Und ich antwortete Ihnen: eine Liebe, die sich durch örtliche und zeitliche Trennung überwinden läßt, ist keine

Liebe. Und hatte ich nicht Recht? Sie haben es ja überwunden.

Dr. Bredow.

Wer weiß!

Therese

(zu Hans, der sich vorher an's Fenster gesetzt hatte und ganz in Gedanken vertieft ist).

Hans! — Was macht Sie denn so nachdenklich?

Hans (auffahrend).

Mich? — Wie? — Ach, wie das so mitunter kommt, — ich dachte allerlei, nichts Besonderes!

Therese.

So? Sie haben wohl blos ein bischen zur holden Gabriele hinüberkokettirt?

Hans.

Ich habe an die „holde Gabriele", wie Sie Frau Götzen nennen, gar nicht gedacht. Die Dame scheint Ihnen sehr zu mißfallen!

Therese.

O ja! — Und nicht blos, weil sie Ihnen zu gut gefällt. Es ist kein Umgang für Sie! Sie ist eine kalte und gefallsüchtige Person, und es thut mir leid, wenn ich sehe, daß sich ein guter Freund von mir dazu hergiebt, die Schaar der Trabanten, die um dieses kleine Gestirn kreisen, zu vermehren.

Hans.

Oho! So bitter urtheilt man doch nur, wenn man wirklich begründete Vorwürfe erheben darf! — Und ich wüßte nicht —

Therese.

Kein Mensch wüßte! Das ist es ja eben! Und ein begründeter Vorwurf? Gott behüte! Worauf begründet sich denn ein Vorwurf? Auf offenbare Verstöße gegen die Gebote der Sitte und Gesellschaft! Wer könnte Frau Gabrielen einen solchen Vorwurf machen?

Hans.

Nun, also —

Therese.

Frau Gabriele hat sich — von Grundsätzen kann überhaupt nicht die Rede sein — eine Praxis zurechtgelegt, die ungefähr auf Folgendes hinausläuft: Man darf Alles, nur nicht offenbar verstoßen, nur nicht das geradezu Unstatthafte thun! Einen Gecken durch vielsagendes Schweigen und noch mehr sagende Blicke unausgesetzt zu den schönsten Hoffnungen berechtigen, — mein Gott, was ist denn dabei?! Es ist ein unschuldiges Spiel, mit dem sie sich und — Andere schon seit Jahren beglückt! Das schadet dem Ruf einer schönen Frau nicht! Im Gegentheil! Kleine Untreuen in der Absicht, im Lächeln, im Blick, sind ja gerade ein wesentlicher Bestandtheil dessen, was auf dem gesellschaftlichen Markte als „weibliche Liebenswürdigkeit“ hoch geschätzt wird! In den Augen der Gesellschaft ist Frau Gabriele daher auch nur eine liebenswürdige Dame; (etwas erregter, streng) eine verwerfliche Kokette in den meinigen!

Hans.

Aber, liebste Freundin, ich kenne Sie nicht mehr! So herb und streng, ja — verzeihen Sie mir den Ausdruck, — so lieblos habe ich Sie noch nie urtheilen hören.

Therese.

Ja, lieblos — weil wahr! Glauben Sie mir, ich kenne Frau Gabrielen sehr genau, zu genau! Und seit Jahren! Sie war ja mit meinem Bruder so gut wie verlobt.

Hans.

Was?

Therese.

Versteht sich! Habe ich Ihnen die lustige Geschichte noch nicht erzählt? So gut wie verlobt! Ich durchschaute die gefühllose Leichtfertigkeit derjenigen, die mein guter, aber ganz verblendeter Bruder zur zweiten Mutter seiner engelhaften Tochter bestimmt hatte, und widersetzte mich mit allen Kräften

dieser unseligen Verbindung. Ich hatte eine Auseinandersetzung mit ihr, die ich nicht vergessen werde. Ich trotzte ihr das Geständniß ihrer leichtsinnigen Streiche ab; sie zerfloß in Thränen — einen Augenblick konnte ich an ihre Reue glauben. Da erhob sie sich trotzig, und mit der Drohung: „ich werde es Ihnen gedenken", stürzte sie davon. Ich habe sie nicht wieder gesehen; aber ich merkte, daß sie es bei der Drohung nicht hatte bewenden lassen. Ich merkte es, denn mein Widerstand trieb nicht die gefährliche Schöne, sondern mich, die lästige Schwester, aus dem Hause!

Hans.

Jetzt begreife ich allerdings, daß ich Sie heute zum erstenmale von Ihrem Bruder sprechen höre.

Therese.

Ich habe das Feld geräumt, habe mich trennen müssen von ihm und von Helenen, die ich über Alles liebe! — Möglich, daß dieser ernste Schritt meinem Bruder die Augen geschärft hat. Ich glaube wohl, daß er Gabrielen jetzt ziemlich gut kennt; aber das verhindert natürlich nicht, sie liebenswürdig und amüsant zu finden, und es ist mir sehr zweifelhaft, ob er es bei seiner lustigen Auffassung der Dinge und der Menschen jemals auch nur eigenthümlich gefunden habe, daß er nach wie vor mit der schönen Frau verkehrt. — Nun, das Unglück ist ja verhütet worden, — aber nicht durch mich, sondern durch einen guten und bequemen Mann, — durch den einfachen Herrn Commissionsrath Götzen, der seiner Auserwählten Alles bieten konnte, was sie verlangte: Spitzen und Diamanten, Pferde und eine Loge im Theater — und vor Allem — eine unbezahlbare Kurzsichtigkeit und wonnevolle Freude an ihren sinnigen Schäferspielen! — (Mit veränderter Stimme.) So, Hans, nun wissen Sie Bescheid! Sie wissen nun Alles, und wenn Sie ihr wieder gegenüberstehen und sich von ihr holdselig anstrahlen lassen, so werden Sie von dem Zauber ihres Wesens gerade so willig bestrickt werden und gerade so anmuthig lächeln, als ob Sie nichts wüßten! Ach, es ist eine erbärmliche Welt!

Hans.

Und daraus machen Sie mir am Ende gar einen Vorwurf? Soll ich die Dame, wenn sie mir liebenswürdig ...

Therese (erregt).

Liebenswürdig! Da haben wir's!

Hans.

Gut, sagen wir „höflich“; — soll ich auf ihr höfliches Entgegenkommen mit unhöflichen Schroffheiten antworten?

Therese.

Wenn sie es verdient, gewiß!

Hans.

Ach, Sie scherzen! Heute werden wir uns schwerlich einigen, denn es fehlt mir wirklich die Zeit, die Discussion fortzusetzen. — Ich muß noch einige Kleinigkeiten fertig machen.

Therese.

Jetzt noch? Es ist ja zu spät. Sie haben kein Licht mehr.

Hans.

Zu den paar Strichen brauche ich kein Licht. Der Doctor leistet Ihnen wohl noch etwas Gesellschaft? (Leise zu Bredow.) Laß nicht zu lange auf Dich warten, wir müssen an unsere Toilette denken.

Therese.

Hans! — (Zögernd.) Es ist eigentlich Unrecht von mir, ...

Hans (lächelnd).

Wie kann man nur!

Therese.

Sie haben ganz Recht. Was habe ich zu fragen! Aber Sie sagen mir doch Adieu?

Hans.

Versteht sich! Seien Sie übrigens ganz unbesorgt, (lustig, halblaut) lauter bärtige Männer! (Er geht ab.)

Fünfte Scene.

Therese. Dr. Bredow.

Therese.

Er kann noch lustig sein!

Dr. Bredow.

Und weshalb wollen Sie es nicht sein?

Therese.

Ach Doctor, am guten Willen fehlt es nicht! Es läßt sich nicht so sagen!

Dr. Bredow.

Doch, es läßt sich sagen! das Alleinsein hat Sie verbittert.

Therese.

Das mag sein.

Dr. Bredow.

Aber das ist ein schweres Unrecht, das Sie gegen sich selbst begehen! Anstatt mit der Welt zu schmollen, — mit der Welt, die so böse sein mag, wie es Ihnen beliebt, aber mit der wir nun doch einmal leben müssen, — sollten Sie mit ihr auszukommen suchen. Es ist gar nicht so schwer, man kann es lernen.

Therese.

Ich kenne die Welt leider zu gut.

Dr. Bredow.

Und doch nicht genug! Ueberlassen Sie den Pessimismus uns häßlichen Männern: — eine schöne Frau hat den milden Ausspruch gethan: „Wer Alles begreift, Alles verzeiht“.

Therese.

„Alles verachtet,“ wäre treffender.

Dr. Bredow.

Aber Fräulein, liebes Fräulein! Giebt es nicht vortreff-

liche Menschen? Sehen Sie sich doch nur um! Ist unser Hans nicht eine wahre, treue und gerade Natur? Nannten Sie nicht eben noch eine Ihrer Anverwandten ein engelhaftes Wesen? Und am Ende dürfte ich doch auch ... also fort mit den trüben Gedanken! Lassen Sie sich von Ihrer anmuthigen Nichte die bösen Grillen vertreiben. Versöhnen Sie sich mit Ihrem Bruder!

Therese.

Wir sind längst ausgesöhnt.

Dr. Bredow.

Das ist nicht der Ton, in dem die wirkliche Versöhnung spricht. Sie sind bitter, Fräulein Therese.

Therese.

Möglich, Doctor.

Dr. Bredow.

Sie müssen etwas für sich thun. Jetzt wendet sich der Arzt an Sie! Sie sind leidend.

Therese.

Mir fehlt nichts.

Dr. Bredow (mit Betonung, wiederholend).

Sie sind leidend! Die Abgeschlossenheit, zu der Sie sich verurtheilt haben, wirkt entschieden nachtheilig auf Ihren Gemüthszustand. Sie müssen sich zerstreuen, müssen Menschen aufsuchen und mit Menschen fröhlich sein.

Therese.

Soll ich mir vielleicht die Dilettantenkomödie, die heute zum Geburtstag der schönen Gabriele bei Götzens gegeben wird, vorspielen lassen? Ich bin wirklich der Ehre einer Einladung gewürdigt worden.

Dr. Bredow.

Ich würde das jedenfalls richtiger finden, als daß Sie sich hier mit Ihren trüben Gedanken absperren. Ihre Weltverachtung —

Therese.

Ist krankhaft, Sie haben ganz Recht! Ich will auch vernünftig werden. Es wird schon vorüber gehen. Ich bin etwas verstimmt — sonst Nichts — verstimmt unseres Freundes wegen.

Dr. Bredow.

Hans?

Therese (bejaht stumm).

Er hat sich in jüngster Zeit merkwürdig verändert; er zählt mir jetzt die Stunden zu, er verbirgt mir irgend etwas, er hat Heimlichkeiten — (traurig lächelnd) Heimlichkeiten! Es klingt beinahe so, als ob ich Ansprüche auf sein Vertrauen haben dürfte! Aber wenn es diese Gabriele wäre! — gerade diese! — Doctor, es würde mir leid thun, denn ich möchte ihn gern glücklich sehen.

Dr. Bredow.

Das weiß ich! Aber nebenbei sollten Sie auch Ihres eigenen Glückes gedenken! Es ist nicht in der Ordnung und nicht natürlich, daß sich eine Dame in Ihren Jahren, —

Therese (freundlich).

Ah! Sprechen Sie nicht von meinen Jahren! Ich bin ein Jahr älter als Hans!

Dr. Bredow (immer wärmer werdend).

Und fünf Jahre jünger als ich! Weshalb wollen Sie sich denn absolut alt machen, sich — und mich dazu! Nach Ihrer Alterschätzung bliebe mir bei meinen 35 Jahren schließlich auch kaum noch etwas Anderes übrig, als abzudanken! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich dazu gar keine Lust verspüre. (Mit veränderter Stimme.) Mein Fräulein! Sie lieben die Wahrheit! Schön! Ich will sie Ihnen einmal sagen! Denn ich bin ärgerlich, ärgerlich über Sie! Sie verscharren Ihre Jugend, wie der Geizhals das Gold, und darben! Das ist eine Schwäche! Es ist mehr als das: es ist ein Fehler! Es ist mehr als das: es ist eine Sünde! Es ist mehr als das —

Therese (lächelnd).

Ersparen Sie mir wenigstens die vierte Steigerung.

Dr. Bredow (ebenso).

Bitte, lassen Sie mich ausreden, jetzt bin ich einmal im Zuge! (In warmer Erregung fortfahrend.) Ein Mädchen wie Sie — wer fragt Sie denn nach Ihrem Taufschein, den Sie so gern zeigen? Ein Mädchen wie Sie — edel, geistvoll, gebildet und schön — ein Mädchen wie Sie, wie dazu geschaffen, zu beglücken und glücklich zu sein — Sie schließen sich ein und klagen über Ihr Alleinsein! Sie halten sich eine alte Maske vor und wundern sich, daß man Ihrer Frische nicht gewahr wird. Sie schmollen dem Geschicke, das verschwenderisch Ihnen seine Gaben zugetheilt, und hassen die Menschen, die nichts weiter verlangen, als Sie zu achten, zu verehren, zu lieben — ja zu lieben! (In komischer Erregung, vorwurfsvoll und stark.) Weshalb haben Sie sich nicht verheirathet?

Therese (lächelnd).

Fahren Sie mich doch nicht so an! Man fürchtet sich ja vor Ihnen.

Dr. Bredow.

Bitte, bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Wenn ich zur Besinnung komme, fehlt mir der Muth, fortzufahren. Also — weshalb haben Sie sich nicht verheirathet?

Therese.

Weil —

Dr. Bredow.

Bitte noch einen Augenblick Geduld! — Weil Sie an einem bösen unverzeihlichen Mißtrauen gekrankt und überall Eigennutz und Speculation gewittert haben, weil Sie den Reiz Ihres Wohlstandes zu hoch und den Ihrer Persönlichkeit zu gering geschätzt haben.

Therese.

Und weil die Ehe ein Glücksspiel ist, in dem ich sicher eine Niete gezogen hätte.

Dr. Bredow.

Und weshalb nicht einen Treffer? Ach, mein Fräulein, wenn Sie doch ein bischen Muth, und nur ein bischen von jenem göttlichen Leichtsinn, der zu allem Großen erforderlich ist, besessen hätten, — besäßen! wie glücklich hätten Sie sein können, wie glücklich könnten Sie noch werden!

Therese.

Noch werden?

Dr. Bredow.

Und weshalb nicht? Sehen Sie mich an, mein Fräulein! — Aber um's Himmelswillen, unterbrechen Sie mich jetzt nicht! Grade jetzt fühle ich den Muth in mir ...

Sechste Scene.

Die Vorigen. Betty.

Betty.

Gnädiges Fräulein —

Dr. Bredow (sich umwendend).

Es ist doch geradezu zum Verzweifeln!

Betty.

Es wünscht Sie Jemand zu sprechen, gnädiges Fräulein.

Therese.

Mich?

Betty.

Fräulein Helene, sollte ich sagen.

Therese (freudig überrascht).

Ah! sehr angenehm! (Betty ab.) Das ist ja wunderbar! Nun können Sie gleich die Bekanntschaft meiner kleinen Nichte machen.

Dr. Bredow (der auf die Uhr gesehen).

Leider muß ich jetzt auf dies Vergnügen verzichten! Es ist mein Verhängniß: ich kann nie zu Worte kommen. Aber ich will den Bann nun endlich brechen, und — ob beredt oder nicht beredt — Ihnen auf der Stelle sagen ...

Siebente Scene.

Dr. Bredow. Therese. Helene (in Balltoilette und Ueberwurf).

Therese
(indem sie Helenen auf's Herzlichste begrüßt).

Helene!

Dr. Bredow (für sich).

Es soll nicht sein! Da hilft nichts!

Therese.

Das ist ja reizend von Dir! Ich will Dir noch schnell einen Freund vorstellen, Herrn Doctor Bredow —

Dr. Bredow (indem er sich tief verneigt).

Der es lebhaft bedauert, es für jetzt bei der bloßen Vorstellung bewenden lassen zu müssen. — Ich hatte mich von dem gnädigen Fräulein bereits verabschiedet. — Ich habe die Ehre, mein Fräulein. (Zu Theresen.) Auf Wiedersehen.

Therese (reicht ihm die Hand).

Auf Wiedersehen!

Dr. Bredow (beim Abgehen, für sich).

Es hat nicht sein sollen. Aber morgen — morgen im Sturm! (Er grüßt die Damen und geht.)

Achte Scene.

Therese. Helene.

(Während der Scene dunkelt es allmählich.)

Therese.

Nun was führt Dich denn zu mir? (Helene betrachtend, die sich überall umsieht.) Was machst Du denn für ein verwundertes Gesicht?

Helene.

Wie das hier bei Dir aussieht, arme Tante!

Therese (lächelnd).

Wie denn?

Helene.

So — so sehr einfach!

Therese.

Ach so! — Ja, Kind, auf Gäste in solcher Toilette bin ich nicht eingerichtet.

Helene.

Bist Du denn wirklich — so überaus ökonomisch, wie die Leute sagen?

Therese.

Die Leute halten mich für geizig? So? — Nun, Du kommst aber doch gewiß nicht, um Charakterstudien zu machen. Was hast Du denn auf dem Herzen?

Helene.

Ach, sehr viel, liebe Tante! Eigentlich wollte ich schon längst Deinem Verbote trotzen — (indem sie sich umsieht), das mir jetzt allerdings verständlicher geworden ist. — Ich wollte Dich schon längst in Deiner Häuslichkeit aufsuchen! Es ist doch zu traurig, daß wir uns so selten und immer nur an einem dritten Orte sehen. Heute hat es sich nun wie von selbst gemacht. Du weißt, daß Götzens, die seit Kurzem Deine Nachbarn geworden sind, — sie wohnen seit vierzehn Tagen da drüben —

Therese.

Ich weiß.

Helene.

Daß Götzens heute an Gabrielens Geburtstag ein großes Fest geben —

Therese.

Ich weiß.

Helene.

Richtig, Gabriele hatte ja die Einladung für Dich der unsrigen beigeschlossen, weil sie Deine Adresse nicht kannte.

Therese.

Es ist auch gar nicht nöthig, daß sie davon unterrichtet wird.

Helene.

Wir haben also heute Thee, Ansprache an das Geburtstagskind mit obligatem Tusch, Theatervorstellung, Souper und Ball. Papa ist natürlich der Hauptarrangeur. Er hat die Ansprache gedichtet — oder wenigstens gereimt, die Regie geführt und so weiter. Da Papa nun wegen der Vorbereitungen vor der Vorstellung drüben sein muß, und ich den Wagen meinetwegen nicht hin und her fahren lassen wollte, bin ich gleich mitgekommen — unser Diener wartet draußen, es ist ja nur ein Sprung über die Straße — und so kann ich denn wieder einmal mit Dir plaudern, recht gemüthlich und vertraulich — wie früher.

Therese.

Das ist gescheidt! Leg' ab, Kind, und setz' Dich!

(Helene bemerkt, während sie den Ueberwurf ablegt, die Staffelei.)

Helene.

Malst Du denn?

Therese (etwas befangen).

Ich denke, Du wolltest mir etwas erzählen.

Helene.

So viel, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll. Kennst Du Herrn Christian Strauß?

Therese.

Den Associé des Herrn Götzen? Sehr gut! Er verwaltet ja mein Vermögen — die Reste meines Vermögens!

Helene.

Was hältst Du von ihm?

Therese.

Ich halte ihn für einen tüchtigen Kaufmann.

Helene.

Könntest Du Dich in ihn verlieben?

Therese.

Ich glaube nicht!

Helene.

Ich könnte es bestimmt nicht! Und nun denke Dir meinen Schrecken, als mich Papa heute beim Dessert auf einmal fragt, welche Gefühle ich für Herrn Strauß hege. „Gar keine," antwortete ich. Papa lächelte schelmisch und klopfte mir die Wangen.

Therese.

So?

Helene.

Nun erst wurde mir mit einem Male klar, daß dem ganzen Verhalten des Herrn Strauß mir gegenüber in letzter Zeit eine gewisse Absichtlichkeit zu Grunde gelegen hatte. Ich hatte es wahrhaftig noch nicht bemerkt. Er war öfter bei uns zu Tisch gewesen, hatte den Abend bei uns oder mit uns im Theater verbracht, hatte Vielliebchen mit mir verloren und mir allerhand kleine Aufmerksamkeiten erwiesen.

Therese.

Und nun merktest Du auf einmal —

Helene.

Ja, nun merkte ich.

Therese (nach kurzem Besinnen).

Du willst entschieden nichts von ihm wissen?

Helene.

Ganz entschieden nichts.

Therese.

Helene, die Sache will doch überlegt sein.

Helene.

Aber Tante!

Therese.

Herr Strauß entspricht zwar nicht ganz dem Ideale, das sich ein junges Mädchen von seinem künftigen Lebensgefährten bildet; er ist recht nüchtern und ein bischen geradezu, beinahe ein wenig derb; aber heutzutage legt man ja auf dergleichen Kleinigkeiten keinen besondern Werth und (lächelnd) in der Hauptsache kann Herr Strauß die Probe bestehen: er besitzt in praktischen Dingen einen klaren Blick und, Kind, er ist reich.

Helene.

Was mache ich mir daraus?

Therese.

Nichts, so lange Du die Entbehrungen nicht kennst. Vielleicht aber mehr, als Du denkst, sobald Du diese traurige Bekanntschaft machst. Du mußt doch, gerade so gut wie Deine Freundinnen, im Sommer reisen und im Winter die Vergnügungen der Residenz mitmachen können, — so gehört es sich. Und zur Bestreitung all dieser Unentbehrlichkeiten ist nichts bequemer ...

Helene.

Quäle mich doch nicht! Lieber mit dem Manne, den ich liebe, darben, als —

Therese (lächelnd).

Darben! Und hier war es Dir zu ärmlich!

Helene.

Nicht zu ärmlich, nur ein wenig traurig. Du siehst mir hier so allein aus! Weshalb kommst Du nicht wieder zu uns,

Therese? Ich lebe, seitdem Du mir fehlst, nur noch ein halbes Leben.

Therese (zärtlich).

Du liebes Kind!

Helene.

Einem Vater kann man ja doch nicht Alles sagen, wenn er auch noch so gut ist. Und ich habe das Herz so voll, so voll! —

Therese
(Helenen liebevoll an sich ziehend, leise).

Liebst Du?

Helene (verschämt, leise).

Ich glaube ja — ich weiß es noch nicht ganz genau. —

Therese.

Und liebt er Dich?

Helene.

Ich hoffe es. Wir haben noch nicht darüber gesprochen.

Therese.

Er ist wohl schüchtern?

Helene.

Ach nein. Wir haben uns bisher immer bei fremden Leuten gesprochen und sind nicht einen Augenblick unbelauscht gewesen. In Worten haben wir uns noch sehr wenig sagen können, aber wir sehen uns oft an, und in der wortlosen Sprache, die ich durch ihn gelernt habe, hat er mir eigentlich Alles schon gesagt.

Therese.

Könnte ich ihn nicht kennen lernen?

Helene (freudig).

Ach, das wäre himmlisch!

Therese.

Diese Heimlichkeiten bei fremden Personen — sie gefallen

mir nicht. Ich werde schon irgend einen Vorwand finden. — Und bei der Schwester Deines Vaters —

Helene.

Ach, Du bist zu gut.

Therese.

Zu gut? Schwach bin ich, weil ich Dich lieb habe, Du Schelm!

Helene.

Und Du wirst es nicht bereuen! — Wenn Du ihn kennen lernst —

Therese.

Laß mich nur seine Adresse wissen!

Helene.

Morgen, Tante. Morgen bin ich hoffentlich viel gescheidter. Ich hoffe ihn heute bei Götzens zu treffen. Ich habe übrigens keine Ahnung, wo er wohnt. Sobald ich die Gewißheit habe, daß er es gut mit mir meint, schreibe ich Dir.

Therese.

Thu' es!

(Inzwischen ist es dunkel geworden; durch das breite Fenster sieht man, wie die Fenster im gegenüberliegenden Hause glänzend beleuchtet worden sind.)

Helene.

Es wird wohl an der Zeit sein, mich zu empfehlen. Drüben sind schon alle Lichter angezündet. Es sind auch schon Leute da! Von hier aus kannst Du mich ja tanzen sehen. Ich werde von Zeit zu Zeit an das Fenster treten und zu Dir herübernicken. (Während ihr Therese den Ueberwurf über hängt.) Weshalb kommst Du denn eigentlich nicht mit?

Therese (lächelnd).

Das fragst Du jetzt, kleine Egoistin? (Es klopft.) Herein!

Neunte Scene.

Die Vorigen. Strauß.

Strauß.

Verzeihen Sie die ungewohnte Stunde. — (Helene erblickend.) Ah, Fräulein Helene! Welch' unerwartete Freude! Sie haben, wie ich sehe, ebenfalls die günstige Conjunctur benutzt — ich meine die Nachbarschaft (nach dem gegenüberliegenden Hause weisend. Zu Theresen sich wendend). Das mag auch mein spätes Eindringen bei Ihnen entschuldigen. Für uns Kaufleute ist Zeit Geld, und ich wollte in aller Eile noch eine trockene Geschäftssache mit Ihnen erledigen; aber nun kann ich ja morgen —

Helene.

Bitte, Herr Strauß, ich wollte gerade gehen; der Diener wartet draußen —

Strauß.

Ich werde mich des Vergnügens, Sie zu Götzens hinüber zu führen, gewiß nicht berauben; ich bitte nur um einen Augenblick Geduld. (Zu Theresen, die Licht anzünden will.) Nur keine Umstände, es ist schnell abgemacht. (Helene tritt an das Fenster; Strauß und Therese bleiben vorn.) Es verträgt sich mit meinem kaufmännischen Gewissen nicht, Ihren Herrn Bruder noch länger in dem Wahne zu erhalten, daß er seinen Luxus aus eigenen Mitteln bestreitet.

Therese.

Aber Sie kennen ja meine Meinung.

Strauß.

Ja, aber ich kann sie nicht billigen. Sie sagen: mein Bruder braucht viel Geld, ich brauche fast nichts — die gleiche Theilung unseres Vermögens ist nicht richtig; mag er also von dem meinen nehmen, so viel wie nöthig. Das ist edel, ist sogar großartig, — aber die Folge? Ihr Herr Bruder ruinirt Sie, ohne daß er eine Ahnung davon hat. Er ist zwar ein sehr unkundiger Geschäftsmann, aber früher

oder später muß es ihn doch frappiren, daß die Papiere fallen, die Grundstücke sich entwerthen und seine Revenuen wachsen. Und kommt er dahinter — in dem Punkte versteht er keinen Spaß — dann hab' ich's zu büßen. Außerdem darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß Sie ...

(Man hört, wie draußen auf dem Corridor eine Thür zugeworfen wird, Hans, der die Treppe hinabsteigt, trällert eine lustige Melodie, den Anfang eines Walzers oder dergleichen; Helene und Therese schrecken zusammen, Helene tritt einige Schritte vor und horcht auf den Gesang, der allmählich verhallt.)

Therese (leise für sich).

Was ist das? Sollte er gehen??

Strauß.

Sie hören doch zu? — Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß Sie, wenn Sie so fortfahren, binnen Kurzem vis-à-vis de rien stehen.

Therese (nach der Ausgangsthür blickend).

Es ist ja nicht möglich!

Strauß.

Doch, mein Fräulein, es ist sogar wahr.

Therese (zerstreut).

So, so? Nun, das schadet ja nichts!

Strauß.

Doch, mein Fräulein, es schadet sehr viel! Ihr Herr Bruder ist ohne Zweifel einer der ehrenhaftesten Cavaliere, aber — nehmen Sie mir's nicht übel — ein ganz miserabel schlechter Rechner! Wir Krämer —

Therese (immer nach der Thür blickend, auf Strauß kaum achtend).

Er hatte mir doch ausdrücklich versprochen —

Strauß.

Ja, mein Fräulein, was verspricht man nicht! An Ihnen ist es jetzt zu handeln. Sie müssen einen Strich machen! Ich hielt es für meine Pflicht, Ihnen dies zu sagen.

Therese (zerstreut).

Ich bin Ihnen sehr dankbar. Ist meine Unterschrift erforderlich?

Strauß (erstaunt).

Ihre Unterschrift? Im Gegentheil, verweigern Sie jede Unterschrift, mein Fräulein! Sie haben mich doch verstanden?

Therese.

Vollkommen.

Strauß (zu Helenen).

Mein Fräulein, ganz zu Ihren Diensten.

Helene.

Adieu, Therese.

Therese.

Adieu, liebes Kind.

Strauß (sich verabschiedend).

Mein Fräulein....

(Helene und Strauß ab.)

Zehnte Scene.

Therese (allein).

Gottlob, daß sie fort sind! (Sie tritt an's Fenster und blickt einige Secunden auf die Straße hinunter.) Da gehen sie. — (Sie eilt schnell zur Thür rechts, öffnet dieselbe, und ruft:) Hans! (Nach kurzer Pause.) Hans! (Pause.) Nun? (Sie verläßt auf einen Augenblick die Bühne, die allmählich dunkel geworden ist, und kommt langsam wieder; mit traurigem Ausdruck.) Er ist wirklich fort, das hätte er früher nicht gethan. — (Vom gegenüberliegenden Hause tönen Hochrufe und Tusch herüber.) Da drüben jubeln sie! Und hier! — (Sie seufzt tief auf.) Da drüben lachen sie — und ich möchte weinen. Mir ist so schwer um's Herz, so schwer! (Nachdem sie einige Secunden am Fenster gestanden und hinüber geblickt hat, fährt sie auf einmal erschrocken zurück.) War das nicht sein Schatten? — Unmöglich! Das hätte er mir nicht verschwiegen! Es wäre unrecht von ihm. Unrecht? (Weich.) Weshalb? Darf ich klagen?

Ich darf und will nicht klagen; denn ich bin ja ohnmächtig. Ich kann ja nichts dagegen machen. (Mit etwas veränderter Stimme.) Ich werde mich wohl getäuscht haben, er hätte es mir gesagt. (Sie will Licht anzünden; es steckt nicht fest in dem Leuchter, sie sieht sich um, nimmt Gabrielens Brief, den Hans vergessen hat, reißt einen Streifen ab, befestigt mit demselben das Licht, das sie anzündet. Unwillkürlich fällt ihr Blick auf den Brief.) Was ist das? (Sie liest mit halbleiser Stimme.) „Lieber Maler, ... excuse ... man erwartet Sie. Gabriele." (Sie läßt den Brief fallen.) Ich hatte doch richtig gesehen! (Sie faßt an ihr Herz.) Es schmerzt ganz seltsam. (Drüben wiederholte „Hochs" und Tusch.) Ein Hoch der schönen Frau Gabriele! Und er jubelt mit! Ich will ihm keinen Vorwurf machen. (Sie setzt sich, träumerisch vor sich hinblickend.) Ich will auf ihn warten, vielleicht kommt er bald! Ich habe ja nichts zu versäumen! — Ich will warten.

(Während sie trübselig vor sich hinblickt, fällt langsam der Vorhang.)

Zweiter Act.

Beim Commissionsrath Götzen.

Gesellschafts-Salon mit höchstem Luxus decorirt, reiche Draperien und Portièren, kostbare Möbel, Blumenschmuck, Statuetten, glänzende Beleuchtung. Durch die breite offene Mittelthür sieht man in ein Durchgangs-Zimmer, das nach dem Tanzsaale führt. Rechts im zweiten Plan eine Thür, gegenüber links das Büffet mit kalten Speisen u. s. w. In der Mitte der Bühne ein Etablissement (Runddivan), auf dem Mittelstücke irgend eine moderne Statue (etwa die Hebe von Canova oder dergl.) auf einem mit Blumen geschmückten Postamente. Vorn links ein Fenster, an diesem Causeusen, ein Blumentisch xc., so daß dieser Platz einen recht behaglichen und gemüthlichen Eindruck macht; rechts vorn ein Spieltisch mit Stühlen; die Tanzmusik hinter der Bühne, welche vernehmbar ist, ist sehr discret zu behandeln.

Erste Scene.

Beim Beginne der Handlung befinden sich verschiedene Gruppen von Gästen auf der Bühne, Herren und Damen, unter Andern **Strauß** und **Schönhart** im Gespräche, mit mehreren Herren; am Büffet, u. A. **Krone.**

Strauß.

Das muß Krone wissen.

Schönhart.

Krone? Wer ist das?

Strauß.

Sie kennen Krone nicht? Die wandelnde kleine Chronik der Haupt- und Residenzstadt? Unseren braven Allerwelts-Krone, der in den vier Wintermonaten 120 Gesellschaften mitmacht und 120 mal hinter einander Rehrücken und Fasanen

essen muß, der allen Alkoven-Klatsch und alle Boudoir-Geheimnisse kennt und unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit rastlos colportirt? — Sie kennen Krone nicht? Dann passen Sie einmal auf! (Sich nach hinten wendend.) Herr Krone!

Krone (näher tretend).

Ah, Herr Strauß! Wußte schon, daß Sie Ihre Karlsbader Kur abgekürzt haben, und nicht blos wegen des Geburtstages der Frau Ihres Herrn Socius. Sie waren doch in Karlsbad?

Strauß.

Ihre Fragen kann man immer nur bejahen, Sie Allwissender!

Krone.

Bitte, bitte.

Strauß.

Sagen Sie, Freund, ist es denn wahr? Herr Rudolf von Estberg —

Krone.

Daß er diesen Sommer schlechte Geschäfte gemacht hat, müssen Sie doch am besten wissen. Sie verwalten ja sein Vermögen ... Aber ich verstehe — Fräulein Helene! Ich kann es Ihnen nicht verdenken, es ist ein hübsches Mädchen!

Strauß.

Sonst nichts Neues?

Krone.

Unsre leichtgeschürzte und anmuthige Frau Gabriele ...

Schönhart.

Vorsicht! Herr Götzen ging hier eben vorüber.

Krone.

Hat gar nichts auf sich; der Mann ist so eingerichtet, daß er von den Bewunderern seiner Frau nichts übel nimmt.

Sie haben doch auch bemerkt, wie Frau Gabriele den Herrn Baldenius heute auszeichnet.

Strauß.

Auszeichnet? Nun ja, wenn man will! Die liebenswürdige Frau erinnert mich lebhaft an die gutmüthigen Jurys unserer Localausstellungen; von ihr bekommt Jedermann eine Prämie, oder zum mindesten eine ehrenvolle Erwähnung.

Krone.

Sehr wahr! Sie ist das Mädchen, — sie ist die Salondame aus der Fremde,

Sie theilet Jedem eine Gabe
Dem Früchte, jenem Blumen aus
Der Jüngling und der Greis am Stabe . . .

— aber ich will nichts gesagt haben! (Wendet sich nach hinten.)

Strauß (zu Schönhart.)

Sind Sie nun unterrichtet?

Schönhart (lächelnd).

Vollkommen. Baldenius ist doch der junge Maler — die „Waise des Revolutionärs"!

Strauß.

Ich glaube ja, — das muß Krone wissen. — Herr Krone!

Krone (indem er wieder nach vorn kommt).

Sie wünschen?

Strauß.

Herr Baldenius, von dem Sie eben sprachen —

Krone.

Ein Talent; — die „Waise des Revolutionärs" hat sich brillant verkauft. Uebrigens — ganz unter uns gesagt — soll er ein kleiner Schwerenöther sein; (leise) man spricht von einem innigen Freundschaftsbunde mit einem reifen Mädchen . . . Sie verstehen doch! — Aber ich will nichts gesagt haben!

Er geht wieder nach hinten.)

Schönhart.

Das hätte ich dem jungen Manne nicht zugetraut.

Strauß.

Da kommt er.

Zweite Scene.

Hans und Dr. **Bredow** nach vorn kommend. **Gäste**, die ab und zu gehen. **Strauß** und **Schönhart** gehen nach hinten.

Dr. Bredow.

Ich amüsire mich köstlich!

Hans.

Bis jetzt kann ich das noch nicht behaupten.

Dr. Bredow.

Du bist ein verwöhnter, undankbarer Mensch! Unsere reizende Wirthin hat Dich durch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit offenbar schon verdorben.

Hans.

Ach Frau Götzen ...

Dr. Bredow.

Hans, unterschätze die Frau nicht! Von dieser herzlichen Gastfreundschaft macht man sich in einer kleinen Stadt ja keine Vorstellung. Wir haben zehn Worte gewechselt und die Dame hat mir zehn Verbindlichkeiten gesagt. Das ist ein Talent! Davor habe ich Respect, grade, weil ich mir nichts darauf einbilde! Ich schätze die rauhe Wahrheit in der Vertraulichkeit der Freundschaft — im oberflächlichen Verkehr aber gebe ich der holden Freundlichkeit, selbst wenn sie nicht ganz ernst gemeint ist, den Vorzug. Ich finde Frau Götzen reizend!

Hans.

Nun seh' Einer den Enthusiasten! Habe ich denn ein Wort gegen die schöne Frau gesagt?

Dr. Bredow.

Das fehlte auch noch! Aber Du bist nicht artig genug — Du stehst da ...

Hans.

Ich bin zerstreut. Ich möchte gern mit Jemand sprechen, und es ist mir, da ich nicht tanzen kann, noch nicht gelungen.

Dr. Bredow (nach hinten deutend, auf Götzen, der am Büffet steht).

Kennst Du den vergnügten Herrn? Dort, am Büffet? Er trinkt gerade ein Glas Sekt. Er saß während der Komödie neben mir, und wir haben um die Wette geklatscht; er konnte es übrigens noch besser als ich! Er hat gejubelt, als ob er von Frau Götzen etwas zu erwarten hätte.

Hans.

Das glaube ich nicht, es ist ihr Mann.

Dr. Bredow.

Das? — Der Herr vom Hause?

Hans.

Wenigstens der Mann der Frau vom Hause. In dem landschaftlichen Gemälde dieses ehelichen Idylls bildet der Gatte die Staffage.

Dr. Bredow.

Stelle mich nur vor, gewissermaßen gehört der Mann doch auch zur Familie.

Dritte Scene.

Hans. Götzen. Dr. Bredow. Gäste.

Hans (zu Götzen, der schnell vorbeigehen will).

Herr Commissionsrath, in aller Eile! Sie gestatten mir wohl? Mein Freund, Dr. Bredow ...

Götzen.

Ah, freut mich sehr! Wir kennen uns ja, wir waren

ja Nachbarn. Was sagen Sie zu der Frau? Wie hat sie gespielt? Was?

Dr. Bredow.

Meisterhaft!

Götzen.

Nicht wahr! Und wie sie Kömödie spielt, so kann sie Alles, was sie anfaßt! Sie malt Ihnen Blumen und Männchen, spielt und singt, reitet und fährt und — was weiß ich! Die Frau kann Alles! — spielend! Geben Sie ihr eine Mandoline, bringt sie Ihnen eine Serenade, geben Sie ihr Wolle, häkelt sie mir eine Schlafmütze! — Aber, wie die Frau auch vergöttert wird, nicht blos von mir, — von allen meinen Freunden! Von meinem Freunde Estberg! . . . Sehen Sie blos! (Nach dem Hintergrunde weisend, wo Gabriele von Strauß geführt, inmitten einer lachenden Gruppe sichtbar wird.) Diese fröhlichen Gesichter! Was sagen Sie zu der Frau? (Entfernt sich schnell, beim Abgehen zu einem Diener.) Erfrischungen nach dem gelben Zimmer!

(Hans und Bredow blicken ihm lächelnd nach.)

Hans.

Der Glückliche!

(Sie treten an das Buffet, während Gabriele und Strauß nach vorn kommen.)

Vierte Scene.

Strauß und **Gabriele.** **Hans** und **Bredow** weiter hinten. **Gäste.**

Gabriele (ausgelassen lachend).

Ha — ha — ha! Das wäre ja unbezahlbar! Wissen Sie es denn genau?

Strauß.

Aus der zuverlässigsten Quelle.

Gabriele (immer noch lachend).

Nein, das wäre zu komisch! Der junge Herr Baldenius in der Intimität mit einer betagten Dame! Denken Sie sich doch die Gruppe! (Sie lacht herzlich.)

Strauß.

Krone hat es mir gesagt, und Krone muß es wissen.

Gabriele.

Köstlich, köstlich! — Ich werde die Wahrheit schon herausbekommen.

Strauß.

Ich habe Ihnen aber nichts gesagt?!

Gabriele (mit den Augen blinzelnd).

Sie kennen mich doch!

(Strauß wendet sich nach hinten und tritt später in den Saal.)

Hans (der an's Fenster getreten ist, auf die Straße hinüberblickend).

Tante Therese hat noch Licht! — Sonderbar!

Gabriele (tritt etwas näher und blickt gleichfalls hinüber, für sich).

Weshalb er nur immer nach seinem Hause hinüberblickt? Ein Fenster ist noch erhellt! Sollte da ...?

(Die Musik beginnt auf's Neue. Einige Herren und Damen verlassen die Bühne.)

Dr. Bredow (sich vor Gabrielen verneigend).

Würden Sie mir die Ehre geben, gnädige Frau?

Gabriele.

Daß ich Ihnen — gerade Ihnen, unserem besten Tänzer, einen Korb geben muß, bedaure ich herzlich; aber ich bin schon engagirt. (Etwas lauter.) Von Herrn Baldenius!

(Hans markirt in sehr discreter Weise seine Ueberraschung.)

Dr. Bredow.

Und der folgende Tanz?

Gabriele.

Gern. (Auf eine ältere sehr corpulente Dame weisend.) Da sitzt übrigens eine vorzügliche Tänzerin; seien Sie galant, Herr Dr. Bredow.

Dr. Bredow.

Wo? — Da?

Gabriele (lächelnd).

Jawohl, da!

Dr. Bredow (mit einem Seufzer.)

Wie Sie befehlen!

(Er engagirt die Dame und verläßt mit ihr den Saal).

Fünfte Scene.

Hans. Gabriele.

Gabriele.

Haben Sie mir die kleine Nothlüge verziehen? Ihr guter Freund bewegt sich nämlich mit Vorliebe auf den Füßen und Schleppen seiner Tänzerinnen und überdies ...

Hans.

Ihre Liebenswürdigkeit entzückt mich, gnädige Frau; ich muß nur zu meiner Schande gestehen, daß meine choreographische Fertigkeit über das bescheidene Niveau des Contretanzes sich nicht erhebt. Ich kann nicht walzen.

Gabriele.

Um so besser! Am Tanze ist mir gar nichts gelegen. Ich wollte nur ein bischen mit Ihnen plaudern; mich erfrischen nach all' den Gleichgültigkeiten, die ich schon gesagt, und für die, die ich noch zu sagen habe, neue Kräfte sammeln. (Auf der Causeuse am Fenster Platz nehmend.) Setzen Sie sich zu mir!

Hans.

Wenn es Ihnen recht ist, — nicht so nahe dem Fenster.

Gabriele.

Weshalb denn nicht? Es giebt ja keinen reizenderen Schmollwinkel! Und dazu die Aussicht — auf Ihr Haus! — Aber sehen Sie doch, Herr Baldenius! — weshalb stellen Sie sich denn hinter mich? — sehen Sie doch! Sie haben ja vergessen, Ihr Licht auszulöschen. Das Fenster dort, das noch erleuchtet ist, — es ist doch das Ihres Zimmers?

Hans.

Nein, gnädige Frau! Aber bitte, (sich dem Runddivan nähernd) wollen Sie nicht lieber hier Platz nehmen? Ich scheue den Zug.

Gabriele (aufstehend).

Das ist nicht Ihr Fenster? Ich hätte wetten mögen, daß ich Sie dort habe träumen sehen — oder wenigstens sinnen — wie Sie jetzt sinnen. Sie scheinen mir doch etwas böse zu sein.

Hans.

Aber gnädige Frau! Wie könnte ich! Ich mache mir allerdings Vorwürfe, daß ich Sie der Gesellschaft entziehe und frage mich, ob es gestattet ist —

Gabriele.

Es ist Manches nicht gestattet, ohne daß es deshalb gerade verboten wäre. Die Hauptsache ist doch, daß man sich amüsirt. Und das bischen Amüsement wird einer verheiratheten Frau heutzutage so erschwert —

Hans (lächelnd).

Wirklich?

Gabriele.

Sie machen ein ungläubiges Gesicht? — Sie wissen gar nicht, wie man uns bei jeder Gelegenheit an unser Verheirathetsein erinnert! Als ob man daran erinnert zu werden brauchte. Ach, (halb lächelnd) wir sind wirklich zu beklagen!

Hans.

Ganz gewiß! Sie sehen auch so unglücklich aus, so verhärmt!

Gabriele.

Spotten Sie nur! Dürfen wir denn unseren Gram zeigen? Wir müssen ja immer hübsch aussehen, denn die Häßlichkeit ist wieder eines jener Vorrechte, die die klugen Männer für sich in Anspruch genommen haben. Eine häßliche Frau ist eine Unhöflichkeit der Natur.

Hans.

Und Sie sind höflich, meine Verehrteste! Ich weiß es und habe Ihnen zu danken für Ihr Vertrauen zu meiner Einsicht.

Gabriele.

Zu Ihrer Einsicht?

Hans.

Nun ja. — Sie wissen ganz gut, daß ich nicht zu jenen Gecken gehöre, die hinter jeder harmlosen Freundlichkeit einer höflichen Dame den Ausdruck mitschuldiger Theilnahme erblicken.

Gabriele.

Wer weiß, Herr Baldenius! Wer vermag denn genau den Punkt zu bezeichnen, wo bei uns Frauen das harmlose Lächeln aufhört und das wirkliche — meinetwegen mitschuldige Interesse anfängt.

Hans.

Wieder eine Ihrer allerliebsten Verheißungen! — Meine Gnädige, in den letzten zehn Minuten haben Sie mir schon wenigstens zehn Kleinigkeiten gesagt, von denen eine einzige genügen würde, um einen eingebildeten Menschen mit den tollsten Hoffnungen zu erfüllen. Vielleicht würden Sie sich jetzt besser amüsiren, wenn ich so eingebildet wäre und Sie beim Worte nähme —

Gabriele.

Sie wären der Mann, der es am Ende gar schwarz auf weiß verlangte.

Hans (lächelnd).

Von Ihnen, ja.

Gabriele.

Gewisse Dinge, Herr Baldenius, giebt man sich aber niemals schriftlich; man stellt keinen Schuldschein darüber aus und verlangt keine Quittung dafür. Habe ich Recht?

Hans.

Vollkommen. Um so mehr, als von einer Schuld gar nicht die Rede sein kann.

Gabriele.

Gar nicht? (Sie pflückt eine Blume aus ihrem Bouquet und giebt sie ihm.) Ein klein bischen sollen Sie mir doch schulden! Das schenke ich Ihnen für Ihre Sammlung. (Sie nähert sich dem Fenster.)

Hans (für sich).

Und wenn man bedenkt, daß nicht ein einziges Wort ernsthaft gemeint ist — es ist wirklich imposant! (Laut.) Sie scheinen für den Platz am Fenster eine besondere Vorliebe zu haben.

Gabriele (am Fenster, mit dem Fächer schalkhaft drohend).

Zum Glück bin ich discret! Herr Hans Baldenius, Sie sind ein gefährlicher Mensch! Sie haben zu viel Glück bei Frauen.

Hans (der in der Mitte der Bühne bleibt).

Wahrhaftig nicht.

Gabriele (sich ihm wieder nähernd).

Leugnen Sie es doch nicht! Was schadet es Ihnen? Ein Mann kann den Ruf vieler Frauen verderben, aber viele Frauen verderben noch lange nicht den Ruf eines Mannes. Uebrigens finde ich es ganz in der Ordnung, daß Sie sich mit Ihren Triumphen nicht brüsten.

Hans.

Ich kann Ihnen nur wiederholen, Sie erweisen mir die Ehre, meine Gefährlichkeit bedeutend zu überschätzen.

Gabriele (ungläubig lächelnd).

Ich lasse es mir nicht ausreden — ich könnte Diejenige malen, so deutlich sehe ich sie vor mir.

Hans.

Wen?

Gabriele.

Diejenige, die ein discreter Mann unter keiner Bedingung nennen wird.

Hans (lächelnd).

So! Und wie sieht sie denn aus? Es würde mich interessiren, mein Ideal kennen zu lernen!

Gabriele.

Aber wenn ich richtig rathe, sagen Sie mir die Wahrheit?

Hans.

Gewiß.

Gabriele.

Also: klug, — ruhig, — nicht mehr in der allerersten Frische —

Hans (lächelnd).

Wie kommen Sie denn auf diese wunderbare Vermuthung?

Gabriele.

Ich glaube, Sie schwärmen für den Sonnenuntergang; habe ich Recht?

Hans (lustig).

Wirklich nicht, gnädige Frau — ganz gewiß nicht.

Gabriele
(die sich wieder von Hans entfernt hat und an das Fenster getreten ist).

Wenn Sie nicht schon reiche Erfahrungen gesammelt hätten, könnten Sie in Ihrem Alter nicht so zurückhaltend sein. Sehen Sie, (lächelnd) — sehen sie nur die Distance, die uns trennt.

Hans.

Sie haben sich ja von mir entfernt, ich bin nicht vom Platze gewichen.

Gabriele (nach dem gegenüberliegenden Fenster blickend).

Das Licht intriguirt mich. Wer mag da wachen? Eine Mutter bei ihrem kranken Kinde? — Eine Arbeiterin über

ihrer Stickerei? — Ein verlassenes Liebchen? (Sie wirft einen flüchtigen Seitenblick auf Hans, welcher den unangenehmen Eindruck, den Gabrielens Worte auf ihn hervorbringen, durch eine leichte Bewegung verräth. — Für sich.) Er ist doch jünger, als ich gedacht habe! Er kann sich noch nicht verstellen!

(Die Musik schweigt, verschiedene Gäste treten auf.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. v. Estberg. Dr. Bredow und andere **Gäste.**

Gabriele (zu Hans sich wendend).

Uebrigens — unser Tanz ist aus. Sie sind von mir erlöst! Sie vergessen doch nicht, daß Sie noch in meiner Schuld sind. (Hans verbeugt sich und nähert sich dem Fenster. Gabriele für sich.) Wer mag da drüben wohnen? Das muß Krone wissen. (Sie geht auf Estberg zu.)

Hans (für sich, nach dem gegenüberliegenden Fenster blickend).

Therese, die gute treue Seele! Und dieser schmähliche Verdacht! (Er mischt sich unter die Gäste und unterhält sich mit Dr. Bredow.)

Gabriele (welche inzwischen an v. Estberg herangetreten ist.)

Nun, lieber Estberg, fleißig getanzt?

v. Estberg.

Jawohl! Fleißig! Sie haben ein Talent, die unmöglichsten Tänzerinnen zu versorgen — großartig! Ich habe Ihnen noch besonders zu danken!

Gabriele.

War sie nicht nett?

v. Estberg.

Diese schmachtende Person? Das reine Pyrmont! Und während ich mich abplagte, haben Sie sich hier mit — dem revolutionären Waisen-Vater jedenfalls vortrefflich unterhalten?

Gabriele.

Eifersüchtig? Schämen Sie sich, Estberg! Sie sollten doch meine Gesinnungen kennen! Eifersüchtig auf — Den? Du lieber Himmel! Wenn Sie wüßten, von wem wir gesprochen haben . . .

v. Estberg (bedenklich lächelnd).

Wohl von mir?

Gabriele (Estbergs Schultern kokett mit dem Fächer berührend).

Von wem anders, mauvais sujet! Und Sie scheinen es nicht einmal zu glauben? Wahrhaftig, Sie mißbrauchen meine Güte! Ich werde noch ernsthaft böse auf Sie werden.

v. Estberg.

So ist es recht! Ich komme, um mich zu beschweren — und Sie lesen mir den Text!

Gabriele.

Ach, Sie verdienen gar nicht, daß man Sie gern hat! Ich hatte mich so darauf gefreut, mich von den Gleichgültigkeiten, die ich hier als Wirthin (mit einem Blick auf Hans) allen möglichen Leuten zu sagen gezwungen bin, in der Vertrautheit mit einem Freunde erholen zu können — und nun machen Sie ein verdrießliches Gesicht! Sie wissen doch, daß ich nicht lustig sein kann, wenn ich Sie verstimmt sehe. Gehen Sie, Estberg, das ist gar nicht hübsch von Ihnen.

v. Estberg.

Wer Ihnen glauben könnte!

Gabriele.

Wollen Sie eine Bekräftigung meiner Gesinnung durch die That? Da! (Sie giebt ihm eine Blume aus ihrem Bouquet.) Wahrhaftig, ich bin Ihnen viel zu gut.

(Ein neuer Tanz beginnt; Dr. Bredow kommt langsam nach vorn.)

v. Estberg (scherzhaft drohend).

Warten Sie nur, die Strafe wird Sie dereinst auch noch erreichen!

Gabriele.

Sie ereilt mich auf dem Fuße. (Auf Dr. Bredow zeigend.) Da kommt der langweilige Peter, dem ich den nächsten Tanz versprochen habe. (Zu Dr. Bredow, sehr freundlich.) Ich fürchtete schon, Sie hätten mich vergessen.

Dr. Bredow (sich verneigend).

Ich habe diese Belohnung verdient, gnädige Frau, im Schweiße meines Angesichts.

Gabriele.

Die Dame soll ja vorzüglich tanzen!

Dr. Bredow.

O ja! Nur etwas andauernd und — anstrengend.

Gabriele.

Hoffentlich werden Sie mit mir zufriedener sein. Wir wollen dem Dirigenten ein Zeichen geben, daß er es nicht zu kurz macht.

Dr. Bredow (beim Abgehen).

Sie sind bezaubernd.

Siebente Scene.

v. Estberg. Darauf Krone und dann Strauß.

v. Estberg (ihr nachsehend).

Sie ist wirklich eine reizende Person! — Aber wo steckt denn Helene? Ach, das muß Krone wissen. (Zu Krone, der eben vorüber geht.) Haben Sie meine Tochter nicht gesehen, Herr Krone?

Krone.

Fräulein von Estberg unterhielt sich eben sehr angelegentlich mit Herrn Baldenius, der sie zum Contre engagirt hat. (Ab nach links.)

v. Estberg.

Baldenius, und immer Baldenius! (Er wendet sich zum Gehen.)

Strauß (schnell von links kommend).

Wird man Ihrer endlich habhaft? Wenn Krone mich nicht hierher gewiesen hätte, hätte ich noch eine halbe Stunde lang vergeblich durch die Säle laufen können. . . . Haben Sie Stimmung für eine Partie Ecarté?

v. Estberg.

Weshalb nicht?

Strauß.

Charmant! (Sie setzen sich.) Wissen Sie übrigens, daß es mit der Sache schief geht.

v. Estberg.

Mit welcher?

Strauß.

Mit der bewußten.

v. Estberg.

So?

Strauß.

Fräulein Helene ist ganz auffallend kühl, Sie haben wohl mit ihr gesprochen?

v. Estberg.

Gesprochen eigentlich nicht, nur ganz leise angeklopft!

Strauß.

Es würde mir leid thun, wenn nichts daraus würde. . . . Bitte abzuheben. — Leid thun nicht blos meinetwegen, sondern auch Ihretwegen. Sie haben nämlich keine Vorstellung von dem Stande Ihres Contos.

v. Estberg

Je propose.

Strauß.

Combien?

v. Estberg.

Quatre.

Strauß.

Ihr Haus hier in der Residenz —

v. Estberg.

Encore?

Strauß.

Jouez! — Ihr Haus und Ihr Gut Bornstedt sind von Hypotheken überlastet. Für Ihren reellen Besitzantheil gebe ich Ihnen nicht einen Point unserer Partie vor — et je marque le roi.

v. Estberg.

Sie haben noch ein Atout?

Strauß.

Ich bin so frei. — Kurzum, Sie brauchen Geld und ich habe Geld — und außerdem noch die Partie gewonnen! Ich finde, wie ich Ihnen schon sagte —

v. Estberg.

Geben Sie nur!

Strauß.

Bitte abzuheben. (Er behält die Karten in der Hand.) Ich finde Fräulein Helene liebenswürdig, und ich kann mir den Luxus einer unbemittelten Frau gestatten. Werde ich Ihr Schwiegersohn, so sind Sie ein gemachter Mann. Ihr Gut Bornstedt stößt an das Terrain, auf dem unsere neue Villenanlage errichtet werden soll: Nord-Ostend, Commanditgesellschaft auf Actien.

v. Estberg.

Ich habe davon gehört. Aber wollen Sie nicht geben?

Strauß (indem er giebt).

Es wird großartig — mit der Zeit! Wir lassen Wälder pflanzen, Wasser durchführen; kolossaler Aquäduct, der mehr kostet, als wir je zahlen können! — Kuppelbau! — Aqua-

rium, zoologischer Garten, gothische Kirche, maurische Synagoge, breite Allee in der Mitte, mit einem Worte: großartig! — wenn es fertig wird.

v. Estberg.

Wird es denn fertig?

Strauß.

Ich glaube nicht, aber die Leute wollen es nun einmal so haben. Götzen und ich verfügen über die Majorität der stimmberechtigten Actionäre. Wir machen Sie zum Aufsichtsrath, Bornstedt wird zu dem Rummel zugeschlagen, — bei einem Geschäfte wie dem unsrigen spielen ein paar Tausend Thaler keine Rolle, Sie werden Ihr Gut los, kommen wieder zu Geld, bekommen eine einträgliche Stellung und haben nichts zu thun, als Ihren Namen unter die Bilanz zu setzen und sich über Ihren geschäftskundigen Schwiegersohn zu freuen.

v. Estberg (legt die Karten bei Seite, lächelnd).

Ich habe Sie nicht unterbrochen, lieber Herr Strauß, weil mir Ihre Phrasenlosigkeit immer Vergnügen bereitet. Wenn ich Sie recht verstanden habe, — und Sie sind schwer mißzuverstehen, — so läuft Ihr Vorschlag auf Folgendes hinaus: Ich gebe Ihnen meine Tochter, und vermiethe Ihnen meinen Namen; dafür zahlen Sie mir so und so viel Tausend Thaler, die mir nicht zukommen. Wir unpraktischen Leute haben aber für Geschäfte dieser Art eine etwas peinliche Bezeichnung, und ich möchte nichts damit zu schaffen haben. Meinen Namen, lieber Herr Strauß, hat mir mein Vater und meine Frau hat mir Helenen geschenkt. Das sind Andenken, die mir nicht feil sind. Bin ich ruinirt, — nun, meine tapfere Tochter und ich werden das Unglück zu ertragen wissen; jedenfalls müssen wir darauf verzichten, aus der Tasche unglücklicher Actionäre zu leben.

Strauß.

Unglückliche Actionäre? Wer sagt Ihnen denn, daß sie unglücklich sein sollen? Die Ersten werden sogar ein feines

Geschäft machen; die Letzten freilich — aber weshalb sind sie die Letzten? Man darf eben nicht der Letzte sein!

v. Estberg.

Ich bin, wie Sie wissen, unverbesserlich unpraktisch.

Strauß.

Sie sind ein Cavalier! Alle Achtung! Was haben Sie aber davon? Ich werde morgen mit Ihrem Contocurrent zu Ihnen kommen. — Sie spielen aus! (Sie spielen weiter.)

Achte Scene.

Die Vorigen am Spieltisch. Dr. **Bredow. Hans.** Verschiedene **Gäste**, unter Anderen **Schönhart.**

Hans (mit Dr. Bredow nach vorn kommend).

Ein reizenderes Mädchen habe ich nie gesehen! Sie hat mir versprochen, hierher zu kommen. Wenn sie kommt, entferne Dich!

Dr. Bredow (mit einer Rose im Knopfloch, sehr vergnügt).

Frau Gabriele ist entzückend! (Vertraulich.) Sie hat mir auch ihr Bild versprochen.

Hans (lächelnd).

Laß' es Dir ja einrahmen. (Auf das Knopfloch weisend.) Auch von ihr?

Dr. Bredow.

Ja! Aber sprich nicht darüber!

Hans.

Nicht um Alles in der Welt! (Bredow wendet sich zum Gehen.) Hast Du es so eilig?

Dr. Bredow.

Ich möchte mich noch ein bischen mit der schönen Wirthin unterhalten. Ich glaube, ich mißfalle ihr nicht.

Hans.

Viel Vergnügen! (Bredow ab.)

Strauß (zu Schönhart, der dem Spiele zugesehen hat.)

Lieber Schönhart, spielen Sie die Partie für mich weiter — ich möchte Herrn Baldenius ein Wort sagen. (Er steht auf.)

Schönhart.

Gern! (Setzt sich an den Tisch.)

v. Estberg.

Sie geben, Herr Schönhart. (Aufstehend.) Wir wollen lieber im andern Zimmer die Partie vollenden. Hier ist es gar zu unruhig! (Sie treten in das anstoßende Zimmer, der Diener bringt die Karten und Marken dahin.)

Strauß (der an Hans herangetreten ist).

Herr Baldenius, ein Wort im Vertrauen! Redensarten machen ist nicht meine Sache. Alles klipp und klar ist mein Princip. Ich habe Sie vorher beobachtet — Fräulein von Estberg und Sie. Sie gefallen dem jungen Mädchen, und ehe Sie sich's versehen, ist ein Unglück geschehen. Sie sind ein junger Anfänger, und ich sage Ihnen: Sie verrechnen sich! Es ist nichts da!

Hans (kalt).

Ich verstehe Sie gar nicht, mein Herr!

Strauß.

Sie verstehen nicht? Ich sage Ihnen, wenn Sie nicht aufpassen, vergafft sich das junge Mädchen in Sie und damit kann Ihnen nicht gedient sein. Mir auch nicht, nebenbei bemerkt! Ich interessire mich für Fräulein Helene; ich kann's! Mit dem Vater bin ich so halb und halb einig, mit der Tochter werde ich schon zurecht kommen. Machen Sie mir keinen Strich durch die Rechnung, dann ist Alles klipp und klar.

Hans (frostig und vornehm).

Was wünschen Sie denn eigentlich? Eine Gefälligkeit von mir? Dann möchte ich Sie ersuchen, mir zu sagen, warum Sie sich gerade an mich wenden? Ich stehe Ihnen doch ziemlich fern. Oder wollen Sie mir gar einen guten Rath geben? Dann muß ich bedauern, davon keinen Gebrauch machen zu können. (Geht, demonstrativ sich abwendend nach hinten.)

Strauß

(der in sprachlosem Erstaunen auf dem Flecke stehen geblieben ist, wo ihn Hans verlassen hat, ihm nachsehend).

Das hat man nun von seiner Güte. (Er tritt an den Spieltisch.)

Neunte Scene.

Die Vorigen. Gabriele. Krone.

Krone.

Mehr weiß ich selbst nicht. Sie soll ihn bei einer schweren Krankheit gepflegt haben und nach der Genesung ...

Gabriele.

Das liegt ja auf der Hand.

Krone.

Ich will nichts gesagt haben, aber sie wohnen in demselben Hause; er hat ein kleines möblirtes Zimmer bei armen Leuten, sie hat eine bescheidene Wohnung, die nach vorn heraus — und die Nachbarschaft —

Gabriele.

Das liegt ja auf der Hand. (Sie nähert sich dem Fenster.)

Krone.

Allerdings, es liegt nahe. Aber, ich will nichts gesagt haben, ich weiß nichts; ich habe mich um die Geschichte so wenig bekümmert, daß ich nicht einmal sagen kann, wie das Täubchen heißt und wo das Pärchen nistet.

Gabriele (nach drüben weisend, spöttisch).

Dort! Und in der Stube, deren Fenster erleuchtet ist, sitzt das arme Geschöpf, — und wartet!

Krone.

Wahrhaftig? Sehen Sie, man erfährt doch immer etwas Neues. (Er verbeugt sich und tritt zu den Spielern.) Wollen einmal sehen, wie das Spielchen steht!

Gabriele.

Wie mag die Person aussehen, er scheint ihr treu zu sein, sonst hätte er sich anders gegen mich benommen . . . oder — er hat kein Herz!

Zehnte Scene.

Gabriele. Helene.

Helene (nachdem sie sich suchend umgesehen hat).

Schade! Ich habe meine Tanzkarte verloren! Können Sie sich von der Ihrigen trennen?

Gabriele (indem Sie Helenen die Karte reicht).

Ohne Schmerzen! —

Helene.

Ich danke! (Für sich.) Er hat mir zwar noch immer Nichts gesagt. Aber ich glaube wohl, daß er mich lieb hat. Tante Therese soll die erste sein, die es erfährt. (Sie schreibt.) „Er heißt Hans Baldenius," — ich will das Wort recht deutlich schreiben — „Adresse Dr. Bredow im Kaiserhofe; ich komme morgen zu Dir". — So, die Tante wird's schon machen, vielleicht sehe ich ihn morgen schon. Aber kein Couvert! (Sie liest die Karte noch einmal.) Ein Namen und eine Adresse! — Es ist ja nichts Verfängliches! Eine Nadel thut's auch! (Sie verschließt die Karte mit einer Nadel.)

Gabriele (Helenen beobachtend, für sich).

Ein billet doux! In dem Alter!

Helene (zu Gabrielen).

Haben Sie einen zuverlässigen Boten?

Gabriele.

Natürlich habe ich den.

Helene.

Ich möchte gern, daß diese Karte morgen in aller Frühe besorgt würde.

Gabriele.

An wen?

Helene.

An meine Tante Therese!

Gabriele.

Schön! Und sie wohnt?

Helene.

Da drüben!

Gabriele (in höchstem Erstaunen).

Wo?

Helene.

Dort! — Ach, sie hat ja noch Licht! Sie wird doch nicht krank sein!

Gabriele.

Dort wohnt Fräulein Therese von Estberg?

Helene.

Wußten Sie es denn noch nicht?

Gabriele (mit unheimlicher Freude).

Ah! — Nun, liebe Helene, seien Sie ganz ruhig; — ich selbst werde den Brief hinübertragen.

Helene (einfach).

Danke herzlich! (Sie wendet sich nach hinten.)

Gabriele.

Eine lustige Geschichte! — Sieh da! Also um dieser Prüden willen? — Nun wollen wir ein Wörtchen mit einander reden! — Auf morgen, Tante Therese!

Elfte Scene.

Hans. Dr. Bredow. Gabriele.

(Gabriele wendet sich verschiedenen Gästen zu, und unterhält sich mit diesen.)

Hans

(der mit Dr. Bredow nach vorn gekommen ist, indem er Gabrielen erblickt).

Die gnädige Frau! Wenn sie mich anredet, entführe sie mir! Ich bin jetzt nicht in der Stimmung mit ihr Versteck zu spielen.

Dr. Bredow (sehr ernüchtert).

Wenn Du es ausdrücklich wünschest! — — Aber, weißt Du, Frau Gabriele ist doch entschieden . . ."

Hans.

Eine schöne Sünderin mit dem Munde, nichts Schlimmeres!

Dr. Bredow.

Ich bin allmählich auch dahinter gekommen! (auf verschiedene Herren deutend, die sämmtlich Knospen tragen). Sieh' Dir blos die Knopflöcher an, — lauter Liebespfänder!

Hans.

Ich glaube, sie sieht uns an; wir wollen uns recht lebhaft unterhalten.

Dr. Bredow (mit einem Seitenblick auf Gabrielen, die sich nähert).

Es nützt Nichts.

Hans (schnell).

Opfere Dich!

Gabriele (indem sie auf Hans zugeht).

Nun, Herr Baldenius, ist Ihnen ein Haase über den Weg gesprungen?

Hans.

Wenn ich verdrießlich ausschaue, so lügen meine Mienen, um mit Figaro zu sprechen.

Gabriele.

Oder plagt Sie die Reue?

Hans.

Durchaus nicht, gnädige Frau!

Gabriele.

Geben Sie mir den Arm, im Treibhause ist die Temperatur erträglicher.

Dr. Bredow (schnell dazwischen tretend).

Das wäre Treubruch, gnädige Frau! Ich zähle das Glück Ihrer Gesellschaft nur noch nach wenigen Minuten. Ich verlasse die Hauptstadt. Der glückliche Baldenius, der hier bleibt, der Sie morgen, übermorgen wiedersehen kann, hat mir daher geloben müssen, keinen Augenblick Ihrer kostbaren Gesellschaft mir zu entziehen.

Gabriele (für sich).

Er widerspricht nicht? — Er scheint mich los werden zu wollen. Hah!

Dr. Bredow.

Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? Im Treibhause ist die Temperatur wirklich erträglicher. (Gabriele reicht Dr. Bredow den Arm, grüßt kurz Hans, der sich tief verneigt.)

Zwölfte Scene.

Hans. Helene und Gäste, die im Hintergrunde ab- und zugehen.

Hans (Dr. Bredow und Gabrielen nachblickend).

Der brave Junge! — Und gerade zur rechten Zeit! Da kommt Helene! (Er geht ihr entgegen.) Sie machen sich keinen Begriff davon, wie wohlthuend Ihr Erscheinen gerade jetzt auf mich wirkt, gnädiges Fräulein!

Helene.

Sprechen Sie nur leiser, wenn Sie mir so etwas zu sagen haben. (Sie zeigt auf die Gruppe am Spieltische.)

Hans.

Die hören nichts! Die spielen! Und in der tiefsten Waldeinsamkeit kann man nicht unbelauschter sein als hier. Es ist das erste Mal, mein Fräulein, daß ich Sie allein spreche, und deshalb habe ich Ihnen so viel zu sagen, daß ich allein gar nicht fertig werde. Sie müssen mir schon helfen.

Helene.

Ich will es versuchen, Herr Baldenius.

Hans.

Wirklich? Sie wollen? Mit diesem einen Worte bin ich dem Ziele um die Hälfte näher gerückt. Wissen Sie, mein liebes Fräulein, weshalb ich mich mit dem Porträt der Frau Götzen so wenig beeilt habe?

Helene.

Gedacht habe ich mir wohl Etwas; aber ich möchte es Ihnen nicht gerne sagen; denn, wenn ich mich täuschte — —

Hans.

Sie haben sich nicht getäuscht! Wenn Sie nicht kamen, hatte ich keine Sonne, und kamen Sie, hatte ich zu viel.

Helene.

Dabei soll ein Porträt fertig werden.

Hans.

Sie müssen es ja bemerkt haben, wie mein Blick unwillkürlich und unablässig zu Ihnen hinüberschweifte! —

Helene.

Ja! Es war ein sehr kluger Einfall von Ihnen, Gabrielen lesend mit niedergeschlagenen Augen zu malen.

Hans.

Und wie glücklich, wie wahrhaft glücklich war ich, wenn ich in dem Ausdrucke Ihres Auges erkannte — zu erkennen hoffte . . .

Helene.

Nicht wahr, es war eigentlich sehr unvorsichtig von mir? Wir kannten uns noch so wenig! — Aber als Sie mir zum ersten Male die Hand drückten, — beim Abschiede —, es ist heute gerade fünf Wochen her, — da war ich viel ruhiger.

Hans.

Sie dürfen ganz ruhig sein, liebstes Fräulein Helene. Sie dürfen sich mir ganz vertrauen, wie ich mich Ihnen vertraue.

Helene.

Ich glaube Ihnen. Wenn Sie in diesem Augenblicke nicht ganz aufrichtig wären, — es wäre wahrhaftig schade! — und sündhaft!

Hans.

Das weiß ich, und ich habe mich redlich geprüft. Aber es ist wahr, Gott sei Dank! Alle meine Gedanken und Empfindungen fließen zusammen in dem Einen Gedanken — an Sie! Ueberall glaube ich Sie zu sehen, glaube Ihre Stimme zu vernehmen . . .

Helene.

Sie auch? Seltsam! Mir geht es gerade so. Und noch heute, noch vor ein paar Stunden habe ich Sie gehört, — so deutlich, so deutlich! —

Hans.

Und so sage ich Ihnen denn aus aufrichtigster tiefster Seele, so schwöre ich Ihnen, Helene —

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Götzen.

Götzen

(der vorher eingetreten und am Spieltische gewesen ist, tritt an den Runddivan heran, auf dem Hans und Helene Platz genommen haben).

Nun, hat sich das junge Völkchen gut amüsirt? Was sagen Sie zu dem Arrangement? Was?! Hat Alles meine Frau gemacht! (Helene, die sich Hans genähert hatte, ist von ihm weggerückt nach links, Hans nach rechts; zwischen beiden ist also ein Platz entstanden.) Und wovon sprachen Sie denn so eifrig?

Hans.

Von ... von einem Romane, den wir beide zufällig kennen.

Götzen.

Die jungen Leute haben Zeit, Romane zu lesen. Unsereins kommt kaum durch den Courszettel! — Und was steht denn in dem Romane?

Hans.

Wir sprachen gerade von der Liebesscene zwischen einem blühenden, himmlischen, jungen Mädchen —

Götzen.

Wie sie immer in den Romanen sind!

Hans.

Und einem jungen Künstler.

Götzen.

Natürlich!

Hans.

In dem Augenblicke, als der junge Mann dem Mädchen seine Liebe gestehen will —

Götzen.

Kommt der Vater! — Kenne ich!

Hans.

Nein! Tritt ein unbefangener Dritter ahnungslos dazwischen, (—Götzen setzt sich zwischen Hans und Helene —) und setzt sich gerade zwischen das verliebte Paar.

Götzen.

Und der Esel merkt nichts?

Hans.

Der Herr merkt nicht das Mindeste! Der junge Mann fährt ganz unbefangen fort: Wenn ich in diesem Augenblicke mit Ihnen spielte, so wäre das nicht mehr ein Leichtsinn zu nennen, es wäre ein Frevel! Ich liebe Sie! Wahrhaftig, ich liebe Sie! Und in dem Glück, das mich berauscht, ist mir nur das Eine bewußt: daß ich jetzt die Wahrheit spreche.

Götzen.

Nun ja, nun ja, wie man das so liest! Sie tragen es übrigens hübsch vor! — Und der in der Mitte?

Hans.

Macht sich unbewußt zum Leiter des elektrischen Funkens, der von Herz zu Herzen hinüber- und herüberfliegt.

Götzen.

Das denke ich mir sehr komisch! Aber unwahrscheinlich! Was sagt denn das junge Mädchen zu alledem?

Helene.

Das junge Mädchen — greift an's Herz, athmet tief auf, lächelt, schweigt, weil es die Worte nicht findet, und drückt, da es den Geliebten nicht erreichen kann, dem in der Mitte die Hand. . . (Drückt Götzens Hand.)

Hans (ergreift Götzens Hand, die Helene erfaßt hat).

Der den Händedruck getreulich weiter leitet!

Götzen (aufstehend).

Hören Sie, das ist eine sehr überspannte Geschichte! Aber sie ist drollig, sehr drollig! — Der Dritte, der so gar Nichts merkt! Die Geschichte muß ich doch gleich unserm Freunde Krone erzählen. (Er wendet sich zum Gehen.)

Hans (mit tiefster Innigkeit, indem er Helenens Hand verstohlen drückt).

Einig, Helene?

Helene.

Ja, Hans!

Der Vorhang fällt.

Dritter Act.

Theresens Zimmer; dieselbe Decoration wie im ersten Acte.

Erste Scene.

Therese und Betty.

(Therese sitzt, als der Vorhang sich hebt, genau in derselben Stellung auf dem Stuhle, wie am Schlusse des ersten Actes. Sie schlummert. Alles ist unverändert; nur das Licht neben ihr ist vollständig heruntergebrannt, die Flamme hat das Papier ergriffen, mit dem sie die Kerze im Leuchter befestigt hatte, und flackert hoch auf. — Längere Pause. — Nach einiger Zeit kommt Betty herein mit Handbesen u. s. w., um das Zimmer zu reinigen.)

Betty (Theresen erblickend).

Was, gnädiges Fräulein, schon in vollständiger Toilette? (Sie tritt näher.) Ach, sie schläft. (Sie nimmt den Leuchter, trägt ihn in das Nebenzimmer und kommt sogleich zurück.) Das Bett ist nicht angerührt! (Indem sie Theresen sanft berührt, halblaut.) Fräulein, gutes Fräulein!

Therese (die Augen aufschlagend, ruhig).

Sie sind es, Betty?

Betty.

Was fehlt Ihnen denn, liebes gnädiges Fräulein?

Therese.

Nichts, mein Kind!

Betty.

Klagen Sie doch; das ist ja das Einzige, was der Mensch von seinen Leiden hat!

Therese.

Ich habe nicht zu klagen. Mir fehlt Nichts, gutes Kind.

Betty.

Weshalb haben Sie sich dann nicht schlafen gelegt? Hat Sie der Lärm von drüben nicht ruhen lassen? Bis in den frühen Morgen haben sie getobt! Auf den Winter können wir uns freuen! Da wird es hübsch werden!

Therese.

Ich habe Nichts gehört.

Betty.

Fräulein, Sie sind krank! Glauben Sie mir doch!

Therese.

Ich sehe wohl recht schlecht aus?

Betty.

Nur etwas übernächtig, Fräulein.

Therese (indem sie sich erhebt).

Jetzt fühle ich mich auch recht angegriffen!

Betty.

Wissen Sie was: Ich lasse die Rouleaux in Ihrer Schlafstube herunter, schließe die Läden, und Sie versuchen jetzt noch ein bischen zu schlafen. Sie glauben gar nicht, wie wohl das thut.

Therese.

Ich danke Ihnen, Betty, Sie meinen es gut. Ich will mich wenigstens etwas erfrischen. (Sie stützt sich auf Bettys Arm.) Herr Baldenius schläft wohl noch?

Betty.

O nein! Seine Wirthin hat ihm schon vor einer Stunde den Kaffee gebracht, und als ich eben an seinem Zimmer vorüberging, sang er sich Etwas.

Therese.

So? — Er sang! (Sie geht nach der Thür der Schlafstube, auf Bettys Arm gestützt.) Bleiben Sie nur, Betty, ich bin wirklich nicht krank! (Sie tritt in's Zimmer.)

Zweite Scene.

Betty allein.

Betty.

Nicht krank? Ja, wer's glauben möchte! — Und so ein gutes Fräulein! — (Sie öffnet das Fenster, stäubt und bürstet die Möbel ab und macht sich allerhand zu schaffen, um das Zimmer in Ordnung zu bringen.) Mit dem Zimmer hier ist man immer gleich fertig. Nie ist ein Stäubchen zu sehen. Man öffnet das Fenster und schließt es, rückt die Stühle hin und her, und fertig ist man! (Es wird geklopft.) (Sie wendet sich der Thüre zu.) Wer mag das sein?

Dritte Scene.

Hans und **Betty**.

(Die Scene wird leise gesprochen.)

Betty.

Ach, Sie sind es, Herr Baldenius! (Hans tritt ein.) Leise! Das gnädige Fräulein hat sich ein bischen niedergelegt. Sie hat die ganze Nacht hier auf dem Stuhle gesessen und ist wohl erst gegen Morgen eingeschlafen.

Hans.

Fräulein von Estberg ist doch nicht krank?

Betty.

Krank eigentlich nicht; aber wohl auch nicht ganz gesund. Ich wollte deshalb hier bleiben, um gleich bei der Hand zu sein.

Hans.

Das ist nicht nöthig, Betty. Gehen Sie nur Ihren Arbeiten nach! Einstweilen habe ich ja noch Zeit; und wenn ich gehen muß, benachrichtige ich Sie; dann können Sie mich ablösen.

Betty.

Schön, Herr Baldenius! (Ab.)

Vierte Scene.

Hans (allein).

Hans.

Hoffentlich wird es nicht ernsthaft sein! Gewiß nur Abspannung! (Er rückt sich die Staffelei zurecht, kratzt die Palette ab, drückt neue Farben auf und beginnt während des Folgenden zu malen.) Nun, ich will ihr wenigstens eine kleine Freude bereiten und das Bildchen fertig machen. — — Seltsam! — während ich mich eben noch in meinem Zimmer auf die Begegnung mit Fräulein Therese freute und den Augenblick kaum erwarten konnte, um ihr zu sagen, wie glücklich ich bin, überkommt mich hier auf einmal eine unerklärliche Befangenheit, ein schwüles Unbehagen, als ob ich — es ist zu eigenthümlich! — als ob ich ein Unrecht einzugestehen hätte! Aber daran ist ganz allein die ehrbare Frau Götzen schuld. Das eine Wort: „verlassenes Liebchen" — das hat es mir angethan. So ein giftiges Saamenkorn keimt und wuchert; man sollte doch vorsichtiger sein mit seinen geistvollen Aperçus. Ein Unrecht eingestehen! Meine Liebe zu Helenen ein Unrecht! Fort mit dem häßlichen Gedanken! Er taugt nicht in die Feiertagsstimmung meiner Seele! — Ich fühle mich, ach, so unsinnig frisch und lustig! — Wer freut sich denn mit mir?

Fünfte Scene.

Hans. Therese.

Therese*) (die während der letzten Worte eingetreten ist).

Ich!

Hans (indem er sein Handwerkszeug bei Seite legt und ihr die Hand reicht).

Das weiß ich! Habe ich Egoist Sie durch meine unüberlegten Monologe aus dem Schlummer geweckt?

Therese.

Ich habe gar nicht geschlafen, ich habe mich nur etwas erfrischt.

Hans.

Betty sagte mir, daß Sie die ganze Nacht —

Therese.

Die Plaudertasche! Lassen Sie es nur gut sein!

Hans.

Im Gegentheil, sprechen wir davon! Fühlen Sie sich nicht wohl?

Therese.

Vollständig wohl, lieber Hans! Es ist wie weggeweht! Als ich eben unbemerkt in's Zimmer trat und Sie da an dem alten Platze, der mir so lieb geworden ist, hinter der Staffelei erblickte — gerade wie früher, — als ich Ihr glückliches Gesicht sah und Ihre glücklichen Worte belauschte, — da fühlte ich mich wie befreit.

Hans.

Also waren Sie doch gedrückt? Was hat Sie denn gequält? Was hat Ihnen die Nacht verdorben?

---

*) Durch eine kleine Veränderung in der Toilette, etwa einen andern Kragen oder dergleichen, soll auch vor den Augen des Zuschauers sichtbar constatirt werden, daß Therese die Zeit, während der sie im Nebenzimmer war, für ihre Morgentoilette benutzt hat.

Therese.

Wie das so kommt. Man setzt sich hin und grübelt und grübelt. Ein trauriger Gedanke gebiert einen andern. Man erinnert sich Alles dessen, was man am liebsten ganz vergessen möchte. Und so geht die Nacht herum. Ach, lieber Freund, es war eine schwere Nacht — eine traurige Nacht —! Und wenn ich's mir recht überlege, bin ich auch jetzt noch wie zerschlagen. Die Augen brennen mir — Sie sehen's mir wohl an?

Hans.

Ganz und gar nicht! Aber in dem Ausdrucke Ihrer Stimme liegt heute so etwas schmerzlich Weiches, das zu dem, was ich Ihnen sagen möchte, gar nicht recht passen will.

Therese.

Sagen Sie es mir lieber nicht, Hans! Ich bin heute wirklich weich; ganz abgeschmackt sentimental; — das Weinen ist mir näher als das Lachen; — ich weiß selbst nicht, warum —

Hans.

Ich bringe Ihnen ein Opfer, wenn ich schweige! Ihnen, gerade Ihnen möchte ich gar zu gern etwas anvertrauen.

Therese.

Nur nicht jetzt, liebster Freund! Ich habe nicht einmal den Muth, zu fragen, ob das, was ich weiß, wirklich wahr ist; ob ich Sie wirklich da drüben gesehen habe. (Etwas schneller.) Sagen Sie mir lieber, daß ich mich getäuscht habe, wenn's auch nicht wahr ist.

Hans.

Ich werde Ihnen doch Nichts vorlügen! Ich war bei Götzens.

Therese.

So?! Weshalb haben Sie mir denn nicht Adieu gesagt?

Hans.

Weil ich mich durch meinen Gesellschaftsanzug nicht verrathen wollte. Ich wußte, daß es Ihnen unangenehm war, und ich zog es vor, die Auskunft über meinen Verbleib mit der Mittheilung zu verbinden, daß ich mich von den Sirenentönen der schönen Frau Gabriele nur mäßig habe bezaubern lassen.

Therese.

Aber Sie haben doch jedenfalls sehr viel mit der freundlichen Wirthin geplaudert?

Hans (ist wieder an die Staffelei getreten und malt).

Sie hat sich wenigstens lebhaft mit mir unterhalten. Und, liebes Fräulein Therese, ich habe Ihnen im Geheimen abgebeten. Sie haben Recht! Eine schimmernde Schaale und ein dürftiger Kern. — Als ich nach all den complicirten Schraubereien wieder einmal ein paar einfache Worte mit einem natürlichen Wesen wechseln konnte, — da war mir's, als ob man mir nach abgestandenem künstlichem Sodawasser einen frischen Trunk perlenden Weines reichte.

Therese (freudig).

Ach, das freut mich, Hans! Freut mich mehr, als ich Ihnen sagen kann! Ich Thörin sah Sie beständig, — da soll man noch an Ahnungen glauben, — sah Sie mit Ihrer vollen liebenswürdigen Natur machtlos gegenüber dieser ungeheuren Nichtigkeit; sah, wie Sie sich abwendeten von denen, die es wahrhaft gut mit Ihnen meinen! Ja, es sind garstige Einbildungen, die einem recht wehe thun. — Aber lassen wir das! — Der gute Götzen strahlte wohl gestern?

Hans.

Natürlich! Was sollte er Anders thun?

Therese.

Und Gabriele? — sah hübsch aus?

Hans.

Sehr hübsch! Eine prachtvolle Toilette!

Therese.

Das kann ich mir denken. Viel Brillanten?

Hans.

Nicht übertrieben; aber gerade genug, um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß sie noch mehr hat.

Therese.

Und was sagte denn unser guter Bredow zu all der Herrlichkeit?

Hans.

Zuerst amüsirte er sich wie ein Provinziale; er fand Alles entzückend, berauschend, vor Allem natürlich die strahlende Wirthin. Aber sein Enthusiasmus verflog auffallend schnell.

Therese.

Er hat auch einen viel zu gesunden Blick, um sich von dem Scheinwesen lange blenden zu lassen ...

Hans.

Das ist doch ärgerlich! Da ist mir mein Zinnober ausgegangen. Es wird einem doch Nichts im Leben so schwer gemacht wie das bischen Arbeit; — es sei denn das bischen Amüsement, wie Frau Götzen gestern sagte.

Therese.

Für sie ist das Amüsement ja die einzige Arbeit!

Hans.

Nun hat man einmal Lust Etwas zu thun, da versagt das Material!

Therese.

Lassen Sie sich doch von Betty das Fehlende holen!

Hans.

Von Betty? Wenn ich Küchenroth gebrauchte! Betty würde mir eine nette Farbe besorgen. Am einfachsten ist schon, ich mache mich selbst auf den Weg. In einer Viertelstunde ist die Sache abgemacht. Ich sage Ihnen nicht Adieu.

(Er wendet sich zum Gehen.)

Therese.

Bitte, reichen Sie mir das Fläschchen Eau de Cologne! Es steht dicht neben Ihnen auf dem Tischchen.

Hans (indem er ihr die Flasche bringt, sie aufmerksam betrachtend).

Sie sind wirklich ernstlich abgespannt! Wäre es nicht am Ende doch gescheidter, wenn ich es heute beim guten Vorsatze bewenden ließe?

Therese.

Kommen Sie nur wieder! Nichts erfrischt mich mehr, als Sie an der Arbeit zu sehen.

Hans.

Sie wünschen es, — gut! Aber ich bitte mir die Erlaubniß aus, ganz vorsichtig und leise, ohne anzuklopfen, auf den Fußspitzen einzutreten und mich unbemerkt zu entfernen, wenn ich Sie, wie ich erwarte, schlafend antreffe. (Er legt ihr ein Kissen hinter den Rücken.) So, setzen Sie sich bequem zurecht!

Therese.

Ich danke! — Also, Sie kommen wieder!

Hans.

Gleich! Ich werde Ihnen gerade so viel Zeit lassen, wie Sie brauchen, um meine Rückkehr nicht mehr zu bemerken.

(Geht hinaus.)

Sechste Scene.

Therese (allein. Sie reibt sich die Stirn mit Eau de Cologne.)

Therese.

Mir ist der Kopf recht wüst; — der Kopf! Das hat Nichts zu sagen, das fügt sich wieder ein, — aber hier! (Sie legt die Hand auf's Herz und seufzt tief auf.) Ich bin ihm gut, das ist ja ganz natürlich! Wie sollte man dem nicht gut sein, dem man den Aufschluß über den Zweck seines Daseins schuldet? Ich kam mir so überflüssig vor, — bis ich ihn kennen lernte,

bis ich merkte, daß ich ihm wirklich nützlich sein könnte. Und er ist ein durchaus guter Mensch! Aber ich liebe ihn nicht! (Lebhafter.) Nein, ich liebe ihn nicht! — — (Leise.) Weil ich ihn nicht lieben will! — — Ich könnte ihn ruhig in den Armen! — — (Sich lebhaft unterbrechend.) Aber nein, sie verdienen ihn nicht! Zum Glück weiß er's. — Daß er diese Gabriele durchschaut hat, daß ihre Künste an ihm gescheitert sind! — Was mag die übermüthige Kokette dabei empfunden haben? — Sie wird sich schwerlich beruhigen, ich kenne sie! Sie wird Alles aufbieten, — und sie kann so schön sein, so blendend schön! Am Ende — — Nein! Sie liebt er nicht! — Es ist nicht möglich! (Sich aufraffend.) Und wenn ich ihn liebte! — Bei Gott, ich würde es überwinden, würde schweigen, — und sollte ich daran zu Grunde gehen! (Man klopft.) Wie er sich beeilt hat! Herein!

Siebente Scene.

Gabriele. Therese.

Therese (als sie Gabrielen erblickt, in höchstem Erstaunen).
Gabriele!

Gabriele.
Mein Besuch setzt Sie in Erstaunen, Therese?

Therese.
Ich kann es nicht leugnen. Ich habe Sie nie im Zweifel über meine Gesinnungen gelassen, und ich muß es dankend anerkennen, daß auch Sie niemals mir gegenüber die Gefühle der Freundschaft geheuchelt haben.

Gabriele.
Richtig! Sie können sich daher auch denken, daß ich nicht ohne eine besondere Veranlassung — oder zum mindesten nicht ohne einen genügenden Vorwand zu Ihnen komme. Ihre Nichte, Helene, hat mich ersucht, Ihnen diese Karte zu übergeben.

Therese (erstaunt).

So? Ich habe Ihnen demnach zu danken.

(Sie legt die Karte, welche ihr Gabriele gereicht hat, auf den Tisch.)

Gabriele.

Bitte! Es ist, wie gesagt, nur ein Vorwand. Wäre der nicht zur Hand gewesen, so hätte sich leicht ein anderer finden lassen; ich hätte Ihnen als Nachbarin meine Aufwartung machen, hätte mich nach dem Schicksal meiner Einladung erkundigen können ....

Therese.

Sie wissen, daß ich keine Gesellschaften besuche.

Gabriele.

Ich weiß; aber uns frivolen Weltkindern müssen Sie diese sündigen Zerstreuungen schon vergeben. Daß Sie sich nicht danach sehnen, begreife ich: Wer in seinem Heim, im traulichen tête-à-tête seine Befriedigung findet, braucht sie nicht außerhalb zu suchen. Nun wollte ich sehen, — und das ist, um ganz offen zu sein, der eigentliche Zweck meines Kommens, — wollte sehen, wie Ihnen Ihre „selige Verschollenheit“ bekommen ist. Ich mache Ihnen mein Compliment, Sie sehen vortrefflich aus.

Therese.

Ich kann nicht annehmen, daß Sie sich zu mir bemühen, blos um die Spitzen Ihres Witzes an mir zu schärfen. — Ich bin Ihnen schon einmal aus dem Wege gegangen ...

Gabriele.

Ich erinnere mich sehr genau! Sie gingen allerdings, — aber Sie gingen, nachdem Sie mich gedemüthigt, erniedrigt, in den Staub gedrückt hatten. Sie waren damals beredt, Therese, Sie konnten rühren, ja sogar ergreifen. Es gelang Ihnen wirklich, mich einer Schuld zu überführen, von der sich meine Seele frei wußte. Ich war zerknirscht, ich hatte Abscheu vor mir; ich kam mir vor wie ein halb verworfenes Wesen, — und weshalb das Alles? Weil ich nicht das Glück hatte, Ihnen zu gefallen! Weil Sie, um der Schwägerin

ledig zu werden, nothwendig eine Sünderin brauchten! — Damals, als mir die Besinnung wiederkehrte, als ich mir sagte, daß unter hundert jungen Mädchen sich neunundneunzig dieselben harmlosen Scherze gestatten, ohne daß auch nur ein Wort des Vorwurfes sie trifft, daß ich durch Sie das wahre Glück meines Lebens verloren — das wahre Glück! denn ich habe Ihren Bruder geliebt — und dafür den nichtigen Glanz eines inhaltslosen Wohllebens eintauschen mußte — damals sagte ich mir: wir kommen doch noch einmal zusammen, Fräulein Therese! Nun, der Augenblick ist da! Wenn Sie jetzt Lust verspüren, die moralische Lection wieder aufzunehmen — ich scheue sie nicht!

Therese.

Ganz vergeblich bemühen Sie sich, mich zu irgend einer Antwort zu bestimmen, ich habe keine Veranlassung, auf eine Gottlob abgethane Sache ...

Gabriele.

Aber wenn mich nun die Lust anwandelte, etwas Moral zu predigen? Wenn ich das Schuldbuch, das Sie mit vorsorglicher Eile geschlossen, wieder aufschlüge und das Blatt wendete? Wenn es mir gefiele, zur Abwechselung auch einmal die Sittenrichterin zu spielen und Sie vor meinen Richterstuhl zu ziehen?! Lächeln Sie nicht, Therese, es kleidet Sie nicht! — Was Sie mir damals angethan, war Unrecht, bitteres Unrecht! Doch ich könnte es vergeben — Allen! — aber nicht Ihnen! Glauben Sie mir, Therese, ich und meinesgleichen — wir sind die gefährlichsten nicht! Gefährlich sind die, die lichtscheu die Tugendkapuze über den Kopf ziehen und sich widerwillig abwenden von den geräuschvollen Sünden unserer Gesellschaft, um in lautloser Zurückgezogenheit ihre Andacht im Geheimen zu verrichten —, gefährlich sind die, die das Talent, die Unerfahrenheit, die Jugend an sich locken und in den Schlingen ihres argwöhnischen Egoismus erdrosseln! — Ich hoffe, Sie haben mich verstanden? (Therese wendet sich verächtlich ab.) Noch nicht vollkommen? (Sie tritt rasch an die Staffelei; höhnisch.) Nun, Fräulein Therese, ich kenne den Meister,

der sich hier begeistert, und ich weiß, wer in diesem schmucklosen Stübchen seiner harrt, bis der Morgen graut!

Therese (in äußerster Empörung).

Was?! Sie glauben! — Sie könnten glauben!! — Ah! — Ich finde keinen Ausdruck für den Abscheu, mit dem mich dieser jämmerliche Verdacht erfüllt! Sie sind ein armes, bedauernswerthes Wesen! — Mein Mitleid schützt Sie vor meiner Verachtung!

Gabriele.

Natürlich! Ich bemerke übrigens zu meiner Freude, daß Sie doch die Worte wieder finden. Mit dem verächtlichen Schweigen will es nicht mehr gehen, nun kommt das Mitleid!

Achte Scene.

Hans (tritt unbemerkt ein). Die Vorigen.

Gabriele (fortfahrend, ohne Hans zu bemerken).

Sie brauchen sich übrigens nicht anzustrengen, brauchen nicht die Augen so zu rollen; Ihre tragischen Blicke erschüttern mich nicht, — all' das kennen wir ja! — Ueberdies bin ich duldsam und discret! Ich bin ja auch nicht gekommen, um Sie zu bekehren, noch weniger, um den Gegenstand Ihrer — Sympathie Ihnen zu entfremden. Meine Absicht ist nur die: (erregt) Ihnen auf eine zwar verjährte, aber nicht vergessene Demüthigung die Antwort zu geben und Ihnen mit klaren Worten zu sagen, was Ihre schwesterliche Vorsorglichkeit mir angethan! (Wieder in einen leichten Ton fallend.) Im Uebrigen, was geht's mich an? — ob die Sonne Ihrer Gunst Herrn Baldenius lächelt oder einem Andern!..

Hans (vortretend).

Gnädige Frau!

Therese (wie erlöst, für sich).

Ah! Hans!

Gabriele (erstaunt lächelnd).

Sie, Herr Baldenius? Ich hatte Sie gar nicht bemerkt! (Ihm verständnißvoll zublinzelnd.) Natürlich, Sie können ja hier eintreten, ohne anzuklopfen!

Hans (seine Aufregung bemeisternd, entschieden, aber reservirt).

Gnädige Frau, ich bitte Sie inständigst, die peinliche Situation, in die Sie mich bringen, nicht bis zum Unerträglichen zu steigern.

Gabriele.

Sie dürfen sich ganz auf meine Discretion verlassen, Herr Baldenius.

Hans.

Ich bin nicht in der Lage, gnädige Frau, von Ihrer Discretion Gebrauch zu machen. Sehr wider Willen habe ich Ihre letzten Aeußerungen vernehmen müssen; träfen sie mich allein, so würde mich schon der Respect, den ich jeder Dame entgegenbringe, zum Stillschweigen veranlassen; aber diese Aeußerungen sind geeignet (erregter) und bestimmt, die Ehre einer Andern anzutasten, deren Vertheidigung durch die Dankbarkeit und tiefste Verehrung aufgezwungen wird! (Mit Betonung.) Ich kann und werde es nicht dulden, daß diese Reinheit befleckt wird.

Gabriele (erstaunt).

Sie sprechen zu einer Dame, Herr Baldenius!

Hans.

Für eine Dame, gnädige Frau! (Sich wieder mäßigend.) Ich beklage es auf's tiefste, daß ich Ihnen gegenüber diese Sprache führen muß, und deshalb bitte ich Sie, bei der Freundlichkeit, mit der Sie mich bisher beehrt haben, beschwöre ich Sie, machen Sie der Sache ein Ende!

Gabriele (lächelnd).

Sie weisen mir wohl die Thür?

Hans.

Ich bitte Sie, gnädige Frau, nicht zu übersehen, daß ich selbst hier Gast bin.

Gabriele (lächelnd).

Ja so! Nun, ich räume Ihnen trotzdem das Feld! (Freundlich.) Sans rancune, Herr Baldenius! Ehrlich gesagt, ich hätte es Ihnen verdacht, wenn sie anders gesprochen hätten. (Mit einer liebenswürdigen Verbeugung.) Auf Wiedersehen!

(Nachdem sie sich nach kurzem Gruße von Therese verabschiedet hat, geht sie; Hans verbeugt sich.)

Neunte Scene.

Hans. Therese.

Therese (mit innigem Ausdruck ihm die Hand entgegenstreckend).

Hans!

Hans (erregt auf- und abgehend).

Ich bitte Sie, danken Sie mir nicht!

Therese.

Mit Worten will ich Ihnen auch nicht danken.

Hans.

Ich bin noch immer starr! Was in aller Welt hat denn Dame Gabriele zu diesem Ueberfall veranlaßt?

Therese.

Sie können fragen? Demüthigen wollte mich die sieggewohnte Kokette, weil Sie sich unterstanden haben, sich nicht in Frau Gabriele zu verlieben. Sie hält mich für eine glückliche Nebenbuhlerin!

Hans.

Unerhört!

Therese.

Ach, Hans, — ich habe es kommen sehen, ich habe es kommen sehen! — Gabriele liebt Sie! Meine Ahnungen haben mich nicht betrogen.

Hans.

Sie irren vollkommen, ich versichere Sie.

Therese.

Nein, nein! Ich täusche mich nicht. Nicht umsonst hat es mich auf jenem Platze dort die ganze Nacht hindurch wie gebannt, und nicht umsonst hat der Schlaf mich geflohen. Das weibliche Herz ist der wahrste Prophet! Und wenn man so dasitzt — und sieht vor den geistigen Augen so leibhaftig, daß man es greifen könnte, — sieht irgend etwas Verhaßtes, das man nicht sehen möchte; und man sieht es immerzu und immerzu! — man sieht den treulosen Freund, der die Warnungen der Freundschaft als blos lästige Unbequemlichkeiten mißachtet! ach, lieber Freund! — man verbringt jämmerliche Stunden! — Da steigt es auf einmal auf, es schnürt einem die Brust und Kehle ein, das Herz krampft zusammen, man fühlt hier (auf die Brust zeigend) einen stechenden Schmerz, — es ist eine fürchterliche Selbstquälerei!

Hans.

Beruhigen Sie sich, theure Freundin! Die Schlaflosigkeit hat Ihre Nerven überreizt; und Ihre Abspannung hat eine unheimliche Freude an Allem, was schreckt und schmerzt. Ein paar Stunden Ruhe, und der ängstigende Spuk ist vorbei. Sie sehen wieder der Wirklichkeit in die heiteren Augen, — der Wirklichkeit, der wir beide recht dankbar sein können. Nicht wahr, Tante? (Innig.) Haben wir denn nicht alle Ursache mit uns zufrieden zu sein? Mit uns und unserem reizenden freundschaftlichen Verhältnisse, das sich immermehr und mehr gefestigt, immer mehr und mehr geläutert hat? Wüßte es die Welt, und könnte sie es begreifen, wie würden wir beneidet werden! Es ist so etwas Seltenes, daß man gar nicht mehr daran glaubt, daß die reine Intimität als etwas Undenkbares erscheint; — es muß gleich Liebe dahinterstecken, zum mindesten uneingestandene! Das ist Gottlob nicht wahr! Auch zwischen Mädchen und Mann giebt es eine fleckenlose Freundschaft, und sie hat keineswegs Unempfänglichkeit und philisterhafte Beschränktheit zur Voraussetzung.

Auf Dankbarkeit des Mannes begründet, von seiner Verehrung getragen, durch gegenseitiges Vertrauen genährt, beglückt sie die Eingeweihten und spottet der Gemeinen, die ihrer zu spotten wähnen.

Therese (mit freudiger Entschlossenheit).

Ja, Hans, so soll es sein!

Hans (zuversichtlich).

So ist es!

Therese (ihn anblickend, langsam).

Sie haben Recht! — So ist es! — Ach, wie ein gutes herzliches Wort den Menschen umstimmen kann. Sehen Sie nur, wie vernünftig ich mit einem Male wieder geworden bin!

Hans.

Ich wußte es! Nun, mein liebes Fräulein Therese, (herzlich) nun brauche ich Sie nicht erst darum zu bitten, sich den peinlichen Auftritt von vorhin nicht zu sehr zu Herzen zu nehmen; Sie können ja gottlob darüber lachen. Sie stehen so hoch, daß die Verleumdung nicht bis zu Ihnen hinanreicht.

Therese.

Ist Ihnen denn sonst schon irgend ein derartiges Gerede zu Ohren gekommen?

Hans.

Niemals, ich versichere Sie! Und seien Sie ganz unbesorgt: die böse Saat erstickt im Keime! Leiht die Welt auch jedem boshaften Geschwätz ein williges Ohr, die Thatsache bleibt doch immer am beredtesten! Und so kann ich Ihnen zu Ihrer vollen Beruhigung sagen, daß sehr bald — hoffentlich schon in den nächsten Tagen — sich eine Thatsache erfüllen wird, — ich wollte schon vorhin mit Ihnen darüber sprechen, — eine Thatsache, die Sie sicher stellt vor jeder Verdächtigung der Frau Gabriele und ihrer Lästergenossen.

Therese.

Was meinen Sie?

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Helene.

Helene (im höchsten Grade erstaunt, als sie Hans erblickt).

Tante, beste Tante, Du bist ja eine Tausendkünstlerin! Wie hast Du es nur möglich gemacht, Herrn Baldenius so schnell zu benachrichtigen? (Zu Baldenius flüchtig und herzlich.) Guten Morgen; (zu Theresen) sieh' mich doch nicht so verwundert an. Wenn Eine sich wundern darf, bin ich es; Gabriele muß Dich mit meiner Karte aus dem ersten Morgenschlummer geweckt haben, sonst kann ich es mir nicht erklären!

Therese
(die in verständnißlosem Erstaunen wie versteinert dagestanden, fährt plötzlich, als Helene von einer Karte spricht, zusammen, tritt in großer Hast an den Tisch; nimmt dieselbe und liest):

„Er heißt Hans Baldenius". (Sie bedeckt ihre Augen mit beiden Händen, ruft dumpf) O mein Gott! (und läßt sich wie leblos auf einen Stuhl fallen; Helene und Hans eilen ihr zu Hülfe.)

Helene.

Tante!

Hans.

Was ist geschehen? (Therese wehrt heftig ab.)

Helene (die ihre Hand ergreift und genau betrachtet).

Die dumme Nadel! Thut denn der kleine Stich so weh? (Mit mitleidigem Lächeln.) Es blutet ein bischen!

Therese (die Hand schnell ihr entziehend).

Laß' mich nur, Kind. (Ziemlich heftig.) Bitte, laß' mich! (Wieder beruhigter.) Es ist nichts! Herr Baldenius weiß es ja: — ich bin nicht ganz wohl. Nicht wahr, Herr Baldenius, Sie wissen es? — Es geht auch Schlag auf Schlag; — da genügt eine Kleinigkeit — und so ein kleiner Stich — der kann da recht sehr schmerzen.

Helene (zu Hans).

Wir wollen sie jetzt nicht aufregen! — Aber nun sagen Sie mir, wie sind Sie denn so schnell benachrichtigt worden?

Hans.

Ich erzähle Ihnen Alles später!

Helene.

Ganz einverstanden. Es war doch sehr hübsch gestern. Und der gute Götzen! (Sie lacht.) Er hat gar nichts gemerkt! (Plötzlich sich besinnend.) Die Freude macht mich ganz confus; ich vergesse die Hauptsache. (Zu Beiden.) Wie machen wir es denn mit Papa? Er kennt Sie ja noch gar nicht. Tante, liebste Tante, da mußt Du Rath schaffen!

Therese.

Ich soll Rath schaffen?

Helene.

Ich habe ja keine andere Freundin auf der Welt als Dich, und Du hast es mir ja versprochen! Tante, Du mußt Rath schaffen; ich bin Dein Liebling, ich weiß es ja.

Therese

(Helenen ausdrucksvoll und mit inniger Liebe betrachtend, nach schwerem Kampfe).

Verlaß Dich auf mich! (Sie wendet sich ab, um ihre Thränen zu verbergen).

Helene (mit innigstem Ausdrucke).

Ich verlasse mich auf Dich — ganz und gar, meine liebste theuerste Therese! Ach, Hans, Sie können nicht wissen, welche Freundin Sie gewinnen! Sie ist tausendmal besser als ich! (Unter Thränen, indem sie Theresen herzlich umschlingt.) Weine doch nicht, Du Beste! Sieh' mich an, wie glücklich ich bin! (Leise.) Ich schwöre Dir, Du wirst ihn liebgewinnen. (Therese schluchzt.)

Hans (der an Therese herangetreten ist, leise und innig).

Nun begreifen Sie doch, meine liebste Freundin, daß die Verleumdung Ihnen nichts anhaben kann.

Therese (schmerzlich lächelnd).

Ja, nun begreife ich! (Für sich.) Gottlob, die Liebe macht ihn blind! Und er soll nie erfahren, — wie ich leide. (Laut und herzlich.) Was bist Du schön — und jung! Helene, ich will Dir helfen — wenn ich's vermag!

Helene (ergriffen).

Das weiß ich!

Therese (mit tiefer Innerlichkeit).

Ja, Helene, ich helfe Dir! (Helene schließt Theresen in ihre Arme.)

(Der Vorhang fällt.)

———

Vierter Act.

Bei Rudolf v. Estberg.

Ein eleganter Garten-Salon, Eingang von rechts. Im Hintergrunde zwischen zwei breiten Fenstern eine ebenso breite Glasthür, die nach dem Garten führt. Die Flügel sind geöffnet, so daß man den freien Blick auf den Garten hat. Einrichtung geschmackvoll und reich, aber nicht modern.

Erste Scene.

Strauß. v. Estberg.

v. Estberg.

Sie wissen, daß ich ein schlechter Rechner bin, aber lieber Herr Strauß, ich glaube, Sie zählen doch zu sehr darauf. Nach Ihren gestrigen Aeußerungen hielt ich meine Finanzlage für eine nahezu verzweifelte; jetzt überzeuge ich mich, daß allerdings erhebliche Ausfälle zu decken sind, daß aber ein gutes Geschäft den Schaden wieder gut machen kann.

Strauß.

Ein gutes Geschäft! Bei den Zeiten!

v. Estberg.

Nach der Ansicht des Herrn Dr. Bredow bin ich aber gerade jetzt in der Lage, ein solches zu machen.

Strauß.

Was versteht denn ein Doctor von Geschäften!

v. Estberg.

Dr. Bredow ist Bewohner des Amtes Bornstedt und kennt die Sachlage sehr genau. Seine Darstellung weicht von der Ihrigen allerdings sehr erheblich ab. Während Sie gestern den Verkauf des Gutes als eine besondere Gefälligkeit, die Sie mir erweisen wollten, hinstellten, erfahre ich jetzt, daß ich im Gegentheil Ihnen einen unschätzbaren Dienst erweise, wenn ich Ihnen Bornstedt überlasse; daß ohne mein Grundstück, welches sich zwischen Ihre Gründung und die Eisenbahnstation einschiebt, Ihre ganze Villenanlage ein todtgeborenes Kind ist, daß Sie mir kommen müssen und daß ich den Preis mache.

Strauß.

Das hat Ihnen der Doctor gesagt? Was hat denn der Mann davon?

v. Estberg.

Er hielt mich für unterrichtet und kam im Auftrage der Honoratioren von Bornstedt, die an dem Gelingen Ihres Unternehmens ein begreifliches Interesse haben, um menschliche Bedingungen von mir zu erbitten.

Strauß.

Wenn doch die Leute, die nichts vom Geschäft verstehen, ihre Hand davon lassen wollten!

v. Estberg (lächelnd).

Sie hätten es allerdings billiger bekommen.

Strauß.

Natürlich hätte ich es billiger bekommen! Nun, Herr v. Estberg, Sie sind ein Cavalier! Sie werden ein Einsehen haben und menschlich handeln; Ihr gutes Herz ... Millionen stehen auf dem Spiel — Millionen! — Denken Sie an die unglücklichen Actionäre!

v. Estberg (immer lächelnd).

Weshalb soll ich denn gerade an die Letzten denken? Man muß heutzutage nicht der Letzte sein.

Strauß.

Mit welcher Geschwindigkeit sich jetzt die Herren vom Adel unsere Börsenprincipien zu eigen machen — es ist fabelhaft! Nun, Herr v. Estberg, wir sind coulant, wir werden schon einig werden.

v. Estberg.

Ich zweifle nicht daran.

Strauß (seufzend).

Sie werden uns ein schweres Stück Geld kosten! Zum Glück vertheilt sich der Verlust auf Viele. Ja, Sie können lachen, in einer Zeit, wo alle Welt Geld verliert, verhelfe ich Ihnen zu einem feinen Geschäfte. Bin ich nicht ein guter Freund? Es wird Ihnen noch einmal leid thun, daß Sie von der anderen Sache nichts haben wissen wollen.

v. Estberg.

Von welcher anderen Sache?

Strauß.

Nun, von der Verbindung mit Fräulein Helene.

v. Estberg.

Ach so, das nennen Sie eine „andere Sache"? Ja, mein werther Herr Strauß, ich habe Ihnen ja nicht verboten, das Herz meiner Tochter zu gewinnen.

Strauß.

Wenn ich das könnte, hätte ich mich überhaupt nicht hinter den Vater gesteckt.

v. Estberg (lächelnd).

Sie haben eine Art und Weise, Dinge, die man sich kaum gesteht, frei herauszusagen — eine Unbefangenheit, die mich immer auf's neue entzückt.

Strauß.

Was soll ich Ihnen und mir Komödie vorspielen? Die Leute, die Herzen gewinnen, sehen anders aus. Das wissen

wir doch alle Beide! Herzen gewinnen: Militairs, die nichts erwerben, Künstler, die nichts thun, studirte Leute, die nichts haben. — Unsereins heirathet sich eine Frau, basta. Zuerst will sie gewöhnlich nichts von uns wissen — schadet nichts! — Denn es dauert gar nicht lange und sie findet Gefallen an dem Wohlleben, das wir ihr bieten können; und sie wird glücklich! Es geht auch ohne gewonnene Herzen, verlassen Sie sich darauf! Es geht sogar besser! Wohin das Princip mit dem Herzgewinnen führt — Sie werden es erleben! Schade! — Nun, vielleicht sprechen wir noch einmal darüber. (Er nimmt seinen Hut.)

v. Estberg.

Vielleicht bei der Regulirung der „anderen Sache“.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Ein Diener.

Diener (meldet).

Herr Hans Baldenius!

v. Estberg.

Ich bitte.

Strauß.

Ich habe gerade zur rechten Zeit meinen Hut genommen. Wenn Sie wissen wollen, wie ein Herzgewinner aussieht, — (Hans tritt ein.) jetzt können Sie sich das Vergnügen bereiten. Empfehle mich, Herr v. Estberg!

v. Estberg.

Adieu, Herr Strauß.

(Am Eingange rechts begegnen sich Hans und Strauß und begrüßen sich flüchtig. Strauß ab.)

Dritte Scene.

v. Estberg. Hans.

(Hans verbeugt sich ceremoniell vor Estberg, dieser dankt.)

v. Estberg.

Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen, Herr Baldenius? — Ich habe Sie ersuchen müssen, sich zu mir zu bemühen, weil ich heute Vormittag, bei einem Besuche der Familie Götzen — ich bin genöthigt, ohne Umschweif an die delicate Frage heranzutreten — gewisse Aeußerungen vernommen habe über angebliche Beziehungen zwischen Ihnen und ...

Hans.

Sie gestatten mir wohl, Herr v. Estberg, die Fragestellung, die Ihnen peinlich sein könnte, nicht abzuwarten. Ihr Verlangen nach einer Aufklärung kommt mir zwar unerwartet, aber nicht unerwünscht. — Vor ungefähr drei Jahren hatte ich, unmittelbar nachdem ich die Akademie absolvirt hatte, das Unglück, schwer, ja lebensgefährlich zu erkranken. Als ich aus meiner Bewußtlosigkeit, die, ich weiß nicht, wie lange gewährt hatte, wieder zu mir kam, sah ich am Fuße meines Bettes eine Unbekannte, deren mildes Lächeln mir zum Wiedereintritt in das Leben das herzlichste Willkommen entgegenrief. — Man hatte die Nachbarin zur Hülfe geholt. Es war Ihr Fräulein Schwester. — Mit welcher rührenden Sorgfalt, mit welcher Hingebung und Treue sie sich meiner angenommen hat — ich kann es Ihnen nicht sagen! In der barmherzigen Schwester, die den Kranken gepflegt, gewann ich, gesundet, die edelste und verehrungswürdigste Freundin. Ich schätze mich glücklich, Ihnen gegenüberzustehen, um Ihnen meine unbegrenzte Verehrung für Ihre herrliche Schwester bezeugen zu können.

v. Estberg (indem er ihm die Hand reicht, mit Wärme).

Ich kenne meine Schwester. Und niemals hat ein Zweifel

an ihr mein Gemüth beunruhigt. Indessen, — glauben Sie einem erfahreneren Manne, — die Sache ist immerhin bedauerlich, denn sie kann mißverstanden werden und ist mißverstanden worden, — eine leichtgeschürzte Aeußerung der Frau Götzen hat es mir bewiesen.

Hans.

Aber mein verehrtester Herr von Estberg! —

v. Estberg.

Ich mache Ihnen ja keinen Vorwurf, Herr Baldenius! — Es steht mir nicht das Recht zu, Sie irgendwie zu tadeln, aber — es ist eine unglückliche Geschichte! Nun, zwischen uns soll sie erledigt sein! Ich werde mit meiner Schwester darüber sprechen und sehen, was sich thun läßt, um allen weiteren Unannehmlichkeiten vorzubeugen. (Während der Scene sieht man Helenen ab und zu im Garten spazieren gehen. Hans verbeugt sich und wendet sich zum Gehen.)

Hans (für sich).

Ich bin verabschiedet. (Er geht der Thür zu und bleibt dort, als er Helenen im Garten erblickt, stehen.) Unmöglich! (Indem er wieder nach vorn kommt.) Herr von Estberg, noch ein Wort.

v. Estberg.

Mit Vergnügen.

Hans.

Herr von Estberg! Es wird mir schwer, den Anfang zu finden. — Sie kennen mich noch so wenig — es ist wirklich eine recht schwierige Sache! —

v. Estberg.

So?

Hans.

Wenn ich die Ehre hätte von Ihnen gekannt zu sein, aber — Sie kennen mich noch so wenig! (Für sich.) Ich bin ganz verwirrt!

v. Estberg.

Nun sprechen Sie sich doch aus, Herr Baldenius. Daß Sie des Wortes mächtig sind, haben Sie eben bewiesen.

Hans.

Ja, das war etwas ganz anderes. Eben sprach ich aus dem Stegreif, jetzt bin ich präparirt.

v. Estberg.

Vielleicht geht es doch.

Hans.

Sie sind zu freundlich, Herr v. Estberg! — Sind Sie nicht der Meinung, daß, wenn ein junger Mensch, — es ist ein Beispiel, das ich gebrauche, — wenn ein junger Mensch, der sich Alles reiflich überlegt hat, zu dem Schlusse kommt: es geht, es stimmt, es paßt! — daß er dann dem Zuge seines Herzens folgen darf?

v. Estberg.

So weit ich die Sache verstehe, — im Allgemeinen, ja.

Hans.

Ach, das ist mir eine große Beruhigung, denn das ist bei mir der Fall.

v. Estberg.

So? — Ich fasse nur noch nicht ganz, worauf Sie hinaus wollen.

Hans.

Ich finde wirklich nicht gleich den rechten Ausdruck — es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich so etwas zu sagen habe; es würde mir bedeutend leichter werden, wenn ich die Ehre hätte, von Ihnen gekannt zu sein.

v. Estberg (freundlich).

Jawohl, das sagten Sie mir bereits. (Für sich.) Ob er Geld braucht?

Hans.

Ich wiederhole es, denn das erklärt Alles! Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Herr v. Estberg, und beurtheilen Sie meine Geistesgaben nicht nach den Proben, die ich in diesem Augenblicke davon ablege. Es ist wirklich gar zu schwer, wenn man weiß, daß man sich das Vertrauen noch nicht erworben hat . . . Sie verstehen vielleicht? —

v. Estberg (für sich).

Kein Zweifel, er braucht Geld!

Vierte Scene.

Die Vorigen. Ein Diener.

Diener.

Herr Dr. Bredow und eine Dame!

v. Estberg (erstaunt).

Eine Dame? . . . Ist Fräulein Helene im Garten?

Diener.

Zu Befehl!

v. Estberg.

Benachrichtigen Sie doch meine Tochter, und führen Sie die Herrschaften in den Garten! (Der Diener geht durch die Mittelthür und wendet sich hinten nach links; man sieht, wie Helene ihm begegnet; er richtet seinen Auftrag aus und geht dann nach rechts durch den Garten ab.) Nun, Herr Baldenius, ich bin auch einmal jung gewesen — und es ist glücklicherweise noch nicht lange her — ich glaube zu errathen. Sprechen Sie nur!

Hans (selig).

Also darf ich hoffen? Ach, Herr v. Estberg, Sie machen mich überglücklich!

Fünfte Scene.

Hans. v. Estberg. Helene. Therese. Dr. Bredow.

(Dr. Bredow, der Therese führt, ist mit dieser im Garten rechts aufgetreten. Helene stößt, sobald sie Therese erblickt, einen hellen Freudenschrei aus.)

Helene.

Ach, Therese! (Sie umarmt die Tante und küßt sie herzlich. Hans und v. Estberg blicken sich, als sie den Schrei vernehmen, erstaunt um. v. Estberg geht Theresen entgegen.)

v. Estberg (freudig gerührt).

Willkommen, und von Herzen! — Ich frage Dich nicht, was Dich nach so langer Abwesenheit zu uns führt! Laß mich hoffen, daß Du keinen besonderen Anlaß hast!

Therese.

Du konntest Dir doch denken, daß ich an dem heutigen Tage hier nicht fehlen würde.

v. Estberg.

Am heutigen Tage? Wieso?

Therese.

Wir sprechen noch darüber! (Für sich.) Er weiß noch nichts. (Leise zu Hans mit ernstem Nachdruck.) Sie lieben Helenen?

Hans.

Ueber Alles und von ganzem Herzen!

Therese.

Gut. (Laut.) Darf ich Sie ohne Weiteres bitten, meine Herren, mich mit meinem Bruder auf kurze Zeit allein zu lassen?

Helene.

Wir gehen so lange im Garten auf und ab, wenn es Ihnen recht ist, Herr Doctor, — und Ihnen auch, Herr Baldenius? (Zu Theresen.) Du rufst uns zur Zeit! (Hans, Dr. Bredow und Helene wenden sich dem Ausgange zu.)

Therese (Helene zurückrufend.)

Helene! (Helene kehrt zurück.)

Helene.

Tante?

Therese (leise und ernst).

Du weißt doch jetzt ganz bestimmt, daß Du ihn liebst?

Helene (umarmt Therese leidenschaftlich).

Da hast Du die Antwort! (Sie läuft in den Garten, in dem man sie von Zeit zu Zeit mit Hans und Dr. Bredow in fröhlichem Geplauder auf- und abwandeln sieht.)

Therese (aufseufzend.)

Nun, Gott steh' mir bei!

Sechste Scene.

Therese. v. Estberg.

v. Estberg.

Sage, Therese, fühlst Du Dich denn nicht hier — in diesen Räumen, wo Du mit mir aufgewachsen bist, — fühlst Du Dich hier nicht heimischer und traulicher als in dem freudlosen Verstecke, in dem Du Dich in einer unglücklichen Stunde verborgen hast? — Sieh Dich hier um! — Hier grüßen Dich aus jedem Winkel alte gute Freunde! — Da (auf den Garten zeigend) hast Du als Kind gespielt! Hier hast Du Deinen Bruder, hast Helenen . . . (Helene und die Herren gehen vorüber.) Sieh nur, wie ihr das Glück aus den frischen Augen strahlt!

Therese (sich umblickend).

Ich gönne es ihr!

v. Estberg.

Und Glück erweckt Glück! Komm wieder zu uns, Therese! Der Grund unserer Entzweiung besteht nicht mehr. Die-

jenige, die sich dereinst zwischen unsere Herzen drängen konnte, hat sich heute, durch den unedlen Versuch, Dich zu verleumden, für immer aus dem Wege geräumt! Komm wieder zu uns Therese! Hier in der Mitte der Deinigen, — da bist Du am rechten Platze!

Therese (gerührt).

Ich kann Dir jetzt nur danken, Rudolf. Aber Du weißt ja, ich bin etwas ungelenk in meinem Empfinden und Handeln, — es geht bei mir nicht so schnell! aber ich danke Dir — herzlich, lieber Rudolf!

v. Estberg.

Sieh, Therese, ich bin zwölf Jahre älter als Du; und ich bin Dein Bruder. Glaube mir, es ist gut und richtig, wenn Du aus Deiner schmollenden Zurückgezogenheit heraustrittst; sie taugt Nichts! Wer in weltvergessener Abgeschiedenheit zu viel Zeit und Ruhe zum Nachdenken hat, verfällt immer in Verirrungen. Um vernünftig in der Welt zu bleiben, müssen wir durch den störenden Contact mit der Gesellschaft daran erinnert werden, daß die Welt da ist. Sie ist da! Sie späht auf unser Thun und Lassen; sie urtheilt über uns! Und dieses Urtheil können wir nicht einfach ignoriren. Weißt Du nun, liebe Therese, wie diese Welt Deine Freundschaft für den jungen Herrn Baldenius betrachtet?

Therese.

Aber ich bitte Dich, Rudolf!

v. Estberg.

Ich kann es Dir nicht ersparen, Therese! Diese Freundschaft wird als eine Verirrung angesehen!

Therese.

Eine Verirrung?

v. Estberg.

Ein Mädchen soll keinen intimen Freund haben, wenn dieser so beschaffen ist, daß man ihn viel eher für einen

Liebhaber halten könnte. Zur Freundschaft, Nächstenliebe, Barmherzigkeit und andern höchst respectablen Gefühlen — dazu bist du noch zu jung und zu schön! — Das kommt später! Die Jugend . . . (Helene, die im Garten mit Hans und Dr. Bredow gerade vorübergeht, lacht hell auf.) Hörst Du, Therese? So macht es die Jugend! Sie lacht! — Die Jugend ist dazu da: zu lieben — recht egoistisch zu lieben mit dem sehnlichen Verlangen, Gegenliebe zu erwecken. — Aber hast Du Dir nicht auch ein bischen Egoismus vorzuwerfen? Hast Du denn jemals an die Lage gedacht, die Du dem jungen Manne durch Deine freundschaftliche Zuneigung bereitest! Denn so kann es doch nicht ewig bleiben! Ist Dir nie der Gedanke gekommen, daß eines Tages diese Freundschaft für ihn, der der Welt nicht entsagt hat, recht drückend und hindernd werden kann?

Therese.

Was sagst Du da?

v. Estberg.

Nun, der junge Mann wird sich doch wahrscheinlich eines Tages verheirathen wollen! Und dann . . .

Therese.

Dann?

v. Estberg.

Dann werdet Ihr es schmerzlich empfinden, daß auch die Bande der Freundschaft Fesseln sind! Schüttelt er sie ab — der Undank wird Dich bis in's Herz treffen! — Bleibt er Dein Freund, — ja, Therese, denke Dir dann einmal die Lage der Braut! — Eine solche freundschaftliche Liebe oder liebende Freundschaft wirft ihre trüben Schatten bis in die Ehe hinein, und ein vorsichtiger Vater wird sich zweimal besinnen, ehe er sein Kind einem Manne giebt . . . .

Therese (schnell unterbrechend).

Vollende den Satz nicht, Rudolf! — Mach Dir das Jawort nicht zu schwer! Helene und Hans Baldenius — sie lieben sich!

v. Estberg (erregt).

Lieben sich? — Helene? —

Therese.

Hast Du denn nichts bemerkt?

v. Estberg (sehr erregt).

Nicht das Geringste! — Und doch! — Wenn ich mir jetzt Alles vergegenwärtige . . . Gestern Abend schon, — und heute —, und eben noch . . . Ah! war ich denn mit Blindheit geschlagen? Jetzt verstehe ich erst! Er hat ja förmlich um sie angehalten! Gemach, gemach, Herr Baldenius, die Sache will in der That nicht überstürzt sein!

Therese (mit tiefster Innigkeit).

Gieb sie ihm! — Ich bitte Dich darum. Und sei versichert, daß ich ihn nicht undankbar schelten werde, nnd daß nie auf Helenens Glück ein Schatten fallen wird! Niemals! Er hat mich nicht geliebt und — — wenn ich ihn geliebt hätte, würde ich dann den Muth finden, Dir jetzt zu sagen: Gieb ihm Dein Kind! Ich weiß ja, wie unglücklich mein kleiner verzogener Liebling werden würde, wenn der entsetzliche Verdacht, daß ich — wenn je ein böser, böser Verdacht die Ruhe ihrer Seele erschüttern könnte. Müßte ich das befürchten — Rudolf, ich würde deinen Widerstand bestärken, durch Worte oder schweigend, denn ich will Helenen glücklich sehen! Aber — hier hast Du meine Hand, Rudolf, Du darfst ruhig sein! (Sie reicht ihm die Hand.) Ganz ruhig! Helene wird mit ihm das Glück finden, denn er ist ein guter, treuer und edler Mensch! Und wir — wir wollen uns freuen, daß wir ihnen dazu verholfen haben!

v. Estberg.

Du zitterst! Und Deine Stimme ist merkwürdig bewegt.

Therese.

Daß es mich ergreift, rührt, — es ist ja natürlich! Sieh Dich doch an! Du hast ja auch die Thränen im Auge!

v. Estberg (indem er ihr gerührt die Hand drückt).

Du bist ein edles Wesen. Und wenn auch nicht Alles ganz so ist wie du es sagst — Dir vertraue ich! Du liebst Helenen, — einer andern Bürgschaft bedarf es nicht!

Therese (herzlich mit freudigem Ausdrucke).

Geh, Rudolf! — Geh jetzt zu ihnen! — jetzt! — und gleich! — Wie es Dir jetzt um's Herz ist, so ist es richtig! — Du lächelst! Ach! Rudolf, Du bist gut! (Sie küßt ihren Bruder.)

v. Estberg.

Weil Du es denn wünschest — (er drückt ihr noch einmal die Hand, herzlich und einfach.) Ich werde mit dem jungen Manne sprechen. (Er wendet sich nach hinten, und man sieht ihn durch den Garten links abgehen.)

Siebente Scene.

Therese allein.

Therese (fest und zuversichtlich).

Wenn ich auch nicht die Wahrheit gesagt habe, der Himmel wird mir verzeihen; daß weiß ich! (Mit Ausdruck.) Ich bin froh! — Wo ich nur meine Augen gehabt habe — an Alle habe ich gedacht — (leise) an Alle, nur nicht an Helenen, nur nicht an das undankbare kleine Geschöpf, an das liebe und liebliche Kind! (Mit frischerem Tone.) Ach, ich bin doch froh!

Achte Scene.

Therese. Dr. Bredow.

Dr. Bredow.

Sie scheinen Ihre Mission meisterhaft erfüllt zu haben. Die Unterredung zwischen ihrem Herrn Bruder und dem jungen Paare nahm gleich eine so glückliche Wendung, daß ich mich schnell beseitigt habe.

Therese.

Finden Sie mich nicht wie umgewandelt? Auf dem Wege hierher halbtodt und jetzt —

Dr. Bredow.

Wieder auferstanden!

Therese.

Ja, lieber Doctor, fremdes Glück beglückt!

Dr. Bredow.

Das ist es nicht! Das Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben, selbst mit den schwersten Opfern — das ist es! — Ich bin auch beruhigt; denn ich weiß, (leise) daß Sie nicht allein heute ein Opfer bringen.

Therese.

Ein Opfer?

Dr. Bredow.

O ja, mein theures Fräulein; und wenn mir starke Ausdrücke nicht verhaßt wären, so würde ich vielleicht von verlorenem Lebensglück und dergleichen reden. Geben Sie mir wenigstens den einen Trost mit auf den Weg, daß Sie mich verstehen! Habe icht nicht Recht? Ist es nicht ein wahres Verhängniß, daß ich Ihnen nie sagen kann, was ich Ihnen gar zu gern sagen möchte? Gestern, als ich so schön im Zuge war, wird mir durch einen tückischen Zufall das Wort abgeschnitten. Und heute? — Heute geht's erst recht nicht. Sie lächeln? — Es könnte ganz lustig sein, wenn's nicht zu traurig wäre. (Aufseufzend.) Nun, einstweilen will ich zu meinen Bauern heimkehren und mir als ein nützliches Mitglied der ländlichen Gemeinde die allgemeinen Sympathien zu erwerben trachten — die allgemeinen, da es mir mit den besonderen nicht recht glücken will.

Therese.

Aber liebster Doctor!

Dr. Bredow.

Seien Sie unbesorgt, ich sage ja nichts! Aber Sie müssen mich nicht so freundlich ansehen, sonst erschweren Sie mir meinen Vorsatz, stumm zu bleiben, zu sehr. Ich sage wirklich nichts, wenigstens jetzt nichts! — Und doch! Wenn ich Sie so vor mir sehe — Sie, so tapfer, so edel, so gut — kann ich noch immer nicht die Hoffnung begraben, daß später einmal, wenn auch in Ihr erschüttertes Herz die Ruhe und der Friede wieder eingekehrt sein werden — daß Sie sich dann des abwesenden Freundes erinnern werden. Sie widersprechen nicht? Sie sehen nicht böse aus? (Immer lebhafter.) Ach, mein liebes, gutes Fräulein Therese, wenn ich nicht wüßte, daß die Gesellschaft da im Garten blos auf den Augenblick, in dem ich Ihnen mein Herz ausschütten will, wartet, um mich an der entscheidenden Stelle zu unterbrechen — wahrhaftig, jetzt gleich und ohne mich lange zu besinnen, würde ich Ihnen sagen . . .

Neunte Scene.

Therese. Dr. Bredow. Helene. v. Estberg. Hans.

Therese (auf die Eintretenden weisend).

Da kommen sie!

Dr. Bredow.

Habe ich es Ihnen nicht gesagt? Es ist ein Verhängniß!

v. Estberg
(noch hinten, Helenen, die ihn umfaßt, freundlich abwehrend).

Nur nicht so ungestüm!

Hans.

Wie soll ich Ihnen danken, Herr v. Estberg? (Sie treten vor.)

v. Estberg.

Mir haben Sie gar nicht zu danken, lieber Baldenius! (Auf Theresen zeigend.) Da steht Ihre Fürsprecherin, und an sie haben Sie Ihren Dank zu richten!

Hans (zu Therese).

Ist es denn im Rathe der Götter beschlossen, daß ich Ihnen Alles danken soll? — mein Leben, mein Schaffen, meine Liebe? — Ihnen, meine liebe Tante Therese — so darf ich Sie ja jetzt mit Fug und Recht nennen —

Therese (gerührt).

Lassen Sie es nur gut sein, Hans! (Wendet sich zu Helenen, faßt ihren Kopf in beide Hände, betrachtet sie mit dem Ausdrucke der innigsten Zärtlichkeit, zieht sie an sich und küßt sie). Meine Helene! Mein kleiner Liebling!

Dr. Bredow.

Vielleicht wäre jetzt der geeignete Augenblick — — Nein, heute geht es definitiv nicht. Aber morgen — morgen im Sturm!

(Der Vorhang fällt).

Der Zankapfel.

Schwank in 1 Act.

Mai 1875.

Personen:

Dr. Julius Dambach, Privatdocent.
Martha, seine Frau.
Hannchen, deren Schwester.
Auguste, deren Tante.
Klütz, Referendar.

Ort der Handlung: Eine große Stadt.

Einfach aber behaglich möblirtes Zimmer, Thüren rechts und links und in der Mitte. Ein Ofen hinten links.

Erster Auftritt.

(Während der Vorhang sich hebt, hört man unten den Strauß'schen Walzer: „An der schönen blauen Donau" spielen und oben: „Ich bitt' Euch, liebe Vögelein" singen.

Julius in Verzweiflung am Arbeitstische. Später **Martha.**

Julius.

Es ist zum Rasendwerden! — Dabei soll man arbeiten! — (Er singt aus der Gnadenarie.) „Gnade! Gnade! für dich selber und für mich!" — Sie spielt weiter! — Und wenn der Mensch nur nicht immer so quetschen wollte! — Ein solcher Kloß ist doch noch nie dagewesen! — (Der Sänger hört auf.) Gott sei Dank! — Er schweigt wenigstens! — (Die Clavierspielerin hört auf.) Und sie auch! Der Himmel hat ein Einsehen. So — (sich behaglich zurechtsetzend.) nun wollen wir uns in das herrliche Studium der alten Götterlehre vertiefen.

Martha (tritt in großer Aufregung in das Zimmer).

Julius (von der Arbeit aufblickend).

Was, schon wieder da? Hast Du die freundwillige Tante Auguste verfehlt?

Martha.

Julius, es geht nicht mehr so! — Diese Menschen! — Mit

jedem Tage wird es schlimmer! — Die Tante ist übrigens ausgegangen; ich dachte, sie hier zu finden. — Du machst Dir keinen Begriff davon, wie ungezogen die Menschen sind. Denke, am hellen lichten Tage. — Ist denn die Tante nicht hier gewesen?

Julius.

Gestatte mir die Bemerkung, daß Deine Rede, liebes Kind, sich einer gewissen Undeutlichkeit befleißigt.

Martha.

Also denke Dir, was mir passirt ist. Schon auf dem Wege zur Tante fiel mir ein Herr auf — so der Typus des Pflastertreters, helle Handschuhe und bunte Cravatte, mitten im Winter — der bald vor, bald hinter mir ging; aber ich achtete nicht sonderlich darauf, weil ich wußte, daß ich seiner unangenehmen Begleitung bald enthoben werden würde. — Ich ging zur Tante hinauf, — Niemand da, — das Mädchen sagte mir, die Tante hätte mir einen Besuch machen wollen. — Ich begreife nicht, daß sie noch nicht hier gewesen ist! — Und nun denke Dir meinen Schrecken: als ich das Haus verlasse, steht er wieder da.

Julius.

Der Mann mit der bunten Cravatte?

Martha.

Und den hellen Handschuhen. Er richtet es so ein, daß ich an ihm vorbeigehen muß, und dabei vernehme ich deutlich die Worte: Gott sei Dank! Ich wäre verzweifelt! Ich thue natürlich so, als ob ich es nicht höre und beschleunige den Schritt. Er geht auch schneller. — Ich trete an ein Schaufenster, um ihn vorübergehen zu lassen. — Er bleibt stehen und seufzt. — In meiner Angst laufe ich in den Laden, — es war ein Kurzwaaren-Geschäft. Da! das habe ich Dir gekauft. (Sie nimmt ein kleines Packetchen aus der Tasche und reicht es Julius; dieser entfaltet es; es enthält einen Pfropfenzieher.) 1 Mark 75 Pfennige! Was jetzt alles theuer wird! Wir hatten ja noch keinen.

Julius.

Nun also? Als Du den Laden verließest?

Martha.

War er wieder da. Glücklicherweise kam eine Droschke

vorüber, ich sprang hinein und so habe ich die Tante verfehlt, mich furchtbar geängstigt und 2 Mark 35 Pfennige für nichts und wieder nichts ausgegeben.

Julius.

Man kann seine Zeit nicht besser verwerthen.

Martha.

Und Du armer Mann hast während der ganzen Zeit gearbeitet.

Julius.

Nicht fünf Minuten habe ich Ruhe gehabt. Unten spielte das Fräulein die „schöne blaue Donau“ und oben sang der Quetschtenor: „Ich bitt' euch, liebe Vögelein.“ Es war zum Rasendwerden. Ich habe Stühle umgeworfen, den Stuck abgestoßen. Alles vergeblich. Die blaue Donau floß unten ruhig weiter und da oben wurden die Vöglein nach wie vor ersucht, die Boten des Quetschtenors zu sein; und dabei soll man sich auf vergleichende Götterlehre präpariren!

Martha.

Es muß anders werden, Julius, es geht nicht mehr so.

Julius.

Nicht eine Viertelstunde länger, als unser Contract läuft! Sei unbesorgt.

Martha.

Ich meine, Du mußt mich mehr bewachen! Man kann nicht mehr über die Straße gehen, ohne von irgend einem Müßiggänger belästigt zu werden. Du mußt Deinen Schatz hüten, ich allein bin nicht im Stande —

Julius.

„Danae, die in's Gemach, das fest von Eisen und Stein war,
Züchtig als Jungfrau kam, dennoch den Perseus gebar.“

Martha.

Was soll denn das heißen?

Julius.

Daß soll heißen, daß, wenn ein Weib sich nicht selber schützen

will, kein Mensch und kein Gott es schützen kann. Du kennst doch die Geschichte mit der Danae?

Martha.

Dunkel. Danae? Ist das nicht die mit dem Fasse?

Julius.

Um Gotteswillen! Das sind ja die Danaiden! Weib eines Philologen! Weißt Du denn gar nichts von Mythologie? Du bist doch sonst so gescheidt!

Martha.

Offen gestanden, in dem Fache bin ich nicht sehr bewandert.

Julius.

Das ist aber entschieden eine Lücke in Deiner Bildung, Kind! Es genügt nicht, englische Romane und französische Komödien zu verstehen, und in das Theater zu gehen, wenn Rossi spielt, um sich dadurch den Anschein zu geben, als ob man auch italienisch verstände. Das mag für die Bedürfnisse der oberflächlichen Salonschwätzereien ausreichen, aber zur Bildung, zur wahren Bildung, der herrlichsten Errungenschaft, dazu, mein liebes Kind, gehört mehr! Da muß man sie kennen, jene wunderbaren Sagen der Vorzeit, welche in den großartigsten Dichtungen widerhallen.

Martha.

Unser Lehrer sagte, die Mythologie wäre etwas verfänglich.

Julius.

O diese Pedanten! Es giebt nichts Reineres, nichts Keusche- res als die griechischen und römischen Göttersagen.

Martha.

So erzähl' sie mir doch!

Julius (nach der Uhr sehend).

Nun, ich habe noch etwas Zeit, und will dir eine mytho- logische Stunde geben. Setz Dich! (Martha setzt sich.) Ich werde Dir keine cursorische Vorlesung über die Geschichte der Götter halten, das würde Dich langweilen. Ich werde auf das Gerathe- wohl einige Gruppen herausgreifen und Dich damit bekannt machen; nach und nach können wir dann das Fehlende ergänzend

nachtragen, und in einigen Tagen wirst Du im Olymp ungefähr Bescheid wissen.

Martha.

Schön! Also —

Julius.

Also der oberste Gott war Zeus oder Jupiter.

Martha.

Wer war denn Danae?

Julius (verlegen).

Danae? — ach so, — ja das verstehst Du noch nicht, dazu gehören noch einige Vorstudien. Also Zeus war der oberste Gott; seine Gemahlin war Juno; von der hast Du doch wohl schon gehört?

Martha.

Versteht sich. Das ist doch die mit dem Wuchs?

Julius.

Weißt Du, welcher Vogel der Juno geheiligt war?

Martha.

Vogel? Ich glaube, der Schwan.

Julius.

Bewahre! Du denkst wahrscheinlich an Leda.

Martha.

Richtig! Was war denn das für eine Geschichte mit der Leda?

Julius (ablenkend).

Dazu gehören noch einige Vorstudien! Bleiben wir bei der Sache! Der Pfau war der Lieblingsvogel der Juno.

Martha.

So?

Julius.

Und nun sieh, wie poetisch die Alten dies erklären. Juno hatte einen Wächter bestellt, Namens Argus, der hundert Augen

hatte; diesen ließ Jupiter tödten, und Juno schmückte mit den Augen desselben den Pfauenschwanz.

Martha.

So! Weshalb ließ er ihn denn tödten?

Julius.

Weil ihm Argus unangenehm war. Die eifersüchtige Juno hatte ihm das Wächteramt über Io anvertraut, die Jupiter liebte. Diese Io ist Dir doch bekannt?

Martha.

Ich glaube ja!

Julius

Es ist die schöne Jungfrau, für die Jupiters Herz entbrannte, und die er, um sie den argwöhnischen Blicken seiner Gemahlin zu entziehen, in eine milchweiße Kuh verwandelte.

Martha.

Ich denke, das war Europa.

Julius (außer sich).

Europa ist in ihrem ganzen Leben nicht verwandelt worden! Du verwechselst das wieder mit Jupiter, der Europa als weißer Stier entführte.

Martha.

Sei nur nicht ungeduldig! Wer soll sich denn da zurechtfinden, bald ist es eine weiße Kuh, bald ein weißer Stier. Wie war denn das mit der Europa?

Julius (wieder verlegen).

Nun ganz einfach, — aber dazu gehören einige Vorstudien.

Martha.

Es ist merkwürdig; jedesmal wenn ich frage, vertröstest Du mich auf später. Wer ist Danae? — Wer Leda? — Wer Io? — Wer Europa? Zu alle dem gehören Vorstudien.

Julius.

Du hast aber auch eine Kunst merkwürdige Fragen zu stellen! Ich habe wahrscheinlich schlecht angefangen. Wir wollen

versuchen, die Sache einmal bei einem andern Ende anzufassen. (Nach einer ganz kurzen Pause.) Rom besaß eine große Anzahl von Tempeln, welche dem Cultus der verschiedenen Götter geweiht waren.

Martha.

Das verstehe ich; ich kenne sogar einen Tempel.

Julius.

So? welchen denn?

Martha.

Den Janustempel.

Julius.

Potztausend! Was bist Du gelehrt? Wo hast Du denn die Weisheit hergeholt?

Martha.

Janus hatte zwei Gesichter. In der einen Hand hatte er das Scepter und in der andern Hand einen Hausschlüssel. Er ist der Gott des ehelichen Friedens, und wenn man den Tempel aufmacht, ist Unfrieden im Hause. Siehst Du, ich weiß Bescheid!

Julius.

Das stimmt ungefähr; ich komme vor Erstaunen über Deine Gelehrsamkeit gar nicht zu mir. Wer hat Dir denn das beigebracht?

Martha.

Ich will nicht renommiren. Ich habe neulich eine Novelle von Börne gelesen. „Der Janustempel,“ die mir sehr gefallen hat. Da benutzt ein junges Ehepaar, wie wir, den Kachelofen zum Janustempel. Wenn sie sich zanken, wird die Thür geöffnet, und wenn einer der beiden wieder zur Besinnung kommt und der Friede wieder hergestellt werden soll, macht man die Thür zu; die Versöhnten fallen sich in die Arme und man spricht nicht mehr von dem Grunde der Entzweiung. (Mit veränderter Stimme.) Julius! Wie wär's, wenn wir unsern Ofen auch als Janustempel benutzten?

Julius (lächelnd und nach dem Ofen blickend).

Die Thür ist geschlossen, mein liebes Herz, und wir werden hoffentlich niemals Grund haben, sie zu öffnen.

Martha.

Aber es könnte doch vorkommen, daß wir uns einmal zankten.

Julius.

Das kann nicht vorkommen! Laß doch die Kinderei!

Martha.

Aber Julius! Ich bitte Dich darum, weshalb wollen wir denn nicht einen Janustempel machen? Es ist der reine Eigensinn von Dir!

Julius.

Es ist eine kindische Laune von Dir, mein Herz. Ein solcher Scherz hat nur Werth, wenn er originell ist.

Martha.

Es ist das erstemal, daß ich Dich um etwas bitte, und Du verweigerst es mir. Gut! Ich weiß, was ich von Deinen Versprechungen zu halten habe.

Julius.

Aber Kind!

Martha (immer erregter).

Ich bin kein Kind, ich bin Deine Frau seit drei Wochen, und es wäre wohl Zeit, daß Du dich allmählich daran gewöhntest, mich als Dein Weib, als Deine Gattin zu respectiren und mich nicht wie ein unerfahrenes Kind zu behandeln. Seit drei Wochen habe ich alles erdulbet, schweigsam; aber schließlich verliert auch das sanfteste Wesen, wenn man es immer unterdrücken, und jeden seiner Willen brechen will, die Geduld.

Julius.

Was soll denn das heißen? Wenn Du die Tante zu Hause getroffen hättest, würde ich Deine merkwürdige Stimmung allenfalls begreifen.

Martha.

Jawohl, die Tante! Schiebe nur alles auf sie, sage nur, daß sie mich aufhetzt gegen Dich! Ach, die gute Tante hatte nur zu Recht! Ich wollte ihr nicht glauben, aber ich sehe, daß Du mich namenlos unglücklich machen wirst und schon namenlos

unglücklich machst. Und womit habe ich das verdient? Bin ich nicht Deine treue Gattin?

Julius.

Aber erlaube! Wir sind seit drei Wochen verheirathet, und Du rühmst Deine Treue als etwas Wunderbares. Kind, Du bist nervös, Deine Aufregung ist so zwecklos, wie möglich.

Martha.

O Gott, o Gott! Womit habe ich das verdient? Ich weiß sehr wohl, Du willst jeden Keim der Selbstständigkeit in mir zertreten; Ich soll Deine Sclavin werden, Deine Leibeigene, aber mein weiblicher Stolz bäumt sich auf, und ich zerbreche die unwürdigen Fesseln. Ich werde Dir zeigen, daß ich meinen Willen habe und meinen Willen durchsetze. (Sie tritt an den Ofen und öffnet die Thür. Triumphirend.) So nun habe ich doch meinen Janustempel!

Julius.

Liebe Martha! Bis jetzt habe ich die ganze Sache für einen Scherz gehalten, und ich hoffe auch, daß Du mir den Glauben belassen wirst. Martha! Treues Weib! Kind! Herzchen! Sei vernünftig! Wenn Dir die Geschichte mit dem Janustempel Spaß macht, — nun denn; meinetwegeu! Du siehst — (er nähert sich dem Ofen und schließt die Thür), in den Flitterwochen sollen mir selbst Deine Launen heilig sein.

Martha (ihm die Hand reichend).

Ich war wirklich ein Kind. Aber unsern Janustempel behalten wir doch.

Julius.

Ja doch! Meinetwegen! Aber unter einer Bedingung: daß Du mir nicht bei jeder kleinen Zänkerei die Thür öffnest. Nur bei ernsthaften ehelichen Conflicten, — merke wohl! — nur dann darfst Du die Thür öffnen; sonst läufst Du mir den ganzen Tag hin und her, und wir entweihen die poetische Bedeutung der alten Ueberlieferung. Also nur im Ernste! Steht die kleine Thür da offen, so wird das für mich bedeuten, daß sich etwas Fremdes, Erkältendes, Unliebes zwischen uns gedrängt hat; und wenn ich die Thür öffne, so sei versichert, daß ich ernsthaft Grund habe, über Dich zu klagen.

Martha.

Schön, darauf gehe ich ein.

Julius.

Solche Neckereien könnten einmal einen ernsthaften Conflict herbeiführen; deswegen habe ich die Bedingung aufgestellt. Wir wollen nicht mit dem Feuer spielen. (Man hört unten den Straußschen Walzer: „An der schönen blauen Donau“ spielen.) Geht das Gedudle schon wieder los? (Er wirft einen Folianten auf den Boden und horcht — Man spielt weiter.) Sie spielt weiter! — und ist erst sechzehn Jahre alt. — (Er wirft noch einen Folianten hin.) Keine Spur von Wirkung. Uebrigens (nach der Uhr sehend) ein wahres Glück. Ich muß mich beeilen, sonst wird mir die Bibliothek vor der Nase geschlossen und ich brauche nothwendig —

Martha.

Du willst ausgehen?

Julius.

Ich muß auf die Bibliothek. Ich brauche nothwendig —

Martha.

Aber Du gehst doch nicht zu Deinen Freunden, — ich meine die im „weißen Lamm“? Versprich mir das, Julius!

Julius (der die Melodie des Walzers beständig mitsummt).

Ich denke gar nicht an das „weiße Lamm“. Ich muß mir in der Bibliothek . . . Ja, was brauche ich denn eigentlich? . . . Dabei soll man einen klaren Kopf haben! (Unterbricht seine Rede durch beständiges Singen, indem er mit den Füßen stampft und unabsichtlich das Tempo des Walzers markirt.) Wenn ich Musik höre, ist es mir nicht möglich zwei vernünftige Gedanken an einander zu reihen. Was brauche ich denn eigentlich? Ach richtig; Den „goldenen Esel“ von Apulejus. — Nun, Kind (indem er mit der Melodie des Walzers mitsingt), lebe wohl mein Schatz, auf Wiedersehen, auf recht balde! (In dem Augenblicke klingelt es.) Vermuthlich die Tante. Heute haben sich doch alle Götter wider mich verschworen. Er geht hinaus. Martha hebt einen Folianten auf. Der Walzer wird weitergespielt, die Thür wird geöffnet, man hört herzliches Lachen.)

Zweiter Auftritt.

Julius kommt mit **Auguste** am Arme hereingetanzt, **Hannchen** lachend hinter ihnen.

Auguste

(am Arme Dambach's, der sie trotz ihres Widerstrebens, zum Tanzen bringt).

Ich verbitte mir das, Herr Doctor! Suchen sie sich für Ihre Narrenspossen andere Leute und lassen Sie mich los; ich rufe um Hülfe. Martha, es ist unverantwortlich, daß Du das duldest. — Ich sterbe!

Julius (plötzlich innehaltend und aufhorchend. Freudig).

Sie hört auf! Ich hab's gefunden. Von jetzt an wird getanzt! Herzlichen Dank, meine liebe Tante, für ihre Freundlichkeit. Lebt wohl, auf Wiedersehen! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Martha. Auguste. Hannchen.

Auguste.

Nun hast Du es selbst gesehen! und Ihr lacht über diese empörende Brutalität! Aber ich habe es ja gesagt, es ist nicht möglich, daß Du mit dem Menschen glücklich werden kannst. Du wirst es schon merken! Was sage ich? Du wirst es merken? — (Martha genauer betrachtend.) Du hast es schon gemerkt! Du hast geweint! Gestehe es nur! Hat er Dich mißhandelt? Das große Buch! Er hat es Dir wohl an den Kopf geworfen? Ach, Du armes Kind! Entschuldige ihn nicht, ich kenne den Menschen! Nun, mein armes Herz, wenn er Dich verstößt, Du weißt, bei Deiner Tante findest Du immer ein Asyl.

Martha.

Aber liebste Tante, Du irrst vollkommen.

Auguste.

Ich ehre Deine Discretion und will nicht weiter forschen.

Mich trifft kein Vorwurf. Du weißt, wenn Du mir gefolgt wärest, und gewartet hättest —

Martha.

Dann wäre ich eine alte Jungfer geworden.

Auguste.

Nun, Du hast in seiner Schule schon viel gelernt, daß muß ich loben. Alte Jungfer! Nun ja, meinetwegen! Ich bin stolz darauf: ich bin eine alte Jungfer, das kann noch lange nicht jede von sich sagen. Wenn ich mich hätte verheirathen wollen! — Du lieber Gott, als ob das eine Kunst wäre.

Martha.

Jedenfalls ist es ein Talent, das nicht jede besitzt. Nicht wahr, Hannchen?

Hannchen

(die während der ganzen Zeit aus der Tasche gegessen hat).

Ich habe nicht zugehört.

Martha.

Ach so! Sie ißt wieder. Hannchen, was hast Du für einen bewunderungswürdigen Magen! Nun sage mir 'mal, ehrlich, was hast Du denn heute seit Deinem Frühstück gegenossen?

Hannchen.

Seit dem Frühstücke? Fast gar nichts; ein paar Bratäpfel. Du weißt ja, dafür schwärme ich. Ach Bratäpfel schmecken doch zu gut!

Martha.

Und was ißt Du jetzt!

Hannchen.

Wieder einen Apfel; er ist aber leider nicht gebraten.

Martha.

Hannchen! Du wirst uns noch verhungern!

Hannchen.

Esse ich denn wirklich so viel? Es fällt allen Menschen auf und ich schäme mich ordentlich. Hört nur, was mir

neulich passirt ist. Vor ungefähr acht Tagen beiße ich ganz in Gedanken auf der Straße in einen Apfel. Da höre ich — dicht an meinem Ohre — eine tiefe männliche Stimme: „Mahlzeit wünsch' ich!" Mir blieb der Bissen in der Kehle stecken, und der schöne Apfel fiel mir aus der Hand, so erschrak ich. Es war ein so schöner Apfel!

Martha.

Wie schade!

Hannchen.

Ohne mich umzusehen, laufe ich was ich kann und biege in die nächste Querstraße ein. Ich mußte umkehren, denn es war eine Sackgasse. Aber inzwischen hatte ich mich von meinem Schrecken erholt, um mich zu stärken, beiße ich, als ich wieder an der Ecke angekommen bin, recht herzhaft in einen zweiten Apfel. Da steht ein Mensch, ein unverschämter, aber sonst ganz netter Mensch und wünscht mir, als ich an ihm vorüber gehe, mit derselben tiefen Stimme, die ich schon gehört hatte: „Gesegneten Appetit!" Diesmal hielt ich aber meinen Apfel fest. Ich ging und aß ruhig weiter. Nach fünf Minuten sehe ich mich vorsichtig um. Er war noch da! „Ach, bitte", sagte der Herr, „bitte, lassen Sie mich abbeißen, — ich bin auch Vegetarianer!" Er hielt mich für eine Vegetarianerin, denke Dir! Wie ich entwischt bin, weiß ich nicht mehr; aber ich habe mich furchtbar geschämt. Die Herren werden jetzt auch so zudringlich! — es ist abscheulich.

Martha.

Ach leider!

Auguste.

Ja wohl, leider!

Martha.

Was? Weißt Du auch ein Liedchen davon zu singen?

Auguste.

Weshalb betonst Du denn das „Du" so malitiös? Bin ich vielleicht nicht mehr im Stande, Zudringlichkeiten zu erdulden?

Martha.

Aber Tante!

Auguste.

Ich bin die Person, die sie nicht nur zu erdulden, sondern auch sie zurückzuweisen vermag, und das kann nicht jede von sich sagen. Noch vor ein paar Tagen habe ich einem der von Dir so vergötterten Männer die Lust benommen, mich wieder zu belästigen.

Martha.

So?

Auguste.

Als ich neulich Abends spät nach Hause ging, folgte mir ein Herr auf Schritt und Tritt. Ich that, als ob ich es nicht bemerkte, und ging ruhig meines Weges. Als wir aber unter einer Gaslaterne angekommen waren, schlug ich meinen Schleier zurück, sah ihn mit einem niederdonnernden Blicke an, — und Du hättest das Entsetzen sehen sollen, das mein Blick hervorbrachte! „Ach, Du meine Seele!“ sagte der Betroffene und kehrte um.

Martha.

Unter einer Gaslaterne?

Auguste.

So gewaltig war die Wirkung meines Blickes!

Martha.

Unter der Gaslaterne!

(Es klingelt.)

Martha (freudig).

Ach, Julius kommt schon wieder! Tante, Du weißt, er ist etwas eigen; er hat nicht gern Damenbesuche in seinem Arbeitszimmer.

Auguste.

Nun ja! Ich weiß, daß ich in diesem Hause nur geduldet werde. Du hättest es mir vielleicht etwas zarter andeuten können; ich würde es doch verstanden haben.

Martha.

Aber, ich bitte Dich!

Auguste.

Ich weiß ja, daß ich nicht hierher gehöre; ich weiß, daß ich nicht gern gesehen bin, aber das brauchst Du mich doch nicht bei jeder Gelegenheit fühlen zu lassen.

Martha.

Aber Tante!

Auguste.

Ich weiß, daß er mich nicht ausstehen kann, Dein liebenswürdiger Gatte. Komm nur! Ich will ihm den verhaßten Anblick entziehen. (Während sie abgeht.) Ich werde euch nicht mehr oft zur Last fallen. Wenn ihr meinen Tod zu beweinen habt, werdet ....

(Während der letzten Worte ist sie in das Nebenzimmer gegangen.)

Martha (achselzuckend und lächelnd.)

Heute ist sie wieder gut im Zuge! Komm, Hannchen.

(Sie geht ab.)

Hannchen.

Gleich! — Nun will ich mir schnell einen Apfel in die Röhre legen. (Sie geht an den Ofen, nimmt aus der Tasche einen Apfel und legt ihn in die Ofenröhre. In dem Augenblicke treten Klütz und Dambach ein, Hannchen läuft, sobald sie das Eintreten der Herren bemerkt hat, schnell davon ohne die Ofenthür zu schließen.)

Vierter Auftritt.

Klütz. Dambach.

Klütz (noch in der Thür.)

Ihr habt aber ein hübsches .... (Erblickt Hannchen, welche davonläuft, folgt ihr und bleibt an der Thür, die sie zuwirft, stehen.) Du, wer ist denn das?

Julius.

Meine kleine Schwägerin.

Klütz.

Scheint sehr niedlich zu sein. Uebrigens habt ihr ein sehr hübsches Dienstmädchen, das uns die Thür geöffnet hat.

Julius.

Die alte Dorothea? Sie hat die ersten Stunden meiner Kindheit gehütet.

Klütz.

So? Na, der Corridor ist etwas finster; sie machte aber einen ganz netten Eindruck.

Julius.

Wie es scheint, besitzest Du noch immer Dein empfängliches Herz.

Klütz.

Ich bin wie ausgetauscht, lieber Freund; ich liebe nämlich leidenschaftlich.

Julius.

Wen denn?

Klütz.

Das weiß ich nicht, aber ich liebe. Nun wirst Du fragen: Wieso?

Julius.

Das fällt mir nicht ein.

Klütz.

Doch, Du wirst mich fragen: Wieso? Und darauf werde ich antworten: das weiß ich nicht. Nun wirst Du Dich wundern.

Julius.

Fällt mir gar nicht ein.

Klütz.

Doch, Du wirst Dich wundern. Und Du hast Recht, wenn Du Dich wunderst; denn die Sache ist auch ganz wunderbar! Sie sehen und lieben war nämlich eins. (Mit affectirtem Pathos.) Es war an einem Wintertage. Die lauen Lüfte, ... ach nein! — Ein kalter eisiger Wind fegte Schneelawinen durch die menschenleeren Gassen. Da erschien sie mir, wie ein Bild

aus höheren Regionen und aß einen Apfel. Und wie aß sie den? Ihre kleinen weißen Zähne hieben auf den Gegner ein, wie ein stürmendes Gardecorps. Ich konnte meinen Blick nicht von ihr lassen. Ich wollte ihr zu Füßen fallen; aber die Straße war sehr schmutzig, und außerdem kannte sie mich nicht. Wie bezaubert stand ich da, und als ich wieder zu mir kam, war sie entschwunden wie ein zu schöner Traum. Nun wirst Du sagen —

Julius.

Ich werde gar nichts sagen, namentlich nicht, wenn Du in Einem fort sprichst.

Klütz.

Doch, Du wirst sagen: das ist doch kein genügender Grund, um sofort zu lieben. Aber denke, mein Freund, an die Bedeutung des Apfels in der Weltgeschichte, an den Apfel des Paris, an den Apfel der Eris, an den Zankapfel!

Julius.

Du weißt doch, daß das immer derselbe Apfel ist?

Klütz.

Nein, das wußte ich nicht. Apropos Zankapfel! Wie oft hast Du Dich mit Deiner Frau schon gezankt? Nimm es mir nicht übel; aber ich halte sie für eine Xanthippe; ich darf es ja sagen, da ich noch nicht das Vergnügen habe, sie zu kennen. Ist es denn möglich, daß man so wie Du von einem Tage zum andern mit allen seinen Freunden bricht und sich in seinen Haushalt einkapselt, wie eine Trichine? Du stehst unterm Pantoffel, alter Freund! Darüber sind wir alle einig am Stammtisch im „weißen Lamm“, wo Dein Platz seit Wochen verödet ist. Als Bräutigam kamst Du doch wenigstens ab und zu, aber seitdem Du verheirathet bist — ich verheirathe mich nie!

Julius.

Ich denke, Du liebst?

Klütz.

Richtig! das hatte ich vergessen! Ja, das ist aber auch eine ganz andere Sache! Meine Eveline wird begreifen, daß die Freiheit des Mannes nicht beschränkt werden darf durch —

Julius.

Wer wird das begreifen?

Klütz.

Meine Eveline.

Julius.

Wer ist denn das?

Klütz.

Nun das junge Mädchen.

Julius.

Eveline heißt sie?

Klütz.

Ich habe keinen Grund das Gegentheil anzunehmen.

Julius.

Du bist nicht gescheidt.

Klütz.

Dein Vertrauen ehrt mich. Nun aber ernstlich gesprochen: wie oft hast Du Dich mit Deiner Frau in den drei ersten Wochen Deiner Ehe schon gezankt? Als ich Dich zufällig traf, — nicht zufällig, denn ich suchte sie, wie ich sie seit Tagen überall suche —, da hattest Du so einen gewissen Zug — —, so etwas schwärmerisch Resignirtes, in das Unvermeidliche Fügsames. Wie oft hast Du Dich mit ihr schon gezankt?

Julius.

Ich wiederhole Dir, daß Du nicht recht gescheidt bist.

Klütz.

Immer wohlwollend und klar! Aber halte meine Frage nicht für eine einfache Indiscretion. Die Sache interessirt mich, ich stehe ja am Vorabende meiner Verlobung. Kann man wirklich glücklich in der Ehe sein?

Julius.

Sprichst Du ernsthaft?

Klütz.

Ernsthaft!

Julius.

Dann laß Dir sagen, daß es nur ein wahres Glück auf Erden giebt, und das ist eine gute Frau, wie die meine. Wie das Bewußtsein, ein Wesen um sich und mit sich zu haben, das ganz mit uns fühlt, das an dem, was wir wollen und vermögen, den wärmsten, innigsten Antheil nimmt von dem ersten Aufkeimen des Gedankens, von der ersten Regung des Empfindens an bis zur Verkörperung des Gedankens, bis zur That, — wie das Bewußtsein, daß dieses hingebende und empfindsame Wesen nur durch uns existirt, uns stolz, glücklich und gut macht, — das, lieber Freund, läßt sich nicht mehr sagen, weil es die abgeschmacktesten Dichter zu oft gesagt haben. Aber wahr ist es doch.

Klütz.

Um so besser! Also Eure Ehe ist wirklich, was man glücklich zu nennen pflegt?

Julius.

Ein wolkenloser Himmel, an dem nur die Sonne glänzt.

Klütz.

Die Sache ist klar; ich verheirathe mich!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Auguste.

Auguste

(noch in der Thür, zurück in das andere Zimmer sprechend).

Ich weiß wohl, daß man sich nicht zwischen Baum und Borke drängen soll, aber ich muß die Wahrheit erfahren. (Indem sie sich nach vorn wendet, sehr erregt.) Herr Doctor! Auch das Lamm . . . . (Sie hält inne, als sie Klütz erblickt.)

Julius (vorstellend).

Mein alter Freund, Herr Referendarius Klütz!

(Klütz verbeugt sich.)

(Auguste sieht Klütz starr an, bleibt mit offenem Munde sprachlos stehen, darauf stößt sie einen Schrei aus und läuft ins Nebenzimmer rechts.)
(Klütz und Julius sehen sich eine Weile stumm an.)

Klütz.

Eine recht angenehme Dame.

Julius.

Was hat denn das zu bedeuten?

Klütz (sich betrachtend.)

Keine Ahnung! Wo ist denn ein Spiegel? Habe ich denn irgendwo im Gesichte Tintenkleckse? Ich muß etwas im Gesichte haben.

Julius.

Kennst Du denn Tante Auguste nicht?

Klütz.

Meinerseits nicht.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Martha.

Julius (seine Frau erblickend.)

Ah! meine Frau! Wir werden jetzt die Sache aufklären. Herr Referendarius Klütz, mein alter Freund! — Meine Frau!

Martha.

(bleibt einen Augenblick stehen, darauf stößt sie einen Schrei aus, Klütz nähert sich ihr, betrachtet sie genauer, schreit ebenfalls auf.)

Klütz.

Ach Du meine Güte! (Läuft ins Nebenzimmer links.)

Julius.

Ist die ganze Gesellschaft toll geworden? Was hat denn das Geschrei zu bedeuten?

Martha

(auf die Thür zeigend, durch die Klütz verschwunden ist.)

Entferne den Menschen auf der Stelle aus unserm Schlafzimmer.

Julius.

Was ist denn vorgefallen?

Martha.

Hinaus mit ihm! Hast Du ihn denn nicht erkannt? Helle Handschuhe, bunte Cravatte.

Julius (lächelnd.)

Ach so! . . . Er hat Dich ja nicht gekannt!

Martha.

Was? Das ist Alles, was Du zu seiner Entschuldigung und zur Vertheidigung meiner Ehre sagen kannst? Julius! Julius! (Sie erblickt die offene Ofenthür; mit veränderter Stimme, schmerzlich) Julius! Wenn Du es denn beschlossen hast, gut! Tante Auguste hat es mir immer gesagt! Du liebst mich nicht, Du hast mich nie geliebt. Aber wenn mir Deine Liebe versagt ist, Deine Achtung werde ich mir erzwingen durch unbeugsamen Stolz.

Julius.

Ich verstehe Dich nicht.

Martha.

Deine Kälte, Deine empörende Gleichgültigkeit hätten es mir schon sagen sollen; es hätte des äußerlichen Zeichens (auf die Ofenthür zeigend) gar nicht bedurft.

Julius (der nun die offene Ofenthür erblickt.)

Jetzt versteh' ich! — Ich habe Dir erklärt, zu einer Spielerei bin ich zu vernünftig. Ich habe Deinem kindlichen Verlangen nachgegeben, aber nur unter der Bedingung, daß die Sache etwas ernsthaft behandelt werden würde.

Martha.

Es bedarf keiner Motivirung, Du brauchst mir gar nicht zu sagen, daß es Dir Ernst ist; ich fasse es ernst genug.

Julius.

Wenn Du Komödie spielst, so erfüllt mich Deine Geschicklichkeit, Gefühle zu heucheln, geradezu mit Schrecken.

Martha.

So ist es recht! Füge der empörenden Behandlung noch

empörende Worte hinzu! Du treibst mit der Liebe Deiner Frau ein frevelndes Spiel!

Julius (ernsthaft.)

Liebes Kind!

Martha.

Ich bin kein Kind!

Julius (seinen Hut nehmend.)

Ich will Dir Zeit lassen, Dir die Sache zu überlegen.

Martha.

So ist es recht! Geh' nur an Deinen Stammtisch. Die Herren im „weißen Lamm“ warten ja längst auf Dich. Aber bitte, nimm Deinen liebenswürdigen Kneipbruder, den Herrn da, . . . den Herrn Klütz auch mit! Du wirst ihn doch *nicht* mit mir allein lassen wollen?

Julius.

Bis jetzt habe ich meine Ruhe bewahrt. Aber Kind — (Er nimmt den Pfropfenzieher.)

Martha.

Ich bin kein Kind!

Julius.

Du treibst den Spaß zu weit!

Martha.

Spaß! Das nennt er Spaß!

Julius.

Nein! Jetzt ist es mir ernst, und ich denke nicht deran mit Deinen unbegreiflichen und unverständigen Launen noch weitere Nachsicht zu üben. (Fuchtelt mit dem Pfropfenzieher umher.)

Martha (auf den Pfropfenzieher deutend.)

Willst Du mich durchbohren? Bohre! Ich bin auf Alles vorbereitet! Tante Auguste —

Julius.

Ach, laß mich mit der alten Schachtel zufrieden!

Martha.

Er lästert meine Verwandschaft! Ich werde schon ein Unterkommen finden.

Julius.

Meinetwegen!

Martha.

Du verjagst mich also?

Julius.

Im Gegentheil! Ich gehe Dir aus dem Wege. Dein kindischer Trotz —

Martha.

Deine grenzenlose Deutlichkeit! —

Julius.

Es ist zu arg!

Martha.

Es ist abscheulich!

Julius.

Lassen wir es gut sein!

Martha.

Ich bin mit Dir fertig!

Julius (seinen Hut noch einmal nehmend).

Also Adieu!

Martha.

Adieu!

Julius (geht schnell bis an die Thür).

Adieu!

Martha.

Adieu!

(Julius durch die Mitte ab.)

Martha.

Er geht wirklich! Er geht! Er geht! O Gott, O Gott! (Sie weint laut auf. In demselben Augenblick tritt Klütz auf.) Entschuldigen Sie, mein Herr! (Sie geht schnell in's Nebenzimmer.)

Klütz.

Bitte, bitte!

Siebenter Auftritt.

Klütz, gleich darauf **Hannchen.**

Klütz.

Der wolkenlose Himmel! ..... (Er geht ein paar Schritte nach vorn.) Könnt' ich doch den Ausgang finden, ach, wie fühlt' ich mich beglückt! (Nimmt seinen Hut und geht nach hinten, in demselben Augenblick tritt Hannchen ein ohne Klütz zu sehen.)

Hannchen.

Wenn ich ihn nicht umdrehe, brennt er mir an. (Sie tritt an den Ofen, dreht den Apfel um und schließt die Thür.)

Klütz.

Wer ist denn da schon wieder? (Er nähert sich Hannchen, diese erschrickt und schreit laut auf.) Entschuldigen Sie, mein Fräulein. (Hannchen sieht Klütz noch genauer an, schreit noch einmal und will flüchten, Klütz läuft ihr nach und stellt sich vor die Thür.) Nur über meine Leiche!

Hannchen.

Lassen Sie mich gefälligst da hinein!

Klütz.

Nein, mein Fräulein! Erst muß ich wissen, wer Sie sind. Erst muß ich Sie um Entschuldigung bitten für die Beharrlichkeit, mit der ich Ihnen neulich gefolgt bin. Erst muß ich mir Ihr Verzeihen erwerben!

Hannchen.

Bitte lassen Sie mich!

Klütz.

Seit acht Tagen suche ich Sie, und jetzt, da ich Sie gefunden, sollten Sie mir wieder entgehen? Nun werden Sie sagen —

Hannchen.

Ich sage Ihnen weiter nichts als! lassen Sie mich gehen!

Klütz.

Das sagen Sie mir nicht. Sie sagen mir: Aber, mein Herr, ich kenne Sie ja gar nicht! Sie haben Recht. Gestatten

Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle: Referendar Klütz, Sohn achtbarer und reinlicher Eltern, Subsistenzmittel zweifelhaft, aber Hoffnung auf die so ehrenvolle Stellung eines unbesoldeten Assessors; Charakter gesellig; Referenzen: Mein Freund Julius Dambach nnd der Oberkellner im „weißen Lamm".

Hannchen.

Das ist Alles sehr interessant, aber ich möchte Sie wirklich ersuchen —

Klütz.

Nicht früher, als bis Sie mir verziehen haben. Sind Sie mir nicht mehr böse?

Hannchen.

Ach, lassen Sie mich doch!

Klütz.

Es kostet Sie ja so wenig Anstrengung, mich zu beruhigen. Sagen Sie mir, daß Sie mir verziehen haben! Bitte, sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihen!

Hannchen.

Nun, wenn Sie darauf bestehen — dann meinetwegen!

Klütz.

Sie machen mich überglücklich! — Und wie sind Ihnen denn die Aepfel neulich bekommen, mein Fräulein?

Hannchen.

Wenn Sie mich jetzt nicht gehen lassen, werde ich böse und rufe um Hülfe.

Klütz.

Weshalb wollen Sie mir denn nicht das Vergnügen Ihrer Gesellschaft bereiten? Wir kennen uns ja noch so wenig, und wir müssen uns doch kennen lernen. — Heißen Sie Eveline?

Hannchen.

Wie kommen Sie denn dazu, mich aufziehen zu wollen? Ich sehe Sie jetzt zum zweiten Male in meinem Leben, und Sie gestatten sich mir gegenüber Vertraulichkeiten . . . . Sie denken wohl, ich bin ein kleines Mädchen, mit dem man spielen kann?

Klütz.

Ich schulde Ihnen eine Aufklärung. Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?

Hannchen.

Ich empfehle mich Ihnen.

Klütz.

Ach bleiben Sie doch noch eine Minute — eine einzige Minute! Würde es Sie interessiren, wenn ich Sie liebe?

Hannchen.

Nicht im mindesten.

Klütz.

Das thut mir sehr leid; denn ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir von dieser Erklärung einige Wirkung versprochen hatte.

Hannchen.

Weshalb lügen Sie mir denn etwas vor?

Klütz.

Wenn Sie gleich so fragen! Im Uebrigen habe ich nicht gelogen, wenn ich auch nicht die volle Wahrheit gesagt habe. Ich fühle das Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten, Ihnen irgend etwas Angenehmes zu sagen, das Sie veranlassen könnte, es anzuhören. Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, und da drängt sich mir unwillkürlich das Wort auf die Lippen —

Hannchen.

Daß Sie mich lieben? Das haben sie wohl so an sich?

Klütz.

Was soll man denn anders zu einem jungen Mädchen sagen, das Einem wirklich gefällt, ohne daß man weiß, weshalb? Und mein Fräulein, Sie mögen es mir übel nehmen oder nicht, es ist buchstäblich wahr, daß Sie mir sehr gut gefallen, — außerordentlich merkwürdig, und je mehr ich Sie ansehe, desto mehr gefallen Sie mir! Sie haben so etwas Frisches, Natürliches, Gesundes! Dieser Appetit, diese weißen Zähne! Eine junge Dame in ihrem Alter, die auf der Straße

Aepfel ißt, so etwas findet man gar nicht mehr! Das ist unverdorben, das ist urwüchsig! Da sagt man sich: Hier ist eine große starke unverdorbene Natur, die nur geweckt zu werden braucht, etwas Beglückendes, Beseeligendes! Oh, nehmen Sie nie Tanzstunde, mein Fräulein!

Hannchen.

Was wollen Sie denn eigentlich von mir?

Klütz.

Was ich will? Das ist ja eben das Verhängniß. Ich weiß es nicht. Denn ich fühle, wie unaussprechlich lächerlich ich sein würde, wenn ich Ihnen im Ernste sagen wollte, daß — es wäre wirklich zu lächerlich! — aber ich möchte vor allen Dingen, daß Sie nicht fortgingen. Bleiben Sie noch ein paar Minuten! Soll ich Ihnen meine Jugendgeschichte erzählen?

Hannchen.

Ich bin nicht neugierig.

Klütz.

Dann erzählen Sie mir die Ihrige, bitte!

Hannchen.

Jetzt gehe ich aber wirklich!

Klütz.

Mein Fräulein! Noch ein Wort! Haben sie jemals über die Bestimmung des Weibes nachgedacht?

Hannchen.

Adieu, Herr Klütz! Der Scherz hat lange genug gedauert.

Klütz.

Mein Fräulein! Lieben Sie den Frühling? (Hannchen nähert sich während dem allmählich der Thür.) Haben Sie Mommsens römische Geschichte gelesen? Haben Sie? . . . . (Hannchen schließt lachend die Thür.) Sie lacht mich aus! — So dumm bin ich mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Nun möchte ich blos wissen, weshalb sie mir so gefällt! Sie hat nichts, was auffallend wäre. Sie ist nicht gerade blendend

schön, aber recht niedlich; d. h. sie ist doch außerordentlich niedlich. Sie hat so etwas Freundliches, Nettes! Hoffentlich hat die Wohnung nur einen Ausgang. Ich warte. (Er rückt den Stuhl an die Thür und setzt sich.)

Achter Auftritt.

Klütz. Julius.

Julius (eintretend).

An der Straßenecke bin ich wieder umgekehrt. (Klütz erblickend). Den hatte ich ganz vergessen. Er wird mich schön auslachen. Ich rühmte ihm das Glück mit meiner Frau. Er hat sie unter recht freundlichen Bedingungen kennen gelernt. (An Klütz herantretend.) Nun! Was sagst Du dazu? Hast Du sie gesehen?

Klütz.

Gott sei Dank!

Julius.

Und wie findest Du sie?

Klütz.

Entzückend! Ich weiß selbst nicht, weshalb, und zerbreche mir den Kopf, um das Problem zu lösen. Aber sie ist entzückend.

Julius.

Und Du billigst ihren Trotz?

Klütz.

Das ist ja eben das Weibliche.

Julius.

Um einer solchen Kinderei willen!

Klütz.

Mein Lieber! sprich nicht in diesem Tone! Ich betrachte mich als ihren Ritter.

Julius.

Du Dich? Lieber Freund Klütz! Ich bin heute nicht aufgelegt, Deine Possen mit anzuhören.

Klütz.

Und ich bin nicht aufgelegt zu dulden, daß man in geringschätziger Weise über eine Person spricht, die bei ihrem ersten Erscheinen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, die ich verehre, die ich liebe!

Julius.

Von wem sprichst Du denn eigentlich?

Klütz.

Nun! Von der holden Unbekannten.

Julius.

Diese Sprache dulde ich selbst im Spaße nicht! Ich gebiete Dir Schweigen! Ich kann es auf keinen Fall zugeben, daß von meiner Frau in dieser unziemlichen Weise gesprochen wird.

Klütz.

Schade um ihn! Welch edler Geist ist hier zerstört! — Was willst Du denn eigentlich mit Deiner Frau? Was hat denn die bei der Sache zu thun?

Julius.

Sagtest Du nicht, daß Du die Unbekannte wieder gefunden hättest?

Klütz.

Nun ja, hier, in Deiner Wohnung!

Julius.

Das ist meine Frau.

Klütz.

Wieviel Frauen hast Du denn?

Julius.

Sie hat es mir ja selbst gesagt, daß Du ihr heute Vormittag gefolgt bist!

Klütz.

Ach, heute Vormittag! Ja, lieber Freund, das ist ja die holde Unbekannte nicht. Es ist richtig, ich bin heute Vormittag einer Dame gefolgt, wie ich seit acht Tagen jeder Dame folge, in der Hoffnung sie wiederzusehen —

Julius.

Ach so!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hannchen. Auguste. Martha.

Klütz.

Da ist sie ja!

Martha (nach dem Ofen blickend).

Er hat die Thür geschlossen, er hat sein Unrecht eingesehen, (Sie geht auf Julius zu und giebt ihm die Hand.) Sprechen wir nicht mehr darüber, mein liebster Julius!

Julius (nach der Ofenthür blickend, für sich).

Ach, sie hat die Thür geschlossen, sie hat ihr Unrecht eingesehen! (Laut.) Die Sache ist abgemacht.

Auguste (auf Klütz zugehend).

Darf ich fragen, mein Herr, mit welchem Rechte Sie mir neulich gefolgt sind?

Klütz.

Ich entsinne mich in der That nicht —

Auguste (Klütz wüthend anblickend).

Kennen Sie diesen Blick?

Klütz (höflich).

Jawohl, meine Gnädige, ich habe bereits das Vergnügen gehabt.

Martha (zu Klütz).

Wollen Sie mir gefälligst sagen, weshalb Sie mich heute Vormittag wider meinen Willen begleitet haben?

Klütz (verlegen).

Wider Ihren Willen? — Das kam eben daher, daß Sie damit nicht einverstanden waren.

Hannchen (zu Klütz.)

Sie sind aber nett! Dürfte ich meinerseits fragen —

Klütz.

Weshalb ich Ihnen nachgelaufen bin? Um Sie zu erreichen! Sie dürfen fragen.

Hannchen.

Um mich zu erreichen, folgen Sie meiner Schwester und sogar meiner Tante?

Auguste (beleidigt).

Sogar!

Klütz (zu Hannchen).

Mein Fräulein! Das war die Stimme der Natur; ich erkannte in den Ihrigen sofort einen gewissen Familienzug. Und kurz und gut: Sie sehen ja, mein Instinkt hat mich richtig geleitet.

Hannchen.

Mit Ihnen will ich Nichts zu thun haben. Sie sind viel zu leichtsinnig. Sie interessiren sich für alle weiblichen Wesen.

Klütz.

Dieses Bedenken hat noch keine Heirath verhindert. Aber ich schwöre Ihnen, —

Julius (zu Klütz).

Warte nur ein bischen! Eure Bekanntschaft ist ja noch zu neu.

Hannchen (an die Ofenthür gehend).

Jetzt wird er wohl gar sein!

Julius (zu Hannchen).

Was machst Du denn da?

Hannchen.

Ich habe mir einen Apfel gebraten.

(Julius und Martha sehen sich bedeutungsvoll an und brechen in herzhaftes Lachen aus.)

Martha.

Ach der Zankapfel! Jetzt begreife ich.

(Hannchen beißt in den Apfel.)

Klütz.

Dieser Appetit! Es ist bewunderungswürdig! Wahrhaftig, mein Fräulein, ich liebe Sie! — Bitte, lassen Sie mich einmal abbeißen!

Hannchen (den Apfel Klütz hinhaltend).

Da!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Johannistrieb.

Schauspiel in vier Aufzügen.

October-December 1877.

Personen:

Professor Dr. **Eberhard**.
Luise, dessen Tochter.
Frau **Emma Massow**.
Leopoldine, verwittwete **von Mosberg**, } deren Töchter.
Grete, }
Philipp Harold.
Julius Koebke, } Maler.
Vincenz Jordan, }
Edmund, Modell.
Alberts, Friseur,
Bertha, Dienstmädchen bei Eberhard.
August, Diener bei Frau Massow.

Ort der Handlung: Die Hauptstadt. I. u. IV. Aufzug bei Eberhard. II. Aufzug bei Jordan. III. Aufzug bei Frau Massow.

Zeit der Handlung: die Gegenwart.

Erster Aufzug.

Bei Eberhard.

Behagliches Wohnzimmer, geschmackvolle und anspruchslose Einrichtung. Rechts (vom Zuschauer aus) die Thür, welche vom Corridor in das Zimmer führt, die Thür links führt in die Wohnung. Im Hintergrunde breite Glasthür und Fenster auf den Garten, der sichtbar ist.

Erste Scene.

Bertha, Julius Koebke einführend.

Bertha.

Wenn Sie einen Augenblick hier warten wollen, ich will noch einmal nachsehen; aber ich glaube, der Herr Professor sind ausgegangen.

Koebke.

Sehen Sie nur noch einmal recht ordentlich nach! Und wenn Sie Herrn Professor Eberhard zufällig doch noch finden sollten, dann sagen Sie ihm: Julius Koebke, Kunstmaler, Halle'sche Straße 19, vier Treppen hoch, erbitte sich die Ehre, den Herrn Professor auf fünf Minuten zu sprechen. Es sei nichts Unangenehmes, es handle sich nicht um Loose zum Bau des Künstlerhauses oder um eine sonstige gemeinnützige Angelegenheit, es seien überhaupt gar keine Kosten mit dem Besuche verbunden — So! Und nun bringen Sie dem Herrn meine Karte! (Er giebt Bertha die Karte.)

Bertha.

Ich werde es ausrichten. (Beim Abgehen.) Aber ich glaube wirklich nicht, daß der Herr Professor zu Hause sind.

Koebke.

Sie sind gut geschult! (Bertha ab.)

(Koebke zieht einen Brief aus der Tasche und durchliest ihn, mit unverständlicher Stimme leise vor sich hermurmelnd. Er faltet ihn darauf sorgfältig zusammen und steckt ihn wieder in die Brusttasche.)

Eine sonderbare Sache ist es doch! — Wollen sehen! — (Er blickt sich im Zimmer um.) Ein Schreibzeug — noch ein Schreibzeug! — Hier wird viel geschrieben! Das imponirt mir! — Es ist recht behaglich hier! Alles athmet freundliche Regelmäßigkeit im Einkommen und weise Ordnung in den Ausgaben . . . der Mann wird mit sich reden lassen. (Er gewahrt an einer Wand ein nicht ganz gerade hängendes Gemälde. Er tritt etwas zurück, kneift ein Auge zusammen und bezeichnet mit den Händen die schräge Richtung des Bildes.) Das hängt nicht im Loth! (Er blickt sich um, rückt dann vorsichtig einen Stuhl unter das Bild, zieht sein Taschentuch hervor, breitet es auf den Stuhl und steigt, nachdem er sich noch einmal umgesehen, vorsichtig auf denselben. Er richtet das Bild. Während er damit beschäftigt ist, tritt Luise ein.)

Zweite Scene.

Luise, Koebke (auf dem Stuhle).

Luise

(bleibt, als sie Koebke auf dem Stuhle erblickt, überrascht stehen — lächelnd).

Mein Herr . . .

Koebke (springt schnell herunter).

Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Fräulein. — Das Bild da — es hing nicht ganz gerade! Verzeihen Sie mir: aber ein schief hängendes Bild bringt mich ganz aus dem Concept, und ich muß meinen Kopf heut zusammennehmen. (Sich vorstellend.) Julius Koebke, für gewöhnlich Maler, heute aber mit einer außerordentlichen Mission bei Ihrem Herrn Vater betraut — ich habe ohne Zweifel das Vergnügen, Fräulein Marianne Eberhard . . .

Luise.

Luise Eberhard.

Koebke.

Luise? So? — Dann haben Sie wohl eine Schwester, die Marianne heißt?

Luise.

Ich bin die einzige Tochter.

Koebke (nachdenklich).

So so! (Er hat den Brief wieder vorgenommen und einen Blick in denselben geworfen. Halb für sich.) Aber hier steht ganz deutlich „Fräulein Marianne Eberhard, Tochter des Professors Eberhard“ .... Sie sind Ihrer Sache ganz sicher? Ich meine: außer Ihnen giebt es keine Tochter eines Professors Eberhard?

Luise (lächelnd.)

Ich sagte Ihnen schon —

Koebke.

Dann hat man sich also geirrt. (Er nimmt einen Bleistift und macht, während er weiter spricht, in dem Briefe eine Correctur.) Ich wünschte, wie ich Ihnen bereits andeutete, recht sehr, Ihren Herrn Vater auf fünf Minuten zu sprechen.

Luise.

Mein Vater wird es gewiß bedauern, Sie verfehlt zu haben; er ist leider nicht zu Hause.

Koebke.

Ihr Mädchen ließ mit viel Gewandtheit diese Möglichkeit schon durchblicken. Da ich nun zu der Wahrhaftigkeit der Dienstboten, die melden, daß die Herrschaft ausgegangen ist, immer das größte Vertrauen habe, bat ich sie, noch einmal nachzusehen. Es ist mir wirklich viel daran gelegen, Ihren Herrn Vater zu sprechen ...

Luise.

Könnte ich nicht vielleicht die Vermittlung übernehmen?

Koebke.

(der seit einiger Zeit Luisen mit großer Aufmerksamkeit betrachtet und in discreter Weise die Stellung verändert hat, als bemühe er sich, Luisen von verschiedenen Seiten aus zu beobachten; halb für sich).

Ganz entschieden, dreiviertel Profil. — So sieht die Sache am witzigsten aus!

Luise.

Wenn ich auch noch nicht das Vergnügen habe, von Ihnen gekannt zu sein, so kenne ich Sie doch schon ziemlich genau, Herr Koebke, und schon ziemlich lange.

Koebke.

Sie kennen mich schon?

Luise.

Jawohl. Ich habe auf der Ausstellung ein Bild von Ihnen gesehen, das mir sehr gefallen hat . . .

Koebke.

Ich hab's immer noch.

Luise.

Und dann haben wir auch gemeinschaftliche Bekannte. (Sie setzt sich und fordert Koebke auf, Platz zu nehmen.)

Koebke.

Zum Beispiel?

Luise.

Fräulein Massow.

Koebke (Sehr freudig).

Fräulein Gretchen? (Sich mäßigend.) Ist das nicht ein entzückendes kleines Fräulein?

Luise.

Und Herrn Vincenz Jordan.

Koebke.

Den kennen Sie auch? Meinen Vincenz mit dem schmachtenden Augenaufschlag und dem parfümirten Schnurrbart? Das ist ja reizend!

Luise.

Ist Herr Jordan ein tüchtiger Maler?

Koebke.

Er lernt's vielleicht noch?

Luise.

Er sieht eigentlich gar nicht danach aus.

Koebke.

Aber mein Fräulein, das können Sie doch nicht sagen! Wir sind ja alle stolz auf seine Repräsentation. Sein Schneider rettet unsere ganze Zunft. Die sämmtlichen Sammetröcke in unserm Vereine kommen von ihm — gelbe und graue und braune und schwarze. Und seine Hüte und seine Cravatten und seine Kamaschen — ich muß doch sehr bitten! Er trägt die Cocarde seines Berufes in größtem Formate.

Luise.

Das ist es eben. Was malt er denn, Landschaften, Portraits?

Koebke.

Er bewegt sich meistens im Olymp mit viel verschlungenen Armen, rosa Wolken und smaragdgrünen Schleiern. Er malt Aurora, die auf ihren Hesperus wartet, fliehende Grazien, erwachende Musen, träumende Nymphen — kurz, lauter recht wenig bekleidete allegorische Damen, um die sich kein Mensch bekümmert —, mythologische mauvais-genre-Bilder, wenn Sie wollen.

Luise.

Und Sie? Was malen Sie denn?

Koebke.

Die weltlichsten Natürlichkeiten: augenblicklich den Bettler und seinen Hund, die alte Waschfrau — ich illustrire nämlich Chamissos Gedichte — wenn ich hübschere Motive finde! aber auch die! Und das führt mich zu dem Zwecke

meines Besuchs zurück. (Er steht auf; ebenso Luise.) Mein Fräulein, leider gehöre ich nicht zu den Malern, die es, wie unser Vincenz Jordan, Gott sei Dank nicht nöthig haben. Ihr Herr Vater kann mir durch ein Wort zur Bestellung eines Bildes verhelfen, und das ist heutzutage — eine Sache! Nun frage ich Sie also; ist unter diesen Bedingungen Ihr Herr Vater auch noch ausgegangen?

Luise (lächelnd).

Ich will noch einmal nachsehen.

Koebke.

Ich danke Ihnen herzlich, mein Fräulein. (Er begleitet Luisen bis an die Thür.) Ist das ein freundliches und hübsches Mädchen! — Dreiviertel Profil, ein einfaches Kleid — es kann ein sehr nettes Bildchen werden! Da kommt der Papa — er sieht weniger einladend aus. (Er geht Eberhard entgegen und verbeugt sich.)

Dritte Scene.

Eberhard und Koebke.

Eberhard (grüßend).

Herr . . .

Koebke.

Julius Koebke.

Eberhard.

Ich bitte um Vergebung, daß ich mich habe verleugnen lassen, indessen . . .

Koebke.

Aber Herr Professor, nichts ist natürlicher.

Eberhard (Koebke zum Sitzen auffordernd).

Darf ich bitten? — Meine Tochter hat mir gesagt, daß ich Ihnen eine Gefälligkeit erweisen könne. Ist das richtig?

Koebke.

Nicht ganz richtig: einen Dienst können Sie mir erweisen.

Eberhard.

Ich? Das nimmt mich Wunder. Wollen Sie mir sagen, Herr . . .

Koebke.

Koebke! — Es ist, wie man's nehmen will — eine ganz einfache, oder auch eine ganz verwickelte Geschichte.

Eberhard.

Nehmen wir die einfache, wenn es Ihnen gleich ist.

Koebke.

Sehr wohl. (Pause.) Darf ich Ihre Tochter malen?

Eberhard (als ob er nicht verstanden hätte).

Wie sagen Sie, Herr Koebke?

Koebke.

Ich frage Sie ganz einfach, ob Sie mir gestatten, ein Portrait Ihrer Tochter zu machen?

Eberhard.

Zu welchem Zwecke?

Koebke.

Sobald Sie fragen, Herr Professor, machen Sie die einfache Sache zu einer höchst verwickelten.

Eberhard.

Aber Sie begreifen doch . . .

Koebke.

Ich begreife vollkommen, daß Sie mir nicht antworten: bitte, da ist meine Tochter, malen Sie! Deswegen möchte ich Ihnen einige Erläuterungen geben. Ich weiß zwar selbst nicht viel, aber das wenige, was ich weiß, sollen Sie erfahren. Irgend Jemand — der Herr führt den nicht ganz ungewöhn-

lichen und nicht ganz charakteristischen Namen X. X. — wünscht das Portrait Ihres Fräulein Tochter zu besitzen. Er appellirt, um dies zu erlangen, an meine diplomatische Feinheit; mit demselben Rechte könnte ich an den Farbensinn eines Diplomaten appelliren. Ich habe mir also den Kopf nicht weiter zerbrochen und mich auf den Weg zu Ihnen gemacht, um Ihnen die Sache vorzutragen. Der unbekannte Herr macht auf mich einen höchst anständigen Eindruck, und ich möchte meine Hand darauf in's Feuer legen, daß er die Wahrheit sagt, wenn er versichert, daß mit dem Bildniß keinerlei Mißbrauch getrieben werden solle, daß er von den lautersten Absichten beseelt sei . . . (Er macht eine Pause, als warte er auf Eberhards Antwort.) Wie gesagt! . . .

Eberhard

(der aufmerksam, aber ziemlich kalt zugehört hat).

Bitte, fahren Sie fort!

Koebke.

Wie gesagt! . . . Viel mehr weiß ich selbst nicht. (Für sich.) Es giebt doch nichts Schrecklicheres als höfliche Leute, die einen aussprechen lassen. (Laut.) Ich sehe, daß an mir kein Talleyrand verloren gegangen ist. Um das Verfahren abzukürzen, möchte ich mir erlauben, Ihnen den Brief vorzulesen, den ich heute in aller Frühe empfangen habe.

Eberhard.

Bitte.

Koebke.

Wenn Sie also erlauben . . . (Er liest.) „Ein Ihnen unbekannter Kunstfreund, der an Ihnen ein lebhaftes Interesse nimmt, wünscht ein Bild von Ihnen zu besitzen, und es bedarf dazu Ihrer diplomatischen Feinheit. Suchen Sie Fräulein . . . (Er stockt einen Augenblick.) . . . Fräulein Luise Eberhard zu veranlassen, daß sie Ihnen mit Einwilligung ihres Vaters, des Herrn Professors Eberhard, einige Sitzungen bewilligt. Sie dürfen versichert sein und sich darauf berufen, daß man Ihre Dienste nicht für unlautere Zwecke in

Anspruch nimmt. Das Portrait soll dem künftigen Besitzer die Züge einer längst Verstorbenen im Gedächtniß bannen. Ihre Antwort wird unter der Aufschrift (Betonend.) „Portrait" Postlagernd erbeten. Hochachtungsvoll X. X."

Eberhard.

Keine Unterschrift?

Koebke (ihm den Brief hinhaltend).

X. X. — nichts weiter! . . . Nun Herr Professor, was denken Sie von der Sache?

Eberhard.

Ich verstehe sie einfach nicht.

Koebke.

Da ergeht's Ihnen genau wie mir, Herr Professor. Auf mich macht aber, wie gesagt, der Brief den Eindruck des Anständigen. Sonst würde ich es gar nicht gewagt haben, die allerdings etwas seltsame Bitte des mir Unbekannten bei Ihnen zu befürworten.

Eberhard.

Es ist also Ihr Ernst?

Koebke.

Ja natürlich. Mein allerernsthaftester Ernst!

Eberhard.

Haben Sie über die Angelegenheit mit meiner Tochter schon gesprochen?

Koebke.

Ich habe ihr nur gesagt, daß Sie mir zu einer Bestellung verhelfen können.

Eberhard.

Nun Herr Koebke, Sie werden einsehen, daß, wenn ich Ihnen gleich eine bestimmte Antwort geben müßte, diese nur „nein" lauten könnte. Diese Geheimthuerei, diese Adresse ohne Namen, mit einem bloßen Stichwort „Portrait" —

es hat etwas meinem ganzen Wesen Antipathisches. Wenn das Bild wirklich einer pietätvollen Erinnerung dienen soll, nun, so mag sich der Herr zu mir bemühen und mit mir offen und vertrauensvoll reden. Wir wollen dann sehen . . .

Koebke.

Also?

Eberhard (einfallend).

Aber selbst meine Zustimmung würde in diesem Fall nicht bestimmend sein. Wie ich meine Tochter kenne, glaube ich schwerlich . . .

Koebke.

Dafür lassen Sie mich nur sorgen, Herr Professor!

Eberhard (ziemlich kalt).

Sie sind sehr zuversichtlich. (Die Beiden stehen auf.)

Koebke.

Und ich darf es sein! Die Jugend, Herr Professor — Sie wissen es selbst! — die Jugend ist eine Art Freimaurerbund. Wir verstehen uns. Wir haben unsere Geheimzeichen. Wir helfen uns gegenseitig, wenn's der Rede werth ist. Und ich bin überzeugt, daß ich Ihrem anmuthigen Fräulein Tochter die Sache blos auseinanderzusetzen brauche, um den freundlichen Bescheid zu erhalten: Mit Vergnügen!

Eberhard.

So? Dann versuchen Sie es jetzt! Da kommt meine Tochter.

Vierte Scene.

Eberhard. Koebke. Luise.

Koebke.

Mein Fräulein, Ihr Herr Vater hat die Entscheidung über das Bild in Ihre Hände gelegt. Sie müssen mit einer verstorbenen Tochter oder Gattin oder Braut eine

große Aehnlichkeit haben. Der Herr nun, der über den Verlust zu klagen hat, möchte gern ihr Bild, d. h. das Bild der Andern. . . . Bitte, lesen Sie lieber diesen Brief! Es steht Alles darin. (Er reicht ihr den Brief.) Ich habe nur wenige Worte hinzuzufügen. Die Zeiten sind, ihrer Gewohnheit gemäß, schlecht. Die Leute werden immer weniger eitel und lassen sich nicht mehr malen. Ich illustrire, um einem dringenden Bedürfniß zu entsprechen, Chamissos Gedichte in einer billigen Volksausgabe, anstatt vernünftige Bilder zu malen. Sie begreifen also: Eine Bestellung auf ein Portrait ist jetzt, was wir Malersleute „eine Sache" nennen. Sie bedeutet: fröhliche Arbeit auf so und so viel Tage und ferner die Möglichkeit, mit dem Ertrag dieser lustigen Arbeit zwei, drei Monate flott weiter malen zu können — mit Modell, ein ganz großes Bild, das wahrscheinlich auch nicht verkauft wird —, und nun frage ich Sie also? würden Sie mir, mein verehrtes Fräulein, um des guten Zweckes willen drei oder vier Sitzungen gewähren?

Luise
(die inzwischen den Brief gelesen hat, freundlich, mit derselben Betonung, die Koebke vorher gebraucht hatte).

Mit Vergnügen.

Koebke (zu Eberhard).

Was habe ich Ihnen gesagt?!

Eberhard.

Kind, ich staune . . .

Luise (auf den Brief deutend).

Der Mann, der das geschrieben hat, ist ehrlich, ich täusche mich nicht, und dann . . . Du wirst doch gemerkt haben, daß Herrn Koebkes lustigem Geplauder etwas Ernsthaftes zu Grunde liegt; ich kann ihm wirklich nützlich sein. Da, meine ich, darf man sich doch wohl nicht besinnen . . .

Koebke (zu Eberhard).

Freimaurer!

Luise (fortfahrend).

Und wenn ich wirklich zu entscheiden habe, so sage ich: ja.

Koebke.

Und ich danke Ihnen, mein verehrtes Fräulein. Nun, Herr Professor . . .

Eberhard (etwas freundlicher).

Ja, Herr Koebke . . . Ich kann mich ja in ihre Lage versetzen . . . und was meine Tochter sagt, hat ja manches für sich — aber erwägen Sie doch — die Sache will denn doch reiflich überlegt sein . . . es ist doch etwas zu Seltsames . . . Wenn Sie dem Besteller sagen . . ., schreiben . . ., daß Sie uns, meine Tochter und mich, nicht ganz abgeneigt gefunden haben —

Koebke (einfallend).

Vortrefflich!

Eberhard (fortfahrend).

Daß ich aber fordern muß . . ., oder doch wünsche . . ., selbst mit ihm in Verbindung zu treten . . ., dann würde sich am Ende . . .

Koebke.

Mehr kann ich gar nicht erwarten, Herr Professor! Ich bin Ihnen wirklich sehr dankbar!

Luise (die noch einmal den Brief durchflogen hat.)

Wem mag ich nur ähnlich sehen?

Koebke (unbefangen, ohne irgend welche Bedeutung).

Wahrscheinlich Ihrer Frau Mutter, denn Ihrem Vater sehen sie gar nicht ähnlich.

Eberhard

(der seit Luisens Eintritt ein freundlicheres Gesicht gezeigt hat, ändert plötzlich den Ausdruck. Er fährt bei Koebkes Worten jäh zusammen. Leise)

Marianne!

Koebke (mit Luisen weiterplaudernd).

Welche Zeit würde Ihnen am besten passen?

Luise.

Mir ist jede Stunde recht — nur nicht gar zu früh!

Koebke.

Seien Sie unbesorgt! Die Vormittagsstunden sind mir auch ein Gräuel. Also etwa um 1 Uhr? Von 1 bis 3? —

Luise.

Gut.

Koebke.

Noch eins. Es genirt Sie doch nicht, daß noch ein anderer dabei ist. Meine Werkstatt ist nämlich augenblicklich in einem desolatem Zustande, ich habe die Töpfer und Anstreicher zu Hause — die Collegen wollen ja auch leben. Zum Glück hat sich ein Bekannter von mir ein höchst elegantes Atelier eingerichtet, mit lauter schönen Gegenständen, die er nicht malt. Es ist überhaupt viel besser gelegen — im Hause der Frau Massow . . .

Luise.

Ah! . . . Davon hat mir Grete noch keine Silbe gesagt!

Koebke.

Ich habe erst gestern meine erste Gastrolle in dem neuen Atelier gegeben . . . Aber richtig! Sie kennen ja den Besitzer: Vincenz Jordan! Wäre es Ihnen unangenehm, wenn er dabei wäre?

Luise (einfach).

Herr Jordan? Durchaus nicht. Es ist mir ganz gleichgültig.

Eberhard

(hat während des ganzen Gesprächs Luisen unausgesetzt mit schmerzlichem Ausdruck betrachtet. Für sich).

Nein, sie sieht ihrer Mutter nicht ähnlich . . . nur in den Augen . . . ja, es sind dieselben guten, ehrlichen Augen . . . (Laut.) Luise!

Luise.

Vater? (Sie tritt zu ihm.)

Eberhard.

Sieh mich einmal an! (Luise sieht ihn lächelnd an. Eberhardt küßt sie auf die Stirn.) Es sind dieselben treuen guten Augen! (Zärtlich, zerstreut.) Was treibst Du da, Kind?

Luise.

Wir verabreden Alles für die erste Sitzung.

Eberhard.

Für die Sitzung?! — (Plötzlich sich besinnend.) Ja so . . . (Milde, aber entschieden.) Herr Koebke, ich habe mir die Sache überlegt. Es thut mir leid, Sie einen Augenblick durch mein Schwanken verwirrt zu haben. Es geht nicht!

Koebke (sehr überrascht).

Aber Herr Professor! . . .

Eberhard.

Ich bedaure aufrichtig, Ihnen nicht dienen zu können. Bitte, machen Sie mir die Ablehnung nicht durch vergebliche Einreden noch schwerer, als sie mir ohnedies schon wird. Mein Beschluß ist unwiderruflich.

Koebke.

Wenn ich nun aber dem Herrn schreibe, er möge sich Ihnen vorstellen . . .

Eberhard (freundlich).

Es wäre vergeblich, Herr Koebke! (Für sich.) Ich werde ihm selbst schreiben.

Koebke.

Dann ist also meine Mission erledigt; und es bleibt mir nichts weiter übrig . . .

Eberhard.

Wenn Sie mich nicht kränken wollen, so ziehen Sie sich nicht jetzt in dieser Verstimmung zurück. Glauben Sie mir, Herr Koebke, daß mein Handeln durch vollwichtige Gründe bestimmt wird.

Luise (für sich).

Adresse: „Portrait — Postlagernd“ — ich schreibe dem Unbekannten!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Leopoldine.

Leopoldine (eintretend, alle grüßend).

Guten Tag, guten Tag, guten Tag — ah, Herr Koebke? Sie hier? Bonjour! Luise, Du wirst lachen, denn ich habe wieder einen ganzen Sack voll Geschichten. Zu Hause geht's übrigens gut, danke.

Luise.

Willst Du nicht ablegen?

Leopoldine.

Danke sehr! Alberts hat mir heut wieder eine unmögliche Frisur aufgebaut — ich komme überhaupt nur auf einen Sprung. Mama und Grete sind in der Ausstellung. Wir haben uns im Uhrsaale Rendezvous gegeben. Komm doch mit!

Luise.

Ich kann leider nicht.

Leopoldine.

Schade! Herr Koebke, wenn Sie galant wären, würden Sie mich nachher begleiten — oder vielmehr führen.

Koebke.

Mit größtem Vergnügen, gnädige Frau.

Leopoldine.

Man kann da wirklich einen kundigen Führer gut gebrauchen. Wenn ich eine Stunde durch die Ausstellung gelaufen bin, bin ich wie gerädert. Ein richtiges concert monstre so eine Ausstellung!

Koebke.

Zum Glück ist unsere Kunst geräuschlos.

Leopoldine.

Doch nicht so ganz! Wenn man die Bilder der neuesten Schule sieht — so ein klein bischen scheint's doch auch auf's Ueberschreien und Ueberpauken abgesehen zu sein. Und à propos geräuschlos! Haben Sie gestern auch an dem Feste zur Einweihung des Jordan'schen Ateliers theilgenommen?

Koebke (mit komischem Stolz).

Ich habe sogar das Programm entworfen und die Regie geführt!

Leopoldine.

Dann mache ich Ihnen mein Compliment! — (Zu Eberhard, der sich nach hinten begeben hat, sich dort setzt und auf das Gespräch gar nicht achtet.) Professor, das wäre eine Nachbarschaft für einen andächtigen Arbeiter wie Sie! Denken Sie sich: als ich mich gestern, nichts Arges ahnend, in mein Schlafzimmer zurückziehe — es liegt unglücklicherweise auf den Hof hinaus — vernehme ich ein wüstes Durcheinander von seltsamen Lauten, Stimmen und Tönen: Harmonium, Guitarre und Gott weiß was, zweifelhafte Tenore, unzweifelhafte Bässe — dazwischen Gejodle und Gläserklirren. Ich erkundige mich: der junge Maler, der vor acht Tagen eingezogen ist, weiht sein Atelier ein — Herr Vincenz Jordan, unser sanfter, sinniger Freund! Ich lege mich nieder — Mitternacht geht vorüber, und ein Uhr, und der Lärm dauert an! Als endlich — so etwa um 2 Uhr — die Freude immer rauschender wurde, und die Herren Maler sogar vierstimmig dem Liebvaterlande die Versicherung gaben, daß es ruhig sein möge,

schickte ich unsern August hinauf mit der artigen Bitte um ein Gleiches. Er blieb wohl eine Stunde oben, mein Mädchen erzählte mir dann lachend: die Herren hätten den Unglücklichen ausgeputzt und im Triumph durch das Atelier getragen. Auf alle Fragen, die sie an ihn gestellt, habe er nur die eine Antwort gehabt: Da oben war es zu schön!

Koebke.

Es war wirklich schön — und Ihr August ist ein braver Mann! Wir haben uns angefreundet.

Leopoldine.

Ich war wüthend auf Sie! Ich habe sogar Herrn Jordan heute Vormittag einen langen Brief voll der bittersten Vorwürfe geschrieben und ihm erklärt, daß ich ihm nun nicht mehr sitzen will, daß er das Costümportrait von mir ebenso rücksichtslos behandeln möge wie das Modell — er möge es nun an die Wand stellen —

Koebke.

Oh!

Leopoldine.

Aber ich habe den Brief nicht abgeschickt.

Luise.

Läßt Du Dich denn von Herrn Jordan malen?

Leopoldine.

Jawohl. Ich habe ihm gestern zum zweiten Male gesessen; heute habe ich Dispens. Ich glaube, es wird sehr hübsch, wenigstens sehr eigenthümlich — nicht wahr, Herr Koebke?

Koebke.

Außerordentlich eigenthümlich.

Leopoldine.

Er hat mir solchen (Die Dimensionen andeutend.) Hut aufgesetzt und eine Art Mantel umgeworfen, Goldbrokat, und Perlenschnüre und alles Mögliche! Du mußt es Dir ein-

mal ansehen. Die richtige Venetianerin! Aehnlich wird's übrigens nicht — aber merkwürdig! Aber, was ich Ihnen sagen wollte — Ihnen, Herr Professor (Eberhard, der in seiner Theilnahmlosigkeit verharrt, blickt zerstreut auf.) — das geht Sie an!

Eberhard.

Mich?

Leopoldine.

Passen Sie auf! — Also ich habe wieder etwas erlebt und zwar im Theater — gestern. Man gab irgend ein gesinnungstüchtiges Stück, das eine „wohlthuende Bildung athmet" — wie ich in der Kritik gelesen hatte — so ein mittelalterliches Vorspiel zur „Wacht am Rhein" — und ich langweilte mich also furchtbar. Meinem Nachbar, der mir wegen seines riesigen Opernglases gleich aufgefallen war, als ich in die Loge trat, schien es genau so zu ergehen. Ich ließ also wie unabsichtlich den Zettel fallen, er wollte ihn, wie ich richtig vorausgesetzt hatte, aufheben, und da nahm ich das Wort: „Bemühen Sie sich nicht, das Stück interessirt mich nicht." Nehme ich einmal das Wort, dann behalte ich's auch, wenn mir daran liegt. Ich fügte also gleich hinzu: daß meine Aeußerung eine sehr unvorsichtige gewesen sei, denn möglicherweise sei er ja der Dichter oder ein Freund des Dichters; es sei mir schon einmal so eine Ungeschicklichkeit begegnet, und darauf antwortete er etwas, und da gab ein Wort das andere u. s. w. Nach zehn Minuten wußte ich Alles, was ich wissen wollte. Mein entzückender Nachbar ist ein vielgereister Mann, ein Naturforscher, (Eberhard, der während der letzten Worte aufmerksam geworden ist, steht auf.) ein alter Freund meiner Mutter, ein alter Freund von Ihnen, Herr Professor . . .

Eberhard (freudig.)

Harold?

Leopoldine.

Professor Philipp Harold.

Eberhard.

Mein alter filius! Er ist hier? Und sein erster Besuch gilt nicht mir?

Leopoldine.

Er hat überhaupt noch keinen Besuch gemacht.

Eberhard.

Woher wissen Sie denn das Alles.

Leopoldine.

Ich habe ihn gefragt.

Eberhard.

Gefragt, ob er mich kenne?

Leopoldine.

Nein, das hat er mir zufällig mitgetheilt. Er kommt heut zu Ihnen.

Eberhard.

Das setze ich voraus.

Koebke.

Die „kleine Welt“! Es ist eine Lieblingstheorie meines Bruders! Professor Harold kenne ich nämlich auch schon.

Leopoldine.

Sie kennen ihn?

Koebke.

Weiß der Himmel, wie er sich in unsere Künstlerschenke verirrt hat — da habe ich ihn getroffen. Durch einen noch wunderbareren Zufall war ihm mein Bild in der Ausstellung aufgefallen, und er sagte davon, ohne zu ahnen, daß es von mir sei, tausend schöne Sachen. Natürlich befreundeten wir uns sofort. Wir lieben uns kläglich. Er hat mich schon einmal im Atelier besucht und mir in den drei Tagen unserer Freundschaft mehr Freude bereitet als meine alten Freunde in zehn Jahren.

Luise.

Wie sieht denn Ihr jüngster Freund aus?

Koebke.

Sehr anständig.

Luise (lächelnd).

Das setze ich voraus . . . ich meine . . .

Leopoldine.

Denke Dir einen stattlich gebauten Mann von ungefähr 30—33 Jahren . . .

Eberhard.

Er ist zehn Jahre älter.

Leopoldine.

Nicht möglich? Nun also, einen Mann in den besten Jahren — ein Gesicht, nicht eben schön . . . aber gerade, wie die Frauen es lieben: klug, offen, muthig, nicht allzu heiter, sogar quelque chose de . . . de — (Sie sucht nach dem Worte.) nun, Du wirst ihn ja sehen.

Luise.

Ich glaube, ich habe ihn schon gesehen. So ein Herr, wie Du ihn beschreibst, mit einem ungewöhnlich großen Opernglase ist mir vorgestern in der „Tannhäuser"-Aufführung aufgefallen.

Leopoldine.

Das ist er! Er war im „Tannhäuser". Das exotische Opernglas hat er aus New-York mitgebracht.

Luise.

Woher weißt Du denn das?

Leopoldine.

Ich habe ihn gefragt.

Eberhard.

Alle Welt hat ihn gesehen, nur ich nicht, sein ältester Freund!

Leopoldine.

Uebrigens, Luise — eine Schneiderin habe ich jetzt erfunden — eine Perle, ein bijou — wahrhafte Feenhände. — Sie hat mir ein Kleid gemacht — himmlisch! Ich ziehe es morgen an. Du wirst staunen! Man kann keinen Schritt darin gehen, man muß trippeln, so festgebunden ist es — ich sage Dir, himmlisch! Ihr kommt doch jedenfalls?

Luise.

Du weißt, daß Papa mir immer ein großes Opfer bringt . . . (Währenddem hat Bertha dem Professor eine Karte gegeben.)

Leopoldine (zu Eberhard).

Wir nehmen keine Absage an. Sie müssen unbedingt kommen.

Eberhard (zerstreut).

Jawohl! (Zu Bertha.) Ich lasse bitten! (Für sich.) Es ist ja doch ein verlorner Tag!

Leopoldine.

Professor Harold kommt auch.

Luise.

Das ist doch nur ein Scherz?

Leopoldine.

Bewahre! Ich habe ihn eingeladen.

Luise (lächelnd).

Was Du durchsetzest!

Leopoldine.

Er ist ja einer der ältesten und besten Freunde meiner Mutter.

Luise.

So? —

Sechste Scene.

Die Vorigen. Vincenz Jordan.

Vincenz (eintretend).

Herr Professor ... (Ueberrascht.) Meine Damen ... (Noch überraschter beim Anblick Koebkes.) Du hier? —

Koebke.

Entschuldige! —

Vincenz.

Ich war wirklich nicht darauf vorbereitet, hier eine so große und liebenswürdige Gesellschaft zu finden.

Leopoldine.

Eine zu liebenswürdige, viel zu liebenswürdige! Ich habe noch ein Wörtchen mit Ihnen zu reden, Sie Ruhestörer!

Vincenz.

Auch Ihre Strafe wird mich beglücken.

Luise (leise zu Koebke).

Suchen Sie Frau von Mosberg zu gewinnen. Sie ist klug, und Papa hat sie gern.

Koebke (ebenso).

Gut, das wollen wir besorgen.

Vincenz (zu Leopoldinen).

Auch Ihre Strafe wird mich beglücken!

Leopoldine.

Das haben Sie mir schon einmal gesagt. (Leise.) Kommen Sie meinetwegen?

Vincenz (ebenso).

Natürlich.

Leopoldine (ebenso).

Wie unvorsichtig!

Vincenz (vertraulich zu Eberhard).

Ich hatte gehofft, Sie allein zu treffen. Was ich Ihnen zu sagen habe, ist vertraulicher Natur . . .

Eberhard (laut).

Wir sind ja unter Freunden und Bekannten, Herr Jordan. Sie wollen mit mir ohne Zeugen sprechen? Man wird es ganz natürlich finden, wenn ich Sie bitte, mir auf mein Zimmer zu folgen.

Leopoldine.

Bleiben Sie nur! An uns ist es, das Feld zu räumen. (Zu Vincenz). Wir sind nämlich schon seit einer halben Stunde auf dem Sprunge — zur Ausstellung. (Leise). Und Sie begleiten uns! (Laut.) Vielleicht schließen Sie sich uns an? Wir gehen so lange im Garten auf und ab, wenn es Ihnen so recht ist, Herr Koebke.

Koebke.

Durchaus. Ich muß sogar mit Ihnen ein Wort im Vertrauen reden. Sie könnten mir einen Dienst erweisen.

Leopoldine.

Nehmen Sie an, daß es schon geschehen ist. (Leise zu Vincenz.) Beeilen Sie sich! (Laut.) Adieu, lieber Professor, auf morgen! (Eberhard reicht ihr die Hand.)

Koebke (beim Abgehen zu Vincenz halblaut.)

Was hast Du Dir heut wieder für einen Charakterkopf zugelegt? Du siehst ja aus wie einer von den Kotzebue'schen Unglücklichen.

Vincenz.

Ach, laß mich!

Koebke (grüßend).

Herr Professor . . .

Eberhard.

Auf Wiedersehen!

Leopoldine (zu Koebke und Luisen).

Also kommen Sie!

Vincenz (mit ernsthafter Betonung zu Luisen).

Leben Sie wohl, mein Fräulein!

Luise (über die Feierlichkeit lächelnd).

Wir sehen uns ja noch im Leben.

Vincenz.

Wer weiß!

(Luise folgt achselzuckend Leopoldinen und Koebke, die nach hinten gegangen sind. Die Drei treten in den Garten.)

Siebente Scene.

Eberhard. Vincenz.

Eberhard.

Nun Herr Jordan, wir sind allein . . .

Vincenz.

Herr Professor — Nach kurzer Pause, mit gesenkten Augen, bestimmt, aber in leichtem Tone, ganz vergnügt.) Ich bitte Sie, verbieten Sie mir Ihr Haus!

Eberhard (ruhig).

Dazu habe ich keine Veranlassung. — Was ist denn vorgefallen?

Vincenz.

Herr Professor — ich bin nicht der frivole Mensch, der ich scheine. Ich versichere Sie: ich führe ein tiefes Gemüthsleben, — so lächerlich das heutzutage auch sein mag — ein tiefes Gemüthsleben, das ein schneidender Hohn auf mein Leben ist, wie es den Kurzsichtigen sich darstellt. Nur eine Seele auf dieser Welt kennt mich — kennt mich ganz: mein altes krankes Mütterchen. Es ist wieder eine meiner altmodischen Lächerlichkeiten, daß ich mein armes Mütterchen sehr lieb habe.

Eberhard.

Das Alles ist schön und gut — aber was hat denn das mit dem eigenthümlichen Verlangen, das Sie an mich stellen, zu schaffen?

Vincenz (heiter).

Ich bin ein unglücklicher Mensch — es ist sehr lächerlich! Noch lächerlicher, daß ich kein schlechter Mensch werden möchte. Und schlecht wäre es, wenn ich diesem gastlichen Hause, in dem ich so viel Gutes genossen habe, mit Undank lohnte.

Eberhard.

Aber übertreiben Sie doch nicht, Herr Jordan! Was haben Sie denn hier so besonderes Gutes genossen? — Sie sind ein paar Mal zu uns gekommen. Sie haben mit uns Thee getrunken, den jungen Damen steierische Jodler und venetianische Gondellieder vorgetragen, haben uns viel von Ihrer Frau Mama erzählt . . .

Vincenz.

Mein Mütterchen!

Eberhard.

Wollten wir abrechnen, so wäre ich vermuthlich noch in Ihrer Schuld. Aber lassen wir das. Was haben Sie mir eigentlich zu sagen? Ich bin mit den Jahren etwas ungeduldig geworden. Verzeihen Sie!

Vincenz.

Herr Professor — ich habe mich verliebt.

Eberhard.

So!

Vincenz.

In Ihre Tochter . . .

Eberhard (erstaunt).

Was Sie sagen?! (Etwas unruhig.) Nun, und meine Tochter?

Vincenz.

Sie weiß kein Wort davon.

Eberhard (für sich).

Gott sei Dank! — (Laut.) Und deshalb soll ich Ihnen das Haus verbieten.

Vincenz (immer heiter).

Ja. Ich bin schwach und meine Leidenschaft ist stark. — Es ist komisch, aber ich kann's nun einmal nicht ändern. Ich kann es nicht über mich gewinnen, dieses Haus freiwillig zu meiden. Und Alles sagt mir, daß ich es meiden muß! Seit vierzehn Tagen habe ich den Pinsel nicht mehr angefaßt . . .

Eberhard.

Was erzählt uns denn da Frau von Mosberg für Märchen! Sie behauptet, daß Sie gerade jetzt ein Costümbild nach ihr malen.

Vincenz (etwas befangen).

Allerdings, aber es ist Pfuscherei — das nenne ich nicht malen. Es ist eine Art der Betäubung wie eine andere. Der eine nimmt Opiate — ein anderer Alkohol. Ich suche mich dadurch zu zerstreuen und meine Gedanken von dem einen Gegenstande, der mich unausgesetzt beschäftigt, abzulenken, daß ich ein schönes Weib mit bunten Lappen behänge und bunte Farben auf die Leinwand kleckse. (Lächelnd.) Ich bin eben verzweifelt!

Eberhard.

Aber gewöhnlich zieht sich die Verzweiflung doch nicht gerade eine Sammetjaquette an und steckt sich auch keine Rose in's Knopfloch.

Vincenz.

Ich hasse die schwarze Livree der komödiantenhaften Trauer — ich verberge stets dem Publico meine Wunde.

Eberhard.

Sie verbergen sie gut, Herr Jordan.

Vincenz.

Ich will nicht durch verhärmte Züge mir das Mitleid erbetteln — aber (Leiser und nachdrücklicher.) würden Sie, wenn Sie mich so sehen — würden Sie es mir glauben, daß ich in der vergangenen Nacht kein Auge geschlossen habe? . . .

Eberhard.

O ja, das glaube ich Ihnen gern! Ich wußte es sogar schon — Sie haben ja Ihr Atelier eingeweiht . . . (Vincenz kann seine Ueberraschung nicht ganz unterdrücken.) Darf ich Sie nun ruhig, aber ernsthaft fragen: was Sie eigentlich bezwecken?

Vincenz.

Ach, Herr Professor, Sie verstehen mich nicht!

Eberhard.

Es scheint so!

Achte Scene.

Die Vorigen. Leopoldine, Koebke und **Luise** erscheinen wieder an der offnen Thür.

Leopoldine.

Nun sind Sie so weit?

Vincenz.

Ich komme, gnädige Frau. (Zu Eberhard.) Ich bitte Sie, vergessen Sie Alles! (Herzlich.) Sie werden noch eine andere Meinung von mir gewinnen, wahrhaftig! . . . (Eberhard nickt. Vincenz für sich, in einfachem Tone.) Das war heute nichts. Ich war schlecht bei Stimmung. (Er geht an Luisen vorüber und macht, nachdem er sich überzeugt hat, daß Eberhard es bemerkt, eine schmerzliche Geberde.)

Leopoldine (an der Gartenthür).

Nochmals addio! (Sie geht mit Koebke langsam nach rechts hinten ab.)

Luise
(zu Eberhard, auf Vincenz weisend).

Was hat denn der? (Eberhard zuckt die Achseln. Luise zu Vincenz, der auf die Thür rechts zugegangen ist.) Durch den Garten, Herr Jordan, die Thür nach der Straße ist offen!

Vincenz
(wie nach schwerem Entschlusse).

Adieu! (Durch die Mitte ab, nach rechts.)

Neunte Scene.

Luise. Eberhard.

Luise (verwundert).

Was fehlt denn Herrn Jordan?

Eberhard.

Ich werde auch nicht klug aus ihm. Er hat mir in einer etwas ungewöhnlichen Weise zu verstehen gegeben, daß er unglücklich liebt.

Luise (lachend).

Herr Vincenz Jordan — liebt — und unglücklich? — Der arme Mensch! — Ich glaub's ihm aber nicht.

Eberhard.

Ich auch nicht! Sei auf der Hut, Kind. Er wird Dir in den nächsten Tagen wahrscheinlich allerhand vorsäuseln und vorseufzen . . .

Luise.

Mir? Weshalb denn gerade mir? (Mit verändertem Tone.) Ach so — nun begreife ich! — Der Gegenstand seiner unglücklichen Liebe — wäre ich? — Ach, das ist ja zu thöricht! (Lächelnd.) Beunruhige Dich nicht, Vater — einstweilen gefällt es mir noch ganz gut bei Dir!

Eberhard.

Einstweilen!

Luise.

In jüngster Zeit wird mir allerdings auffallend viel vorgelogen — der Hof gemacht, wie sie's nennen. Im vorigen Jahre kümmerte sich noch kein Mensch um mich —

Eberhard.

Du bist inzwischen auch viel hübscher geworden.

Luise.

Bewahre, das ist es nicht! Ich habe, unter uns gesagt, Leopoldinen, die immer gern ein bischen flunkert, im Verdacht, daß sie, blos um mich interessant zu machen, über unsere Vermögensverhältnisse die abenteuerlichsten Geschichten erzählt hat. — Aber unter all diesen jungen Leuten ist auch nicht ein einziger, dem ich gut sein könnte. (Seufzend). Ich weiß nicht, wo sich die jungen Leute verstecken, mit denen man sich verloben könnte . . . Ich werde ganz gewiß eine alte Jungfer!

Eberhard.

Das sagen alle jungen Mädchen acht Tage vor ihrer Verlobung. Uebrigens bist Du zu anspruchsvoll! Es giebt doch ganz liebenswürdige junge Männer . . .

Luise (bestätigend).

Sehr nette, reizende Menschen! Aber heirathen möchte ich sie nicht. Es ist ganz eigen: Die, die ernsthaft genommen sein wollen, machen auf mich immer den Eindruck des Unnatürlichen, und die Menschen, die mir gefallen, kann ich nie ernsthaft nehmen.

Eberhard.

Zum Beispiel?

Luise.

Zum Beispiel: Herr Koebke gefällt mir recht gut, aber ich wäre nicht im Stande, mit ihm fünf vernünftige Worte

zu sprechen. Er ist mir viel zu jung! Das verhindert nicht, daß er mir sehr sympathisch ist und daß ich ihm gern — (Schmeichelnd.) sehr gern gefällig sein möchte, Papa!

Eberhard

(lächelnd die letzten Worte in derselben Betonung wiederholend).

„Gefällig sein möchte, Papa!" — Hm, hm! Darauf soll's also hinaus! Nun, Kind, vielleicht läßt sich noch ein Ausweg finden.

Luise

(plötzlich, als wäre ihr ein Einfall gekommen).

Ich weiß einen . . .

Eberhard.

Welchen?

Luise.

Das darf ich noch nicht verrathen . . . Aber Du sollst Dich über Deine kluge Tochter freuen! (Sie geht an den Tisch und will schreiben.)

Eberhard.

An wen schreibst Du?

Luise.

Frage nicht, es ist nichts Böses!

Eberhard (ernst).

Ich habe das vollste Vertrauen zu Dir und habe Dir eine Unabhängigkeit gestattet, die durch mein Vertrauen zu Dir allein erklärlich ist. Ich brauche Dir daher nur ernsthaft zu sagen, daß es mich tief bekümmern würde, wenn der Unbekannte Dein Bild bekäme.

Luise.

Das genügt, Vater. (Sie tritt wieder an den Tisch links.)

Eberhard.

Und Du schreibst doch?

Luise (erstaunt).

Bist Du mißtrauisch?

Eberhard (freundlich).

Nein, nein, — ich frage nicht mehr! — Ich will übrigens auch ein paar Worte schreiben.

Luise (vom Schreiben aufblickend).

Ich frage Dich auch nicht, an wen.

Eberhard.

Ich danke Dir für Dein Vertrauen. (Während des Schreibens die Worte mitsprechend.) „P. P. Ich bitte — Sie — sich — zu mir — zu — bemühen — Professor Eberhard.“ (Er nimmt ein Couvert, legt den Brief hinein, schließt das Couvert.) Adresse: „Portrait — Postlagernd — hier.“ So! (Er klingelt.)

Luise (ihren Brief für sich überlesend).

„Herr Koebke wird mein Bild malen — aber für meinen Vater. Fragen Sie ihn, ob er eine Copie davon gestattet. Luise Eberhard. (Bertha tritt ein.)

Eberhard

Werfen Sie den Brief in den Kasten.

Luise (zu Bertha).

Einen Augenblick! (Sie hat inzwischen die Adresse geschrieben.) Nehmen Sie den gleich mit.

Bertha (für sich).

Das ist aber merkwürdig — zwei Briefe an dieselbe Adresse! (Sie geht nach der Mittelthür hinten.)

Eberhard (Bertha nachblickend).

Und doch . . . (Er ist wieder in seine schwermüthige Stimmung verfallen, für sich.) Wenn man's nur los würde!

Luise.

Vater! — Dich quält etwas! — Du hast heute wieder Deinen trüben Tag.

Eberhard.

Es ist sündhaft von mir, daß ich Dir Dein liebes, frisches junges Herz mit meinen alten traurigen Gedanken beschwere, aber alle guten und vernünftigen Vorsätze — es verschlägt nichts! Mit mir ist eben Spiel und Tanz vorbei!

Luise

(schmiegt sich liebevoll an ihren Vater, der sie zärtlich an sich drückt).

Schütte mir nur Dein Herz aus, Vater! Du sagst mir ja doch Alles.

Eberhard.

Du hast Recht, Luise — Du bist mein einziger Freund, mein Vertrauter. — Seitdem ich Dich habe, habe ich nur Dich! Denn Deine Mutter — sie war just so alt, wie Du jetzt bist, als sie von uns schied, drei Tage, nachdem sie Dir das Leben geschenkt hatte! Ich habe den Schmerz nie verwunden. Vor den Jahren bin ich ein alter Mann geworden — ein ganz alter Mann, Luise! Du allein bist mir die freundliche Mahnung, daß es noch der Rede werth ist, zu sein. Und deshalb habe ich Dich auch in den 19 Jahren unseres Zusammenseins nicht eine Stunde missen mögen. Ich habe den Gedanken gar nicht auszudenken gewagt: was ich sein würde ohne Dich.

Luise.

Was sagst Du da, Vater!

Eberhard.

Ja Kind, so muß es sein! . . . Eines Tages — vielleicht in einem Jahre, vielleicht schon in der nächsten Stunde; wer weiß! — wird irgend jemand, ein Fremder, der bis zu diesem Augenblicke noch theilnahmlos, ohne Opfer, ohne Sorgen für Dich und ohne Freude an Dir sein Leben für sich gelebt hat, Dir sagen: „verlaß Deinen Vater, der Dich von Deinem ersten Athemzuge bis zu dieser Stunde gehütet

und zärtlich geliebt hat, folge mir!" — und Du wirst ihm folgen! Und die Hälfte Deines Herzens, das ich bisher allein und ganz besaß, — mehr als die Hälfte wird er mir nehmen, und die guten Freunde werden mir Glück wünschen zur Verlobung meiner Tochter . . . So muß es sein! Und um Deinetwillen muß ich wünschen, was ich im Grunde meines Herzens fürchte. — Ach, Luise, wir Eltern sind Egoisten, aber Ihr Kinder seid Undankbare! Ihr bleibt die Sieger, und den Sieg Eurer kindlichen Undankbarkeit über den Egoismus des Vaters nennt man eben — Ehe!

(Harold tritt rechts im Garten auf; er erblickt die Beiden, bleibt einige Augenblicke stehen und geht dann vorsichtig nach links ab.)

Luise.

Weshalb nur diese trüben Gedanken, Vater? Weshalb machst Du Dir das Herz schwer — und mir auch? Du hältst meine Hand fest in Deinen Händen — und sprichst von Trennung! Ist das recht? Sieh Dich einmal um — wie reizend sieht unser Garten aus, gerade jetzt im Herbste und gerade zu dieser Stunde im Lichte der tiefstehenden Sonne! Freust Du Dich nicht darüber? Mußt Du jetzt daran denken, daß bald — nach der ersten frostigen Nacht die Blätter abfallen, und daß in einer Stunde das schöne Licht da vorüber ist? Du hast mich selbst gelehrt: wenn Du an morgen denkst, denke auch weiter, an übermorgen. Ich denke nicht blos an die Nacht, den Winter und den Tod; ich denke lieber an den Morgen, den Frühling und die Auferstehung. Sprich also nicht von Trennung, wir sind zusammen; gräme Dich nicht, freue Dich!

Eberhard (Luise zärtlich an sich drückend).

Mein gutes Kind!

Bertha (zurückkommend).

Herr Professor . . . da im Garten ist ein ganz merkwürdiger fremder Herr, der sich immer bückt und uns die schönsten Georginen abpflückt.

Eberhard
(der an die Thür getreten ist, ruft freudig).

Fili! (Er eilt Harold entgegen, beide umarmen sich und drücken sich die Hände.)

Luise
(nachdem sie einen neugierigen Blick auf Harold geworfen hat, für sich).

Es ist derselbe Herr! — Den ersten Sturm will ich vorübergehen lassen. (Sie geht nach links ab.)

Zehnte Scene.

Eberhard. Harold.

(Beide durch die Mittelthür.)

Eberhard (sehr herzlich).

Und bist Du's denn wirklich — mein alter filius? Ich hätte Dich kaum erkannt! — 's ist auch kein Wunder! Zwanzig lange Jahre — aus dem hochaufgeschossenen Jüngling ist ein stattlicher Mann geworden!

Harold.

Es ist wirklich 22 Jahre her!

Eberhard.

22 Jahre! — Und nun will ich Dich gleich wieder mit Vorwürfen begrüßen —

Harold.

Gerade, wie Du mich verabschiedet hast!

Eberhard.

Wie hast Du's nur über's Herz bringen können, 24 Stunden mit mir in derselben Stadt zu verbringen, ohne mich aufzusuchen!

Harold.

Ich war wirklich — etwas befangen! — Daß Du mich so herzlich aufnehmen würdest, konnte ich nach Deinem hartnäckigen Schweigen doch nicht wissen.

Eberhard.

Du hast wirklich glauben können ... (Er reicht ihm die Hand.)

Harold (dieselbe ergreifend).

Ich wollte zunächst ein wenig Umschau halten. Ich bin auch erst seit acht Tagen hier, die Hälfte meiner Sachen schwimmt noch auf der Nordsee — und nun ist ja Alles wieder richtig! (Sie setzen sich.)

Eberhard.

Deiner Reiselust hast Du nun allmählich doch wohl genügt.

Harold.

Gründlich! Jetzt will ich mich zur Ruhe setzen ...

Eberhard.

Das heißt einen eigenen Heerd gründen, ein Weib nehmen ...

Harold.

Nein, das heißt es nicht!

Eberhard.

Weshalb nicht?

Harold.

Weil ich mich zu alt (Eberhard macht eine abwehrende Bewegung.) oder wenigstens nicht mehr jung genug dazu fühle. —

Eberhard (trübe lächelnd).

Wer soll Dir das glauben?

Harold.

Und überdies — ich habe schon einmal leidenschaftlich geliebt — früher — ich war mit einem jungen Mädchen heimlich verlobt, als ich meine erste Reise antrat.

Eberhard.

Deine erste Reise? Damals warst Du ja ein halbes Kind!

Harold.

Ich war sehr jung, aber kein Kind mehr, denn ich hatte bereits ausstudirt und ging damit um, mich als Privatdocent zu habilitiren.

Eberhard.

Aber gerade Deiner unziemlichen Jugend halber riethen wir Dir, Dich noch einige Zeit in der Welt umzusehen, Studien zu machen und dann erst Deine Lehrthätigkeit zu beginnen.

Harold.

Und Euer Rath schien mir gut; ich war kräftig, ich liebte meine Wissenschaft leidenschaftlich, und die günstigste Gelegenheit, die Pause nützlich auszufüllen, bot sich von selbst dar. Zwei Wissenschafter von Ruf rüsteten sich zu einer Expedition nach Centralafrika, und ich durfte mich ihnen als Botaniker anschließen. —

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr!

Ich ließ daheim eine Mutter und ein junges Mädchen, das in der Abschiedsstunde meine Braut geworden war . . .

Eberhard.

Nun? . .

Harold.

Wir hatten die Dauer unserer Abwesenheit auf etwa ein Jahr veranschlagt. In Folge von Belästigungen aller Art — durch das Klima, durch Krankheiten, durch die Eingebornen — sollten mehr denn zwei Jahre vergehen, ehe wir den heimischen Boden wieder betraten. Nahezu achtzehn Monate blieben wir ohne alle und jede Verbindung mit der civilisirten Welt. Du wirst Dich erinnern, welche abenteuerlichen Gerüchte über unser Schicksal verbreitet wurden und Glauben fanden —

Eberhard.

Jawohl! Ihr wurdet als todt beklagt. Ich habe zufällig neulich noch, als ich unter meinen alten Papieren stöberte, Deinen Nekrolog gefunden.

Harold.

In Cairo erhielten wir die erste Kunde von dem Märchen. Wie jubelten wir der Heimat entgegen! — Das erste Schiff führte uns nach Marseille — und da —

Eberhard.

Und da?

Harold steht auf; ebenso Eberhard).

Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War Alles leer!

Und da erfuhr ich, daß meine Mutter vor Kummer gestorben und das junge Mädchen, das auch an meinen Tod geglaubt hatte, ein Jahr später die Frau eines andern geworden war .... Ich war wie niedergeschmettert und glaubte nicht, daß ich mich je wieder erheben würde. An eine Rückkehr nach Deutschland dachte ich nicht mehr. Was hatte ich dort zu suchen? Seitdem habe ich mich, wie Du ja weißt, in den fünf Welttheilen herumgetrieben, Pflanzen gesucht, untersucht und classificirt und mir in der Pflanzengeographie einen anständigen Namen gemacht. Meine Briefe an Dich datiren aus diesen Wanderjahren. Ich habe Dir allerhand von Land und Leuten geschrieben — das, was mich persönlich anging, habe ich mir auf das Wiedersehen aufgespart. Ich wußte, daß ich Dich wiedersehen würde, denn das „thörichte Sehnen", wie Heine die Liebe zur Heimat nennt, hat mich nie verlassen, und in den letzten Jahren packte es mich stärker und stärker. Und da bin ich, Alter!

(Das Zimmer ist ein wenig dunkler geworden. Der Garten liegt im röthlichen Sonnenschein eines schönen Herbstnachmittags.)

Eberhard.

(der während der Erzählung Harold mit der gespanntesten Aufmerksamkeit betrachtet hat).

„Alter"! — Also erinnerst Du Dich des Namens noch?

Er stammt aus den sonnigsten Tagen unserer Jugendfreundschaft! Aus der Zeit, da Du der „filius“, einer der jüngsten Studenten und ich, der „Alte“, der jüngste Professor war. Du hast in meinem Freundesherzen keinen Nachfolger mehr gehabt . . . Ich kann mich gar nicht satt an Dir sehen! Du bist wirklich ganz derselbe geblieben — mein lieber alter filius! Um zu empfinden, wie entsetzlich schnell ich gealtert habe, brauche ich Dich nur anzusehen. Neben Dir fühle ich mich als Greis. Gestehe es nur, fili, Du hättest mich nicht erkannt.

Harold (ausweichend).

Du hast zu viel gearbeitet!

Eberhard.

Die Arbeit ist es nicht, die mir vor den Jahren die Haare zerzaust und gebleicht und mir die Freude am Leben, die Freude am Schaffen genommen hat. Es ist der frühe Tod meiner Frau — Du hast sie ja als junges Mädchen gekannt: Marianne Helder.

Harold.

Jawohl!

Eberhard.

Ich bin eingetrocknet und verwelkt wie eine Pflanze ohne Sonne. Neunzehn Jahre sind darüber in's Land gegangen — und mir ist's, als wäre es gestern, als wäre es jetzt, als wäre es noch gar nicht geschehen! Wüßtest Du, Freund, wie unsagbar traurig ihr Ende war! Wie beängstigend ihr ungestümes und unerklärliches Verlangen nach Frau Emma Massow, ihrer einzigen Freundin . . . Ich kann nicht davon sprechen, (schmerzlich) aber ich muß beständig, beständig daran denken!

Harold (nach einer Pause).

Du thust mir in der Seele leid! Aber weshalb reißest Du die alte Wunde immer wieder auf? Auf einen jeden kommt sein Theil! — Du hast's ja eben von mir gehört . . .

Eberhard.

Du! Du hast es überwinden können. Du bist jung und elastisch — ich dagegen —! Eine eingestaubte Skizze, unfertig und veraltet zu gleicher Zeit — verplunderte Herrlichkeit — das ist mein Dasein! — Was habe ich nun? Verblaßten Ruhm, freudlose Arbeit, Mühe ohne Segen!

Elfte Scene.

Die Vorigen. Luise.

Harold (Luise erblickend, leise zu Eberhard).

Und Deine Tochter, Du Undankbarer!

(Der Contrast zwischen dem noch immer nicht dunkeln, aber dämmriger gewordenen Zimmer und dem im Sonnenuntergange glänzenden Garten ist mit der Zeit für das Auge noch bemerkbarer geworden.)

Eberhard.

Ja Gottlob! (Zu Luisen, die an der Thür zaudernd stehen bleibt). Nun, Luise . . .

Harold

(überrascht, für sich, schnell, fast a tempo wiederholend).

Luise?

Eberhard.

Nur näher, Kind! (Luise nähert sich langsam, Harold geht ihr entgegen.) Es ist ein alter, lieber Freund. Reich' ihm nur die Hand!

Luise (die sich Harold genähert hat).

Ich habe Sie schon gesehen, Herr Professor.

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Jordans Atelier.

Raffinirte und anspruchsvolle, sehr prächtige und wirksame Künstlereinrichtung. An den Wänden befestigt und auf dem Boden stehend (an die Wand gelehnt) Farbenskizzen, Aquarelle, Zeichnungen, Studien aller Art (wenn möglich mit Bezugnahme auf den Inhalt dieses Schauspiels), also einige Acte für Jordan, einige große Portraitstudien, Charakterköpfe, die alte Waschfrau ꝛc. für Koebke. Mappen, Photographien, Holzschnitte ꝛc. auf den Tischen und Stühlen. Alte geschnitzte Möbel, die verschiedenen Zeiten, Ländern und Stilen angehören, aber doch einheitlich zusammenstimmen. Farbige, bunte Teppiche am Boden, auch hie und da über ein Möbel geworfen. Ebenso Felle. Auf den Gesimsen und Tischen Gefäße, Krüge, Töpfe, Becher aller Art aus Metall, Thon, Krystall, Majolika ꝛc. Geschnitzte Holzsachen, Bronzen, Reductionen nach den Antiken in Gyps ꝛc. Leuchter und Schüsseln in getriebener Arbeit. Alte Waffen, Stücke von Rüstungen, Schilder an den Wänden und am Boden. Musikalische Instrumente in seltenen Formen, Mandoline, Laute ꝛc. Alte Stoffe und Kostüme liegen überall herum. In den Ecken, oder wo es sonst zur Füllung geeignet ist, große Blattpflanzen.

Das geräumige Atelier ist mit diesen und ähnlichen Kunstgegenständen überfüllt. Die Thür im Hintergrunde, etwas nach rechts, ist durch einen großen Teppich, vielleicht einen Gobelin, gänzlich verdeckt. Kein Fenster. Oberlicht.

Links (vom Zuschauer aus) eine spanische Wand, die einen kleinen abgeschlossenen Raum herstellt, hinter dieser an der linken Wand ein kleiner Tisch, darüber ein Spiegel. Nach rechts zu, noch nicht in der Mitte, die Staffelei Jordans; links davon nicht weit von der spanischen Wand ein mit einem Teppich verdeckter Podest, auf welchem ein Stuhl steht. In der Mitte: die Staffelei Koebkes, etwas weiter nach vorn geschoben als die Jordans. Rechts, noch durch einen ziemlich breiten Raum von Koebkes Staffelei getrennt, ein großer Tisch, der mit Kunstgegenständen überladen ist und um den herum verschiedene Stühle und Sessel stehen, alle bedeckt mit Kostümen, Stoffen, Kunstblättern ꝛc. Auf dem Tisch liegt auch ein Band Chamisso. Hinter dem Tisch, an der rechten Wand ein zweiter Podest, der später vorgeschoben wird und zwischen Jordans Staffelei und den Tisch zu stehen kommt.

Erste Scene.

Vincenz im Frisirmantel sitzt hinter der spanischen Wand vor dem Spiegel)
Alberts (damit beschäftigt, ihm das Haar zu brennen).

Vincenz.

Ihr seid doch alle elende Pfuscher! Keine Spur von idealem Schwunge! Immer dieselben fabrikmäßigen Dutzendköpfe — nie etwas Originales.

Alberts.

Aber ich dächte doch, Herr Professor . . .

Vincenz.

Schwatzen Sie nicht, denken Sie nicht, beeilen Sie sich! Sonst kommt womöglich Frau von Mosberg und findet uns hier noch in voller Arbeit.

Alberts.

Hat nichts auf sich, Herr Professor! Frau von Mosberg wartet, bis ich zu ihr komme.

Vincenz.

Sie sagten mir doch eben, Sie hätten Frau von Mosberg eine ganz neue Frisur gemacht!

Alberts.

Da liegt sie, Herr Professor — in dem Carton. Aber sie muß doch erst aufgesetzt und angepaßt werden.

Vincenz.

Sie sind ein indiscreter Mensch, Freund Alberts! Wenn Sie es sich je beikommen lassen sollten — so pappen Sie mir doch die Haare nicht so philiströs an, luftig, luftig, da links über der Schläfe noch ein kleines unbewußtes Löckchen! — wenn Sie es sich also je beikommen lassen sollten, auszuschwatzen, daß wir in regelmäßiger Geschäftsverbindung stehen!

Alberts.

Wo werde ich denn! —

Vincenz.

Mit diesen Händen würde ich Sie erdrosseln!

Alberts.

Ach, wenn unsereins plaudern wollte! Man kommt so viel herum, zu allerhand Leuten, und man sieht allerhand, und hört allerhand! Ich frisire ja in der ganzen Nachbarschaft, bei Dorns, bei Klingers, bei Meyers, bei Kohns . . . .

Vincenz.

Was geht mich denn Ihre Kundschaft an? Sie nennen mir lauter Leute, die ich nicht kenne.

Alberts.

Die müssen Sie doch kennen — hier schräg gegenüber! — Na, und da sieht man denn allerhand, und da macht man denn seine Studien. Ich sage nichts, Herr Professor, aber bisweilen — ich sage Ihnen, es ist toll! Die Leute haben ganz recht: es geht nirgends toller her als in der Welt.

Vincenz.

Kennen Sie Eberhards?

Alberts.

Die Professors? Jawohl, jawohl. Aber das Fräulein gehört nicht zu meiner Kundschaft. Man sieht's ihr an, man kann's ihr ansehen!

Vincenz.

Reiche Leute?

Alberts.

Die Leute sagen's. Aber Knicker und Knauser! (Es klingelt. Die Frisur ist inzwischen beendet.)

Vincenz.

Sehen Sie einmal nach, wer da ist, Alberts.

(Alberts hüpft in kleinen Sätzen zur Thür. Vincenz zieht den Frisirmantel aus, gibt der Frisur die letzte Retouche, betupft sich mit Poudre-de-riz ꝛc.)

Alberts.

Ein Herr ist draußen — ein Mann, wollte ich sagen. Er sagt, Herr Koebke habe ihn bestellt.

Vincenz.

Wie sieht er aus?

Alberts.

Ziemlich abgerissen — einen grauen, beinahe weißen Vollbart — eine Mütze —

Vincenz
(noch immer mit seiner Toilette beschäftigt).

Wohl ein Modell?

Alberts.

So etwas wird's wohl sein.

Vincenz.

Sagen Sie ihm, er soll vor der Thür warten. (Alberts hüpft wieder zur Thür, verschwindet einen Augenblick hinter dem Vorhang und kommt dann in tänzelnden Schrittchen wieder zu Vincenz zurück.) Es sieht Alles so gedrechselt, so zurecht gemacht aus.

Alberts.

Der Mann will nicht vor der Thür warten. Herr Koebke habe ihn in's Atelier bestellt, sagt er, und nicht vor die Thür.

Vincenz (ärgerlich).

Nun, dann lassen Sie ihn meinetwegen eintreten. (Alberts wieder zur Thür, führt Edmund ein, der hinten stehen bleibt, die Mütze in der Hand.)

Alberts
(seine Geräthschaften zusammenpackend).

Also heute Abend?

Vincenz.

Punkt sieben Uhr.

Alberts.

Schön, Schön! Um halb acht muß ich so wie so unten bei der gnädigen Frau sein. Empfehle mich, Herr Professor. (Mit dem Carton ab. Vincenz bleibt noch einen Augenblick hinter der spanischen Wand.)

Zweite Scene.

Vincenz. Edmund.

Vincenz.
(Hervortretend, ohne noch Edmund gesehen zu haben).

Sie sind ja ein recht verwöhnter Herr.

Edmund
(nach kurzer Ueberraschung, ruhig).

Guten Morgen, Friedrich — oder Vincenz wie Du Dich jetzt nennst. Mach nur nicht ein so verblüfftes Gesicht! Ich will Dich nicht weiter geniren. Herr Koebke hat mich herbestellt. Wenn ich den gesprochen habe, gehe ich wieder meiner Wege, und es bleibt Alles, wie es war: wir kennen uns nicht ... Uebrigens — gehören Dir all die Herrlichkeiten, die hier zusammengeschleppt sind? Alle Wetter, das sieht ja nach etwas aus. Ich mache Dir mein Compliment. Die Werkstatt wäre nun da, es fehlt blos noch der Meister — dann stimmt's. Alles Dein? — So antworte doch!

Vincenz (ärgerlich).

Ja doch; Was geht's Dich an?

Edmund.

Gar nichts, gar nichts ... Ich calculire nur so in meinem Sinn, daß Du dann bald fertig sein mußt mit den paar tausend Thalern, die Du von Deinem Erbtheil vorweggenommen hast.

Vincenz.

Aber woher weißt Du? ...

Edmund.

Woher ich das weiß? Nun, von meiner Schwester, Deiner armen Mutter! Von wem denn sonst? Du hast ja seit Monaten kein Lebenszeichen mehr von Dir gegeben, hast alle ihre Briefe unbeantwortet gelassen. Die alte Frau hat sich abgeängstigt — und da es zwischen uns, trotz Allem — noch immer beim Alten geblieben ist, hat sie in ihrer Seelenangst schließlich an mich geschrieben Vorige Woche war ich drüben bei ihr, in Neustadt. Du könntest wirklich die paar Stunden mit der Bahn einmal draufgehen lassen.

Vincenz (verlegen).

Ich habe in der letzten Zeit so ungewöhnlich viel zu thun gehabt — Bestellungen —

Edmund.

Jawohl, das habe ich ihr auch vorgelogen. Und sie glaubt's auch und ist Dir nicht weiter böse. Aber dann schreibe ihr wenigstens einmal! Sie freut sich darüber — und sie kann's brauchen. — (Kurze Pause.) Und da ich nun zufällig mit Dir zusammengetroffen bin — wirklich zufällig, denn ich hatte keine Ahnung, daß Herr Koebke Dein Gast ist — und da ich Dich voraussichtlich so bald nicht wiedersehen werde — denn an einer Begegnung ist uns beiden nichts gelegen — und da ich Dich endlich in einer vernünftigeren Stimmung finde, als ich erwartet hatte, will ich Dir in aller Eile ein paar Worte sagen — die ersten und letzten, die Du aus diesem Kapitel von mir hören sollst! Du bist ja von Hause aus nicht geradezu schlecht, aber Du bist von einem Leichtsinn, der sich von der Schlechtigkeit nur dem Namen nach unterscheidet. Und Du bist ein Verschwender, mein Junge, gerade wie ich einer gewesen bin. Solchen Plunderkram habe ich auch einmal besessen. Ich habe auch den Leuten weiß machen wollen, daß ich ein Künstler sei — und in früheren Zeiten ist mir ja auch wirklich ein Portrait so ziemlich gelungen, von meinem Mündel, Marianne Helder — eine Weile hat man mir allerhand zugetraut und mich auch für einen Künstler gehalten — genau so lange, wie ich die kostspielige Ausstattung für diese Komödie bestreiten konnte. Damit — und mit den bekannten zweiundfünfzig kleinen Stahlstichen aus der Stralsunder Fabrik habe ich allmählich — sogar ziemlich rasch — vertrödelt: zuerst, was ich besaß, und dann, — was ich nicht besaß. Mit einer gewissen Feinfühligkeit habe ich immer unterlassen, was ich hätte thun sollen, und gethan, was besser unterblieben wäre. Das Ende vom Liede (Pause.) — da steht's vor Dir! — Dann kam die Erkenntniß, als es zu spät war — und dann heißt sie Reue — und dann merkte ich, daß der alte Sebastian Frank Recht hat, daß zum Tanzen mehr gehört als rothe Schuhe, „nämblich starcke beyn, jugent und andre geschicklichkeyten" — und da waren die starken Beine dahin, und die Jugend dahin, und die Geschicklichkeit dahin, und mittlerweile waren auch die rothen Schuhe zerrissen,

und mit dem Tanzen war's aus! — — (Er nimmt aus der Westentasche einen in Zeitungspapier gewickelten Cigarrenstummel.) Darf man bei Dir rauchen?

Vincenz.

(welcher während der Rede Edmunds eine affectirte Gleichgültigkeit zur Schau getragen, sich die Nägel mit einer Feile geputzt und schließlich eine Cigarette gedreht hat, ihm eine Cigarre reichend).

Nimm lieber eine Cigarre von mir.

Edmund

(steckt die ihm gereichte Cigarre in die Seitentasche und zündet seinen Stummel an).

Und jetzt sitze ich für Charakterköpfe von Mose und Elias an bis auf König Lear, Barbarossa und des Sängers Fluch. (Er setzt sich.) Aber Du — was willst Du denn später anfangen mit Deinem glatten zurechtgemachten Gesichtchen? Selbst wenn Du meinen glorreichen Beruf als Familientradition fortflanzen wolltest — Dich kann ja kein Mensch gebrauchen . . .

Vincenz.

Du wirst beleidigend, und ich denke . . .

Edmund.

Ich denke, daß Du mit Deinem Gelde bis auf den letzten Heller fertig sein mußt, wenn Du alles das hier bezahlt hast. Womit — malst Du denn weiter? Mit der Mitgift Deiner Zukünftigen?

Vincenz

(höhnisch, zuversichtlich).

Allerdings.

Edmund.

(verächtlich lächelnd).

Du discontirst Deine Erfolge, mein Junge! — Du hast Deiner Mutter da von einem Fräulein Eberhard erzählt, die sich sterblich in Dich verliebt habe! Du meinst doch nicht etwa die Tochter des Professors Eberhard?

Vincenz (wie vorher.)

Weshalb interessirt Dich das?

Edmund.

Weil ich da auch noch ein Wörtchen mitzureden hätte. Die gute Frau glaubt's Dir! Aber mir willst Du doch keine Flausen vormachen? Ich bin eine alte Ratte, und der Speck, auf den ich gehe, muß noch gefunden werden. Junge Mädchen sind aber noch tausendmal gescheidter als alte Männer. Und glaube mir: es nützt Dir nicht das, daß Du Dich frisiren und parfümiren und Dir die Augenbrauen nachziehen läßt — nicht das!

Vincenz
(in wirklicher Erregung, schnell).

Ich hatte Dich gebeten, mich mit Deinen Reden zu verschonen, jetzt verbitte ich mir entschieden jedes weitere Wort. Es ist ja geradezu lächerlich, daß Du Dich zum Moralprediger aufwirfst, — gerade Du, der durch Spiel und Verschwendung so tief gesunken ist, daß die Familie sich Deiner schämen muß.

Edmund.

Schweig, Du — Naseweis! Vergiß nicht, daß der Bruder Deiner Mutter vor Dir steht! Was ich mir vorzuwerfen habe, weiß ich am besten. Denn ich habe die Suppe, die ich mir eingebrockt, ausgegessen; allein! — Meine Familie? — Das ist nur meine Schwester, mit der ich — ich sehe es noch kommen — auf unsere alten Tage die paar Groschen meines jämmerlichen Broderwerbs werde theilen müssen, weil ihr hoffnungsvoller Sohn, der in der Kunst herumpfuscht, sie zuletzt noch arm betteln wird, statt ihr aufzuhelfen. Ich mag von dem Sündengelde nichts! Da! (Er wirft die Cigarre auf den Tisch.) Da hast Du auch Deine Cigarre wieder!

Dritte Scene.

Die Vorigen. Koebke.

Koebke (freundlich).

Guten Morgen, Edmund — (Gleichgültig.) guten Morgen, Vincenz! (Zu Edmund.) Entschuldigen Sie, daß ich Sie habe warten lassen.

Edmund

(unterwürfig, wie immer, wenn er mit Koebke spricht).

Hat nichts auf sich, Herr Koebke, ich habe mich ganz gut unterhalten.

Koebke.

Ich habe Sie überhaupt umsonst bemüht, Edmund. Ich habe heute ganz unerwartet eine Portraitsitzung bekommen. Haben Sie morgen Zeit?

Edmund.

Zeit hätte ich schon — aber hier . . . hier ist es mir zu vornehm, Herr Koebke. Wenn Sie mich in der Halle'schen Straße bei sich haben wollen — jeden Augenblick! Aber hier — nichts für ungut! — hier müssen Sie mich schon entschuldigen.

Koebke.

Sie sind ein weiser Mann, Edmund. In ein paar Tagen ist bei mir Alles in Ordnung, und dann geht's in das alte Nest zurück. Ich schreibe Ihnen.

Edmund.

Schön, Herr Koebke. Soll ich etwas mitbringen?

Koebke.

(überlegend, ihn musternd).

Ein bischen abgeschabter und zerlumpter könnte nichts schaden.

Edmund.

Wofür wollen Sie mich denn gebrauchen?

Koebke.

Für ein paar Chamisso'sche Figuren, den „Bettler und sein Hund", den Derwisch in „Abdallah", den „Invaliden im Irrenhause" —

Edmund.

Ich sehe schon, das ist mein Fall.

Koebke.

Und vielleicht auch für den Alten in den „Drei Sonnen". — Ein schönes Gedicht! — Lesen Sie sich's 'mal durch.

Edmund.

Wird besorgt. Und weiter wäre es wohl nichts.

Koebke.

Einstweilen nicht! — Doch! Helfen Sie mir das Ding da ein bischen vorschieben. (Er zeigt auf den hinter dem Tisch stehenden Podest.)

Edmund

(Koebke, der helfen will, abwehrend).

Lassen Sie nur, es geht schon. (Er schiebt den Podest vor bis zur Höhe der Koebke'schen Staffelei und setzt einen Stuhl darauf).

Koebke

(tritt hinter Jordans Staffelei).

Du, das geht nicht! Das wird immer verrückter! Frag' einmal Herrn Edmund.

Vincenz.

Ach laß mich in Ruhe!

Koebke

(zu Edmund, der seine Arbeit beendet hat).

Ich danke Ihnen schön, Edmund. (Ihm die Cigarrentasche reichend.) Wollen Sie sich eine Cigarre anstecken?

Edmund.

Von Ihnen gern.

Koebke.

Adieu, Herr Edmund. (Er giebt ihm die Hand).

Edmund
(beinahe an der Thür sich umwendend.)

Herr Jordan, es war mir sehr angenehm! (Ab.)

Vierte Scene.

Koebke. Vincenz.

Koebke.

Der Mann hat Lebensart! Ein Prachtkerl! — Aber . . .

Vincenz.

Weshalb verziehst Du denn Dein Gesicht?

Koebke.

Du hast heute wieder einen ganz merkwürdigen Parfüm angezogen. Ach richtig, Frau von Mosberg! — (Mit veränderter Stimme. Jetzt öffne Deine Ohren in epischer Breite und vernimm, was ich Dir sagen werde! Du wirst Dich nicht wundern, wenn Frau von Mosberg heute von einer Dame begleitet wird. Diese wirst Du höflich begrüßen und dann nicht mehr kennen. Das Portrait muß sehr schnell fertig gemacht werden, und ich will mit Deinen Flattusen keine Zeit verlieren. Aber nicht nur hier, auch draußen wirst Du unverbrüchliches Schweigen bewahren, denn es darf niemand — hörst Du? — niemand eine Ahnung davon haben, daß sich Fräulein Eberhard von mir malen läßt.

Vincenz (verwundert.)

Fräulein Eberhard?

Koebke.

Du sollst Dich ja nicht wundern!

Vincenz (suffisant.)

Du, nun wirst Du über mich staunen!

Koebke.

Das hoffe ich. Du brauchst blos discret zu sein.

Vincenz (selbstgefällig).

Discret?! — „Doch wer rasch ist und verwegen“ . . .

Koebke.

Wenn Dir Dein junges Leben lieb ist, mach keinen Unsinn.

Vincenz

(der hinter die spanische Wand getreten ist, dort vor dem Spiegel eine andere Cravatte umbindet und einen noch koketteren Atelierrock anzieht).

Du mußt nämlich wissen, Freund, daß ich in Bezug auf Fräulein Eberhard sehr ernsthafte Absichten habe. Ich habe gestern ihrem Vater bereits die ersten Andeutungen gemacht . . .

Koebke

(der währenddem einige Bilder, die Acte darstellen, theils umdreht, theils mit Stoffen verhängt).

Die auch sofort verstanden worden sind?

Vincenz.

Allerdings! Sofort!

Koebke.

Deshalb kamst Du auch gleich wieder! — Willst Du Dir denn wieder einmal einen Korb holen?

Vincenz (selbstbewußt).

Wieder einmal? Ich habe, obschon ich ein Dutzend ernsthafte Anträge gemacht habe, noch nie einen Korb bekommen!

Koebke.

Für die Anstrengungen bist Du aber noch merkwürdig wenig verheirathet. (Vincenz tritt vor.) Ah! Jetzt bist Du unwiderstehlich. Anstatt Dich zu verschönern, solltest Du mir lieber dabei helfen, das Ungethüm (Auf ein großes Bild zeigend, das er von der Wand gerückt hat.) bei Seite zu schaffen.

Vincenz.

Was machst Du denn da?

Koebke.

Ich habe Dir ja gesagt, daß Damen kommen. Ich räume auf. Faß mit an!

Vincenz (anfassend).

Aber gerade das Bild gefällt Frau von Mosberg ganz besonders.

Koebke
(während sie das Bild bei Seite tragen).

Deswegen wollen wir es eben Fräulein Eberhard nicht zeigen.

Vincenz.

Jedesmal, wenn Du von Frau von Mosberg sprichst, machst Du eine spitzige Bemerkung; und doch . . . (Er lächelt.)

Koebke.

Wenn Du lächelst, siehst Du noch bezaubernder aus!

Vincenz.

Denkst Du denn, daß ich mit Blindheit geschlagen bin? .. Ihre Schwester, Fräulein Margarethe Massow . . .

Koebke (ernsthaft).

Du, jetzt bitte ich Dich ernsthaft zu schweigen!

Vincenz.

Ich sage ja nichts! Ich wundere mich nur, daß Dir die ältere Schwester so sehr zu mißfallen scheint.

Koebke.

Vielleicht kommt's daher, daß Ihr Euch zu gut gefallt.

Vincenz.

In eine mir so unsympathische Verwandtschaft würde ich nicht hineinheirathen!

Koebke.

Ich auch nicht! Denn wenn ich mich jemals verheirathen sollte — was ich übrigens für sehr unwahrscheinlich halte —, dann zerbrich Dir nicht weiter Deinen lieblich gekräuselten Kopf, beehre mich mit Deinem holden Vertrauen und verlaß Dich darauf: Ich heirathe nicht in die Verwandtschaft hinein — ich heirathe aus der Verwandtschaft heraus! (Es klingelt.) Da sind sie! (Vincenz nimmt eine Mandoline, wirft sich in nachlässig malerischer Haltung auf ein niedriges Polster und greift, wie träumerisch in die Weite blickend, einige Accorde. Koebke zuckt mitleidig die Achseln und sagt.) Ach so! Er wirft sich in Positur! (Während er der Thür zugeht.) Du bist ein ausgemachter Narr! (Er verschwindet hinter dem Vorhang, Vincenz spielt, in seiner affectirten Stellung verharrend, weiter, als ahne er nicht, was sich um ihn herum zutrage.)

Fünfte Scene.

Vincenz. Koebke. Leopoldine. Luise.

(Leopoldine bewegt sich im Atelier, als ob sie zu Hause wäre. Luise zeigt eine große Befangenheit.)

Koebke

(hinter dem Vorhange).

Bitte, treten Sie näher, meine Damen!

Leopoldine (zu Luise).

Sieh nur — und horch! Ist das nicht wundervoll hier? (Auf verschiedene Gegenstände deutend.) Sieh einmal da — und da — wie stilvoll, nicht wahr? Das reine Cinquecento!

Luise.

Sehr, sehr schön! Aber ich habe doch Herzklopfen!

Koebke.

Seien Sie ganz beruhigt, gnädiges Fräulein. (Auf Vincenz deutend.) In seliger Verschollenheit! (Ihm zurufend.) Nun, wird's bald! Genug gespielt, verspäteter Troubadour!

Vincenz (wie erwachend.)

Was ist? (Er erhebt sich schnell, als habe er jetzt erst die Damen erblickt.) Ach! entschuldigen Sie — Eine kindische Gewohnheit — es ist lächerlich, in unserer Zeit zu schwärmen — ich weiß es —

Koebke.

Und wir wissen es auch! Es ist geschenkt! (Leise zu Vincenz.) Laß die Alfanzereien: Ich kann Deine albernen Possen nicht mit ansehen! (Leise zu Luisen.) Darf ich Sie bitten, abzulegen?

Luise (ängstlich).

Ach so! Jawohl! . . .

Koebke
(indem er ihr dabei behülflich ist).

Seien Sie doch guten Muthes, mein Fräulein! Ich weiß die Ehre, jetzt Ihr Beschützer sein zu dürfen, vollauf zu würdigen. Sehen Sie einmal Frau von Mosberg an, das wird Ihnen mehr Zuversicht geben.

Luise.

Im Gegentheil.

Vincenz
(zu Leopoldinen, die er phantastisch ausputzt).

Sie sehen heut wieder blendend aus! Ich dachte an Sie, träumte von Ihnen . . .

Luise
(zu Koebke, der nach der Thür zugeht).

Wo wollen Sie denn hin?

Koebke.

Ich will zuschließen.

Luise.

Zuschließen? — Weshalb denn?

Koebke (lächelnd).

Damit uns kein Unberufener störe.

Luise.

Ach so! — ach Gott! (Koebke ist wieder zu ihr gekommen, Leopoldine verschwindet hinter der spanischen Wand.) Wo geht denn Frau von Mosberg hin?

Koebke.

Sie kommt gleich wieder. Sie sieht nur in den Spiegel.

Luise.

Weshalb ist denn die spanische Wand dahin gestellt?

Koebke.

Für die Modelle . . . (Sich verbessernd.) Damit man da ungestört — in den Spiegel sehen kann.

Luise.

Es ist Alles hier so unheimlich . . . weswegen sind denn die Bilder da verhängt?

Koebke.

Weil es ganz dumme Bilder sind! — Mein Fräulein, hier ist ja so viel zu sehen. Kümmern Sie sich doch nicht um das, was nicht gezeigt werden soll. Bitte, setzen Sie sich irgendwohin. Ich will nur die Farben auf die Palette setzen. (Er geht etwas nach hinten, Leopoldine noch vor dem Spiegel mit sich beschäftigt.)

Vincenz.

(an Luise herantretend).

Es ist hier vielleicht nicht der rechte Ort, aber ich muß Ihnen sagen — es wird Ihnen sonderbar vorkommen, daß eine starke Leidenschaft . . .

Luise

(ohne sich zu ereifern).

Es ist allerdings nicht der rechte Ort! Mein Vater hat mich vorbereitet! Ich finde wirklich keinen Gefallen an Ihren Scherzen und bitte Sie, Ihre Zeit nicht zu verlieren.

Vincenz.

Sie haben mich wahrhaftig mißverstanden . . .

Luise.

Um so besser für Sie! (Sich abwendend.) Herr Koebke — sind wir bald so weit?

Koebke.

Wenn es Ihnen recht ist, können wir anfangen.

Vincenz
(nach links hinübergehend).

Sie haßt mich schon! Sie wird mich lieben.

Luise
(halblaut zu Koebke).

Herr Koebke, noch Eins: Die Bestellerin des Bildes bin ich! Von dem Verlangen des Unbekannten darf nicht mehr die Rede sein. Aber der Brief hat mich auf einen guten Gedanken gebracht. Mein Vater hat in seiner Stube das Bild meiner verstorbenen Mutter. (Ein Band vorziehend.) Ich habe es ganz genau ausgemessen. Das ist die Höhe! Und da, wo der Knoten ist, das ist die Breite! Dazu sollen Sie mich als Pendant malen, — wenn Sie so gut sein wollen! Mein Vater wird außer sich vor Freude sein, wenn ich ihn mit dem Bilde überrasche.

Koebke.

Aber Fräulein, ich weiß in der That nicht . . .

Luise.

Ich bitte Sie, Herr Koebke, kein Wort weiter. Ich bin nicht im Stande, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen, erweisen Sie mir den Dienst! — Und hier kann ich Ihnen auch eine kleine Copie von dem Bilde zeigen. (Sie nimmt ein Medaillon vom Halse.) Sie können da gleich die Stellung sehen.

Koebke
(das Medaillon betrachtend.)

Das ist ja geradezu wunderbar, wie Sie Ihrer Mutter ähnlich sehen!

Luise
(mit auf das Medaillon blickend).

Wirklich? Ach, das freut mich sehr! — Ich kann's aber gar nicht finden.

Koebke (wie oben).

Da dürfen Sie sich schon getrost auf mich verlassen. So etwas sehen wir Maler besser.

Luise (wie oben).

Aber sehen Sie doch — meine Mutter hatte doch eine ganz andere Haarfarbe und auch eine andere Gesichtsform, wie mir scheint — und auch andere Züge.

Koebke.

Es ist Alles anders und doch ganz dasselbe! — Ganz derselbe Ausdruck, derselbe Charakter, mit einem Wort — es ist erstaunlich! — Also dazu ein Pendant? — Das soll gemacht werden. Das ist eine wunderbare Aufgabe! Ich muß mir übrigens das Original einmal ansehen. Von wem ist denn das Bild? (Er legt das Medaillon auf den Tisch rechts.)

Luise.

Vom Vormunde meiner Mutter — der Maler hieß Werther.

Koebke.

Werther? Kenne ich nicht. Es scheint auch nichts sehr Bedeutendes zu sein.

Luise.

Das Bild als Kunstwerk ist vielleicht nichts Bedeutendes, aber dies Medaillon ist mir doch der liebste Schmuck. Ich trage es immer.

Koebke.

Also bitte, gnädiges Fräulein, klettern Sie nun hier hinauf. (Er reicht ihr den Arm, auf den sie sich stützt.) Und nun setzen Sie sich, wie es Ihnen am bequemsten ist. So! — das ist

ganz gut! (Er zupft ihr das Kleid etwas zurecht, tritt an die Staffelei.) Wollen Sie mich einmal ansehen? (Er tritt etwas zurück.) Den Kopf ein klein wenig mehr zu mir herüber — so ist's schön, so ist's schön! Und Sie sitzen bequem?

Luise.

Ganz bequem.

(Inzwischen hat auch Leopoldine auf dem erhöhten Stuhle Platz genommen. Vincenz hat ihr eine sehr affectirte Stellung angewiesen.)

Vincenz.

Sie sehen wieder aus! — Blendend, aber etwas leidend, wie mir scheint.

Leopoldine.

Ich habe Kopfweh . . . Meine Haare drücken mich. So leid es mir thut, werde ich mir nächstens wieder ein gehöriges Stück von meinen Zöpfen abschneiden müssen.

Vincenz.

Das wäre jammerschade! Sie haben so prachtvolles Haar...

Leopoldine.

Leider zu viel! Die modischen Frisuren mit eigenen Haaren sind eine Qual — und falsche Haare — es ist bequem, aber abscheulich.

Vincenz.

Wirklich abscheulich!

Leopoldine.

Haben Sie übrigens naturkrause Haare, oder lassen Sie ein bischen — nachhelfen?

Vincenz.

Das ist doch wohl nur ein Scherz! — Ein Friseur hat diese Stätte noch nicht entweiht! — Ein Mann, der sich das Haar brennen läßt — es ist geradezu abscheulich!

Leopoldine.

Abscheulich! (Es klingelt, Luise springt auf.)

Koebke.

Machen Sie sich doch keine Unruhe, verehrtes Fräulein.

Luise (ängstlich.)

Aber ich möchte doch hier nicht ... und wenn der Vorhang zurückgeschlagen wird, muß man mich ja sehen. (Sie ist nach links hinübergegangen.)

Leopoldine.

Wenn Du Dich so fürchtest, dann tritt so lange dahinter. Da sieht Dich kein Mensch!

Luise.

Ach ja! (Sie tritt hinter die spanische Wand.)

Sechste Scene.

Die Vorigen. Alberts.

Vincenz (schroff).

Was wünschen Sie?

Alberts (auftretend.)

Entschuldigen Sie — ich habe hier etwas liegen lassen ...

Vincenz (wie oben.)

Was haben Sie liegen lassen?

Alberts

(schnell an ihm vorüber in der Diagonale quer über die Bühne gehend, sich vor Frau von Mosberg verbeugend.)

Bemühen Sie sich nicht, Herr Professor ... Entschuldigen Sie, gnädige Frau ... (Er tritt hinter die spanische Wand, stutzt, als er dort Luisen, die sich von ihm abgewandt hat, erblickt, grüßt sehr tief.) Entschuldigen Sie ... (Sucht auf dem Spiegeltischchen und versucht dabei, Luisen zu sehen.) Ah, da ist es schon, da ist es schon! Empfehle mich sehr, Fräulein Eberhard. (Bewegung Luisens.

bei seinem Rückzuge und es gleichsam zu seiner Legitimation mit einem Schwunge Leopoldinen und Vincenz präsentirend.) Mein Brenneisen! — mein Brenneisen — nichts weiter! Empfehle mich allerseits . . .
(Mit tiefen Verbeugungen schnell ab. Koebke schließt hinter ihm zu. Luise tritt hervor und begiebt sich wieder auf ihren Platz.)

Siebente Scene.

Leopoldine. Vincenz. Koebke. Luise.

Vincenz
(befangen lächelnd, auf seine Locken deutend.)
Nun denken Sie am Ende . . .

Leopoldine.
Nichts Arges! Vertrauen gegen Vertrauen!

Vincenz.
Das ist auch ein Gesichtspunkt!

Koebke
(während er Luisen auf ihren früheren Platz zurückführt.)
Aber was haben Sie denn? Wo ist denn der liebe unbefangene Ausdruck Ihres Gesichts geblieben? Sie blicken ganz scheu um sich — wie ein verschüchtertes Reh.

Luise.
Ich habe eine Seelenangst, Herr Koebke. Und dieser unangenehme Mensch, der mich gesehen hat! . . . Ich weiß nicht, was mir fehlt, aber mir fehlt etwas . . .

Koebke
(mit der vorgestreckten Rechten, in der er den Pinsel hält, die Richtung von links nach rechts (von sich), also zu sich herüber weisend.)*)
Ein bischen mehr hierher, wenn ich bitten darf . . . Das ist etwas zu viel. (Luise wendet sich wieder langsam ab.) So! . . .

*) Dieses scenische Spiel wiederholt sich in der Folge noch einigemale, auch ohne daß es hier besonders markirt würde. Sobald sich Luise zu sehr nach links (von sich) richtet, bedeutet Koebke mit dem Pinsel schweigsam, daß sie sich ihm zuwenden möge. Wann dieses stumme Spiel einzutreten hat, bleibt der Discretion der beiden Darsteller überlassen.

Luise.

Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich vor meinem Vater ein Geheimniß habe. So schrecklich hätte ich es mir doch nicht gedacht!

Koebke.

Sie glauben nicht, wie leid mir das thut. Und ich vermag wenig zu Ihrer Zerstreuung! Wenn ich vernünftig malen will, kann ich mich nicht vernünftig unterhalten. Da ist Jordan besser daran. Der schwatzt immerzu . . .

Luise.

Aber er malt wohl auch wenig?

Leopoldine (laut zu Luisen).

Nun, wie ist Dir jetzt zu Muthe. (Ohne Luisens Antwort abzuwarten, leise mit ganz unverändertem gleichgültigem Ausdruck zu Vincenz.) Während Sie also hier Ihre lärmenden Orgien feierten, habe ich in meinem stillen Kämmerlein Ihrer gedacht und Ihnen einen langen, langen Brief geschrieben — voll der zärtlichsten Vorwürfe.

Vincenz.

(der sich bisher immer mit Leopoldinens Anzuge und Stellung zu schaffen gemacht und noch gar nicht gemalt hat, leise).

Sie müssen mich damit beglücken.

Leopoldine (ebenso).

Sie haben mich ja gar nicht lieb, Sie beten ja zu allen Madonnen.

Vincenz.

Aber Sie werden doch einen Unterschied machen zwischen harmlosen Spielereien mit unerheblichen Mädchen und einer starken Leidenschaft; denn wenn ich auch schwach bin, Leopoldine, meine Leidenschaft ist stark.

Leopoldine

(immer mit unverändertem Ausdruck leise).

Ruhig, ruhig! Wenn Sie lieb — hören Sie: ganz lieb sind und nicht so unvorsichtig stürmisch wie eben, sondern hübsch convenabel . . . dann, dann . . .

Vincenz.

Nun, Sie spannen mich auf die Folter!

Leopoldine (leise).

Dann gebe ich Ihnen das Briefchen — vielleicht — heut Abend. (Vincenz hat sich ihr genähert und will ihre Hand küssen. Sie zieh dieselbe zurück.) Wollen Sie wohl! Seien Sie doch vernünftig Die Kleine sieht's ja. (Laut.) Das ist die reine, allen Lug und Trugs entkleidete Poesie, die wahre Poesie — und nichts ist so schön wie das Wahre, das Wahre allein is liebenswerth!

Koebke.

Sehr wahr!

Leopoldine (aufstehend).

Ach, ich bin jetzt abgespannt.

Vincenz (laut).

Wir können ja eine kleine Pause machen.

Leopoldine.

(steigt herab und setzt sich, weiter nach hinten, auf die Chaiselongue. Laut, wie scherzhaft).

Greifen Sie in die Saiten! Jason, weißt Du ein Lied?

Vincenz.

O Parze!

Koebke (zu Luisen).

Diese Bildung! Ob er am Ende doch die Sirenen meinen sollte?!

(Vincenz schiebt ein Polster Leopoldinen zu Füßen und nimmt die Mandoline. Er setzt sich auf das niedrige Polster und so, in halb liegender, halb knieender Stellung greift er einige Accorde, während er gleichzeitig mit Leopoldinen flüstert.)

„Er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt“

„Löwenbraut“. Das kennen wir jetzt genau! Wollen wir auch pausiren, gnädiges Fräulein?

Luise.

Ich habe mich ja nicht angestrengt! Jetzt nur keine Unterbrechung! Hinter einander möglichst schnell und möglichst viel!

Koebke.

Ist es Ihnen denn gar so unheimlich hier?

Luise.

Ja! Schelten Sie mich ein Kind, mir ist bange . . .

Koebke (gutmüthig).

Bringen Sie sich das nächste Mal jemand mit, mit dem Sie plaudern können!

Luise.

Aber wen? — Ich verstehe Sie schon! (Zu Leopoldinen hinüberblickend.) Das ist es auch! (Es klingelt. Luise fährt erschrocken zusammen.)

Koebke (theilnehmend).

Wie Sie erschrecken, mein armes Fräulein.

Vincenz (ärgerlich.)

Wer kommt denn da schon wieder?

Koebke.

Verweile ruhig in Deiner malerischen Pose! Ich öffne. Und Sie, mein gnädiges Fräulein, bleiben Sie getrost sitzen; ich stehe Ihnen dafür, daß wir allein bleiben, und daß Sie nicht gesehen werden sollen.

Achte Scene.

Die Vorigen. Harold (zunächst hinter dem Vorhang).

Koebke (hinter dem Vorhang).

Ach Sie sind's, lieber Professor!

Harold (ebenso).

Ueberrascht Sie das so sehr? Sie haben mich ja bestellt.
(Bei Harolds ersten Worten erheben sich gleichzeitig die beiden Damen.)

Koebke.

In meiner gewohnten Zerfahrenheit hatte ich das natürlich ganz vergessen! Nehmen Sie mir's nicht übel, liebster Professor — aber wir haben Portraitsitzung . . .

Harold.

Und mithin störe ich! Also auf einandermal . . .

(Luise ist herabgestiegen und hat sich vorsichtig dem Hintergrunde zu bewegt. Leopoldine ist ebenfalls auf die Thür zugegangen. Beide treffen zusammen.)

Leopoldine.

Professor Harold könnten wir doch ruhig hereinlassen?!

Luise (leise).

Ich meine auch.

Leopoldine (schlägt den Vorhang zurück).

Für einen Mann wie Sie wird natürlich eine Ausnahme gemacht! Also bitte, Herr Professor! (Koebke hat mit Luisen einen flüchtigen Blick des Einverständnisses gewechselt.)

Koebke.

Dann ist ja Alles in der Reihe!

Harold (begrüßt bei seinem Eintreten Leopoldinen, Luisen und Vincenz und fragt Luisen).

Aber ich störe doch nicht?

Luise.

Durchaus nicht. Es macht mir im Gegentheil viel Freude, daß Sie kommen.

Harold.

Wirklich? Es macht Ihnen wirklich Freude? Wenn Sie wüßten, wie mich das beglückt!

Luise.

Fragen Sie Ihren Freund — unsern Freund, Herrn Koebke, wie ich mich geängstigt habe! Mein Vater weiß nämlich nicht, daß ich hier bin — es ist eine Ueberraschung. Nun freut es mich, beruhigt es mich, daß gerade Sie, ein

alter, guter Freund meines Vaters, Mitwisser des Geheimnisses und dabei sind . . .

Harold.

Ah so, als alter, guter, väterlicher Beistand!

Luise.

Ueberhaupt — es freut mich überhaupt!

Leopoldine

(die an Harold herangetreten ist).

Nun, lieber Professor, muß ich Sie in's Gebet nehmen. Setzen Sie sich hierher . . . zu mir!

Koebke

(zwischen sie und Harold tretend, gemüthlich).

Schönste gnädige Frau, entschuldigen Sie! Lassen Sie sich nachher die erbaulichsten Geschichten vom Professor erzählen. Für den Augenblick aber — jetzt haben wir Sitzung, und das ist eine ernsthafte Sache! Auf Herrn Professor Harold lege ich Beschlag; den brauche ich nothwendig . . . um den Hintergrund abzustimmen. Der setzt sich da auf den Stuhl, das gnädige Fräulein setzt sich da auf den Stuhl und Sie (ihr den Arm bietend und sie nach links hinüberführend.) setzen sich wohl auf den Stuhl da und lassen sich Barcarolen vorspielen!

Leopoldine.

(halb lächelnd, halb verdrießlich).

Sie sind aber von einer Ungezogenheit . . .

Koebke.

Die keine Grenzen hat. Wenn ich male — immer. Das mache ich nachher schon wieder gut!

(Leopoldine nimmt ihre frühere Stellung wieder ein. Vincenz behängt sie mit allerhand bunten Stoffen 2c.)

Luise

(zutraulich zu Koebke).

Das war aber sehr hübsch von Ihnen! — Wer Sie nur oberflächlich kennt, traut Ihnen den schönen Ernst bei der Arbeit gar nicht zu.

Koebke
(einfach, gemüthlich).

Es ist aber auch eine höllisch ernste Sache das Malen! (Etwas zurücktretend, das Bild mit Luisen vergleichend). Nun sehen Sie wieder ganz anders aus — im Ausdruck, in den Farben ... (Er sieht sich um.) Hier muß irgend etwas roth reflectiren! ... Bleiben Sie nur so! Aber (Luise hat sich wieder nach rechts (vom Zuschauer) gewandt, wo sich Harold gesetzt hat.) ein bischen mehr nach rechts, bitte! noch ein bischen! immer noch! So! — Plaudern können Sie übrigens so viel Sie wollen. Das stört nicht — im Gegentheil!

Luise
(in der richtigen Stellung, also etwas abgewandt von Harold und ohne ihn anzublicken).

Sie haben sich ganz zufällig kennen gelernt?

Harold.

Ganz zufällig. Bei einer meiner ersten Wanderungen durch die mir unbekannte Stadt trat ich, um zu Mittag zu essen, in eine kleine Restauration — angelockt durch einige auffallend intelligent aussehende Gesichter, die ich am Fenster erblickt hatte.

Koebke (hinüberrufend).

Du, Jordan, das geht Dich an!

Harold.

Neben unserm Freunde war der einzige freie Platz am Tische — ich merkte bald, daß ich in einen halb geschlossenen Künstlerkreis gerathen war ...

Koebke.

Und ich bemerkte, daß Sie das bemerkt hatten.

Harold.

Jedenfalls, um es mir etwas behaglicher zu machen, hatte Freund Koebke die Artigkeit, mich durch eine Frage an der Debatte zu betheiligen.

Luise.

Und welches war denn der Gegenstand Ihrer Debatte?

Harold.

Es war wieder echt deutsch! Etwas ganz Allgemeines, das sich von Rechtswegen jeder Debatte entzieht, — eine ganz harmlose Sache, wie sie eben nur uns gute Deutsche in Aufregung versetzt.

Luise.

Sie sprechen, wie es den Anschein hat, etwas spöttisch über uns und unsere Eigenheiten. Gefällt es Ihnen nicht mehr in Deutschland — oder noch nicht?

Harold.

Sie mißverstehen mich vollkommen, mein verehrtes Fräulein! Nichts liegt mir ferner als wohlfeiler Spott. Tiefe Dankbarkeit ist das einzige Gefühl, das mich für die Heimath beseelt. Ich bin ganz erfüllt von den Eindrücken, die ich täglich, stündlich empfange und die eine jähe und ganz wundersame Wandlung meines Wesens erwirken. Ich kenne mich kaum mehr! Draußen — das Alleinsein hatte mich verschlossen gemacht — die Einsamkeit und wohl auch manches andere. Hier — suche ich die Geselligkeit und habe eine naive Freude daran. Längst Vergessenes frischt sich wieder in mir auf und Getrübtes erglänzt wieder. Draußen hatte ich mich so alt gefühlt — hier bin ich wie verjüngt. — Nein, mein Fräulein, ich habe wirklich nicht gespottet!

(Während dieser Worte Harolds hat sich Luise ihm völlig zu- und von Koebke abgewandt, dieser malt ruhig weiter, bis Harold ausgesprochen hat, und tritt dann vor.)

Koebke

(räuspert sich; da Luise es nicht bemerkt, sagt er, nach einer kurzen Pause, launig).

Wie wär's, wenn wir den Professor in die Mitte nähmen? — So geht's nämlich wirklich nicht!

Luise

(die sich ihm schnell zugewandt hat, verlegen).

Entschuldigen Sie nur! Von jetzt ab werde ich muster=

haft sitzen — wie eine Statue, ohne mich zu rühren und zu regen! (Sie hat den Kopf jetzt ganz Koebke zugewandt.)

Koebke wie früher).

Das ist des Guten wieder zu viel . . . So! so!

Leopoldine.

Das Stillsitzen halte ich nicht aus! Du mußt Nerven von Stahl haben, Luise.

Luise.

Ich bin gar nicht müde.

Leopoldine
(steigt wieder herab).

Ich bin wie gerädert. (Leise.) Es ist gar nicht wahr. (Laut.) Kommen Sie, maëstro, spielen Sie mir noch etwas vor! (Leise.) Ich könnte noch drei Stunden sitzen, aber da hinten läßt sich's besser plaudern.

Vincenz (leise).

Was ich Ihnen nicht sagen darf . . .

Leopoldine (ebenso, lächelnd).

Das spielen Sie mir vor! — abgemacht. Kommen Sie! (Vor sich hinsummend.)

E la bella Veneziana
Sarà sempre il mio sospir'!

(Sie gehen nach hinten. Leopoldine setzt sich, nimmt ein großes photographisches Blatt, das sie angeblich betrachtet, in Wahrheit aber dazu benutzt, um von Zeit zu Zeit ihr Gesicht damit zu verdecken und unbemerkt mit Vincenz tuscheln zu können. Vincenz spielt zunächst auf der Mandoline die venetianische Melodie, die Leopoldine angestimmt hatte, und pausirt dann.)

Luise.

Bei alledem habe ich noch immer nicht erfahren, worüber sich die erregte Debatte entsponnen hatte, die Ihre Freundschaft einleiten sollte.

Koebke.

Der Professor hat ganz Recht: es war eigentlich der reine Unsinn. Ich behauptete nämlich, daß die Illustra-

tionen den Gedichten immer schadeten, während der Professor, mit vollem Rechte natürlich, erklärte, daß das viel zu weit gegangen sei. Uebrigens, lieber Professor, in einer gewissen Beschränkung habe ich doch Recht.

Harold.

Das wird Ihnen auch niemand bestreiten. Es giebt Gedichte, die auf keinen Fall illustrirt werden dürfen.

Koebke.

Da plage ich mich schon seit Wochen mit so einem dummen Dinge herum — d. h. es ist gar nicht dumm, aber für meine Zwecke ist es nicht zu gebrauchen! Und der Verleger will durchaus, daß ich ihm ein Bild dazu machen soll, kennen Sie es? — die „Drei Sonnen".

Harold (sich besinnend).

„Drei Sonnen"? — ja, ich erinnere mich ungefähr — aber dunkel.

Koebke.

Es ist der Mann, der Großmutter, Mutter und Kind nach einander liebt — da liegt's übrigens aufgeschlagen auf dem Tische.

Harold

(tritt an den Tisch, um das Buch zu holen, er erblickt das Medaillon, nimmt es und betrachtet es lange mit ernsten Blicken).

Luise.

(von Harold abgewandt, immer noch in derselben Stellung wie früher).

Ehrlich gestanden, ich kenne das Gedicht gar nicht.

Koebke.

Es ist sehr schön! Professor, lesen Sie es einmal vor!

Harold

(aus der Betrachtung des Bildes aufgeschreckt).

Ich sehe das Buch nicht. (Er tritt an Luisen heran, indem er auf das Medaillon weist.) Das gehört ohne Zweifel Ihnen, mein Fräulein?

Luise.

Jawohl. Ach bitte, geben Sie es mir! Ich bin so daran gewöhnt! Und es fehlt mir etwas . . . (Harold reicht es ihr.) Ich danke.

Koebke.

Das Buch? Da liegt's ja! ich sehe es von hier, rechts neben der großen Vase . . .

(Vincenz spielt jetzt ganz leise ein Lied, das die Declamation einleitet.)

Koebke (zu Luisen).

Jetzt sitzen Sie aber wirklich musterhaft! Noch einen kleinen Augenblick und Sie sind erlöst! (Zu Harold.) Nun Professor, was sagen Sie?

Harold.

Sie haben Recht! Das Gedicht ist nicht zu illustriren. Diese doppelte Wiederholung hat auch etwas, was meinem Gefühl widerstrebt. Zwei Sonnen würden mir mehr zusagen. Und wäre es gestattet, einen Dichter wie Chamisso zu corrigiren — hier würde ich's mir getrauen, würde einige Verse umstellen — einige verwerfen . . .

Koebke.

Wie meinen Sie also?

Harold.

Ich denke mir etwa so:

Und blick ich Dich an, o Mädchen,
So rosig und heiter und jung,
Da taucht aus vergangenen Zeiten
Herauf die Erinnerung.

Ja Deine Mutter, o Mädchen —
Noch sah' ich die Schönere nicht,
Ich staunte sie an, wie die Sonne,
Geblendet von ihrem Licht.

Und einst durchbebte mit Wonne
Der Druck mich von ihrer Hand —
Sie neigte darauf sich dem andern — —
Da zog ich in's ferne Land.

(Er hält etwas inne. Leopoldine tritt sehr behutsam vor. Luise wendet sich allmählich Harold zu. Koebke hört auf zu malen, tritt neben die Staffelei, lehnt sich an diese und legt die Hände, in denen er Palette und Pinsel hält, über einander.)

Luise (leise).

Lesen Sie weiter!

Harold.

Spät kehrt' ich zurück in die Heimath;
Ein Müder nach irrem Lauf —
Es stieg am heimischen Himmel
Die andere Sonne schon auf.

Du bist es, o Wonnereiche,
Noch sah' ich die Schönere nicht!
Ich schaue Dich an, wie die Sonne,
Geblendet von Deinem Licht.

Luise.

(hat sich Harold langsam genähert, leise und nachdrucksvoll, mit forschendem Blicke).

Haben Sie meine Mutter gekannt? (Harold bejaht stumm und blickt Luisen mit tiefer Innigkeit in's Auge. Diese bleibt einen Augenblick regungslos stehen und greift unwillkührlich nach dem Medaillon. Sie tritt wie beängstigt einen Schritt zurück und sagt ganz leise.) Marianne! . . . (Darauf wendet sie sich langsam ab.) Komm, Leopoldine!

Der Vorhang fällt.

Dritter Act.

Salon bei Frau Emma Massow.

Behäbige, reiche, aber nicht prahlerische Einrichtung. Durch die offne, breite Mittelthür sieht man in ein zweites hellbeleuchtetes Zimmer; in diesem befindet sich das Klavier (in der Mitte des Hintergrundes). In der Mitte ein Tisch und Sessel. Rechts und links vorn kleinere Tische, um die verschiedene Sessel stehen. Buffets. Links die Thür, welche zur Wohnung führt.

Erste Scene.

Grete. August und ein anderer **Diener,** damit beschäftigt, die letzten Vorbereitungen zum Empfange der Gäste zu treffen. Es werden noch einige Lichter angezündet, die Speisen auf dem Buffet geordnet 2c. **Alberts.**

Alberts
(schnell von links kommend).

Empfehle mich! (Ab nach rechts).

Grete
(die Schläge der Uhr zählend).

Fünf ... sechs ... sieben ... acht ... neun! Schon neun Uhr! Allmählich wird es Zeit! (Zu August.) Sind Sie bald fertig, August?

August.

Auf der Stelle, gnädiges Fräulein.

Grete.

Und ist heute auch Alles reichlich da? Daß es uns nicht wieder so geht wie vor acht Tagen?

August.

Alles reichlich, gnädiges Fräulein.

Grete.

Am letzten Empfangsabend haben wir alle gehungert! Es kamen allerdings dreimal so viel Personen, als wir erwartet hatten.

August.

Heute haben wir genug, gnädiges Fräulein! Wenn die Herrschaften das aufessen! . . .

Grete

(die das Buffet inzwischen gemustert hat).

Es sieht ganz beruhigend aus!

Alberts

(von rechts hinten).

Entschuldigen Sie! . . . ich hatte meinen Carton vergessen.

Grete

Aber, Herr Alberts, doch nicht hier durch den Salon! Wir erwarten ja Besuch . . .

Alberts

Ich hatte mich erst erkundigt! . . . Und dann die steile Hintertreppe . . . und überhaupt! . . . Entschuldigen Sie nur, gnädiges Fräulein, aber ich bin heute ganz verwirrt. Wenn mir der Kopf nicht angewachsen wäre, heute hätte ich ihn auch schon vergessen. Aber was man auch Alles erlebt! Die arme, junge Dame . . . da oben . . . bei den Malern . . . hinter der spanischen Wand . . . heimlich . . .

Grete.

Von wem reden Sie denn?

Alberts.

Von dem armen Fräulein, das ich heute Vormittag überrascht habe. Wie sie zitterte und bebte, die junge Dame, als ich so ganz unerwartet . . .

Grete.

Ich verstehe Sie nicht, Herr Alberts, und in diesem Augenblicke habe ich auch wirklich keine Zeit.

Alberts.

Wem sagen Sie das? Ich weiß ja Alles! Die junge Dame hat sich gewiß nichts Böses dabei gedacht. Das habe ich Allen gesagt, denen ich das Geschichtchen erzählt habe . . . Der Name kann Sie ja nicht weiter interessiren? Oder möchten Sie doch am Ende gern wissen, wer . . . Nein? Um so besser! Ich habe keinen Augenblick zu versäumen! Empfehle mich, gnädiges Fräulein! (Nach links ab.)

Grete (ihm nachblickend)

Und so geht's nun den ganzen lieben, langen Tag! Du lieber Gott, ist das ein Geschäft!

Alberts.

mit dem Carton von links).

Empfehle mich sehr! (Schnell ab nach rechts).

Grete.

Was mag er übrigens mit der Geschichte von der jungen Dame hinter der spanischen Wand gemeint haben! . . . (Sie sieht sich um, die Diener sind gegangen.) Heute werden wir dem Anschein nach wirklich allein bleiben — Leopoldine und ich . . . Mir soll's recht sein — wenn nur Einer kommt — und der hat mir's versprochen! Herr Koebke wird schon Wort halten!

August (meldend).

Herr Professor Harold!

Grete.

Es soll ja heute Niemand gemeldet werden.

August.

Der Herr bestand darauf.

Grete.

Ich lasse bitten . . .

Zweite Scene.

Harold. Grete.

Harold (begrüßt Greten).

Frau von Mosberg hat mir die Ehre erwiesen . . .

Grete.

Ich weiß, Herr Professor, und freue mich sehr. Meine Schwester muß jeden Augenblick kommen . . .

Harold
(nach einer kurzen Pause).

Ich bin der Erste, wie ich sehe.

Grete.

Und Sie werden vielleicht der Letzte sein. Wir haben ja heute Empfangsabend und da weiß man nie . . . (Harold zum Sitzen einladend.) Es giebt doch nichts Vernünftigeres als so einen Empfangsabend. Man erwartet ein halbes Dutzend Freunde, und es kommen fünfzig gleichgültige Personen; man richtet sich auf fünfzig Gäste ein, und man bleibt allein.

Harold
(nach einer kleinen Pause).

Ihre Frau Mutter, die mir, wie Sie wohl wissen, eine alte und sehr liebe Freundin ist, hat mich leider noch nicht empfangen können. Meine beiden Besuche . . .

Grete.

Mama hat sehr bedauert. Sie hat in letzter Zeit viel gekränkelt. Wenn sie sich wohl genug fühlt, kommt sie herüber — sie möchte Sie auf alle Fälle sprechen —, sonst führe ich Sie nachher in ihr Zimmer.

Harold.

Ich bitte Sie sehr darum.

Grete.

Sie werden doch hoffentlich jetzt recht lange bei uns bleiben?

Harold.

Das hängt ganz von den Verhältnissen ab.

Grete.

Und Sie ziehen also schon seit Jahren durch die Welt?

Harold.

Seit Jahren!

Grete.

Immer mit dem Koffer? — Das kann ich mir gar nicht gemüthlich denken.

Harold (lächelnd).

Es ist auch nicht gemüthlich, Sie haben ganz Recht!

Grete.

Weshalb bleiben Sie denn nicht lieber bei uns?

Harold.

Weil ich nicht weiß, ob ich noch gemüthlich sein kann. Ich bin zu lange allein gewesen. Mein Gemüth hat sich an der Geselligkeit nicht üben können, und es bedarf dieser Uebung. Deswegen hat unsere geistvolle und schöne Sprache auch das eben von Ihnen gebrauchte Wort „gemüthlich" mit der Gesellschaft in Verbindung gebracht . . . (Lächelnd.) Sie brauchen gar nicht gespannt zuzuhören! Es ist nichts so Erhebliches, was ich Ihnen da erzähle.

Grete.

Doch! Es ist mir sogar ein bischen zu hoch! Aber ich höre Ihnen wirklich sehr gern zu! Bitte, sprechen Sie weiter! Es ist so ungemein lehrreich, was Sie sagen.

Harold (steht auf).

Lehrreich! Um des Himmels willen! Sie wissen nicht, eine wie grausame Kritik Sie üben.

Grete (aufstehend).

Das war aber ganz gewiß nicht meine Absicht!

Harold (sehr freundlich).

Ich weiß es ja, mein liebenswürdiges Fräulein. (Für sich.) Was sagt man nun einem so reizenden jungen Mädchen? (Sie setzen sich wieder.)

Grete.

Sie scheinen mir doch ein bischen böse zu sein.

Harold.

Haben Sie in diesem Jahre . . .

Grete
(unterbrechend, wie ängstlich).

Schon viele Bälle besucht? Wollten Sie mir das wirklich anthun?

Harold (gutmüthig).

Ich kann es nicht leugnen.

Grete.

Komme ich Ihnen denn so erschrecklich unbedeutend vor?

Harold.

Ich allein bin der Schuldige! Ich habe, wie ich Ihnen sagte, den wichtigsten Theil meines Lebens in der Fremde und meistens allein verbracht. Machen Sie sich einmal recht klar, was das heißt! Sie glauben doch gewiß schon ein ganzes großes Stück Leben hinter sich zu haben.

Grete.

Gewiß, das ist auch der Fall.

Harold.

Wenn Sie sich Ihre frühesten Erinnerungen aus der Kindheit vergegenwärtigen, die veilchenblauen Augen Ihrer ersten blonden Lockenpuppe, die Zeit der langen Zöpfe und der kurzen Kleidchen — es dünkt Sie eine kleine Ewigkeit!

Grete.

Eine Ewigkeit!

Harold.

Und die Jahre, in denen Sie die Schule besuchten —

Grete (seufzend).

Ach! —

Harold.

Und vom „Fräulein“ gelobt oder auch getadelt wurden . . .

Grete.

Fast immer getadelt

Harold.

Auch diese Jahre erschienen Ihnen von einer unendlichen Länge! Selbst die paar Wochen nach den großen Ferien bis zu Weihnachten wollten oft gar kein Ende nehmen — ist's nicht so?

Grete.

Ganz so!

Harold.

Und dann! (Mit lächelnder Wichtigkeit.) Was haben Sie dann Alles erlebt! Die Confirmation, die erste größere Reise, der erste Theaterabend, der erste Ball!

Grete.

Und die Tanzstunde!

Harold.

Richtig, die hatte ich sogar vergessen — und die Tanzstunde! Und was haben Sie gelitten! Wie sind Sie hintergangen worden von falschen Freundinnen . . .

Grete.

Von Hildegard Sommer! Woher wissen Sie denn das?

Harold.

Nun während eines Zeitraumes, der länger ist als diese lange Zeit Ihres ereignißreichen Lebens, — während dieser unendlichen Zeit und noch länger habe ich mit keinem deutschen jungen Mädchen ein Wort gesprochen!

Grete.

Das ist furchtbar! Furchtbar!

Harold.

Begreifen Sie nun, daß ich aus der Uebung gekommen bin! Sagen Sie mir, wie fangen es nur die anderen Leute an, mit einem jungen Mädchen eine Unterhaltung zu führen?

Grete.

Ja, das weiß ich wahrhaftig nicht. Die Leute sprechen eben drauflos, und dann geht's. Habe ich nicht aufgepaßt, so sage ich gewöhnlich, sobald eine Pause eintritt: „Da können Sie gewissermaßen Recht haben“, oder auch: „Sie belieben zu scherzen“, und dann spricht der andere getröstet weiter, und dann gibt wieder ein Wort das andere! — Die Unterhaltungen sind aber auch gewöhnlich danach!

Harold.

Aber das ist nicht das Bild, es ist die Caricatur eines gesellschaftlichen Gesprächs! Wovon sprechen denn die Leute, denen Sie gern zuhören?

Grete.

Da muß ich mich erst einmal ordentlich besinnen . . . Warten Sie . . . Ich glaube wohl, sie sprechen besonders von Personen, die uns gemeinsam interessiren.

Harold.

Also von sich selbst, oder von Ihnen, oder von gemeinschaftlichen Bekannten?

Grete.

Ja, besonders von gemeinschaftlichen Bekannten. Da könnten Sie mir gleich allerhand erzählen!

Harold.

Ich kenne ja keinen Ihrer Freunde.

Grete.

Doch! ich kenne Herrn Koebke.

Harold.

Und Fräulein Eberhard auch! Richtig!

Grete.

Ich kenne Herrn Koebke erst seit dem vorigen Sommer.

Harold.

Und mit Fräulein Eberhard sind Sie aufgewachsen?

Grete.

Ja. — Herr Koebke war nämlich gleichzeitig mit uns in Scheveningen. Er hatte die Museen in Holland besucht.

Harold.

Mit „uns"? War Fräulein Eberhard auch da?

Grete.

Nein, Mama und ich.

Harold.

Sie sind mit Fräulein Eberhard wirklich befreundet?

Grete.

Es ist sogar meine einzige Freundin. Ich verstehe freilich nicht viel vom Zeichnen und Malen, aber daß Herr Koebke Talent hat, davon bin ich überzeugt. Meinen Sie nicht auch?

Harold.

Ein ganz entschiedenes Talent. Fräulein Eberhard muß eine Freundin sein, der man gern vertraut.

Grete.

Sie ist klug und lieb und verschwiegen. Aber ich halte auch Herr Koebke durchaus nicht für so oberflächlich, wie ihn

die Leute, die ihn nur nach seinen muthwilligen Späßen kennen, beurtheilen. (Koebke tritt ein, Grete blickt sich um, zusammenfahrend.) Ach, was bin ich erschrocken! (Zu Harold.) Sagen Sie ihm nur kein Wort! Ich bitte Sie! Ich nehme Alles zurück!

Dritte Scene.

Koebke. Die Vorigen.

Koebke (grüßend).

Mein Fräulein! (Er drückt Harold die Hand.) Guten Abend! — Nun, noch allein, im traulichen Zwiegespräch? Und dabei dieser festliche Glanz? Wann rückt denn die Procession an?

Grete.

Es werden wohl nicht mehr viel kommen.

Koebke.

Das wäre unverdientes Glück!

Grete.

Alle Leute, die ich zufällig getroffen habe, gehen heute in die italienische Oper, um die neu entdeckte Primadonna als „Lucia" zu hören.

Koebke.

Heute ist „Lucia"? — Hätte ich das gewußt!

Grete.

Sie sind artig, Herr Koebke!

Koebke.

Ich wäre natürlich hergekommen — auf alle Fälle, das wissen Sie ja! Aber das Septett und besonders den Chor im letzten Act hätte ich mir zuvor angehört. Das versäume ich nie. Es ist zu schön! Sie haben ja Phantasie! Nun versetzen Sie sich einmal in die Lage eines leidenschaftlich liebenden Schotten mit pelzverbrämtem Plaid, dem seine

Braut zunächst abspenstig gemacht wird, worauf sie alsbald wahnsinnig wird. (Er sieht nach der Uhr.) Jetzt muß sie gerade so weit sein. Und nun denken Sie sich, daß dieser unglücklich Liebende in der Verzweiflung das höchste *h*, über das er verfügt, ausstößt, und daß sich ihm darauf die theilnehmenden Freunde in der Gestalt unserer Choristen mit den tröstlich rührenden Worten nahen: (Die ungelenken Bewegungen der Choristen parodirend.)

Die Braut, die Du erkoren,
Hat den Verstand verloren.

Das versäume ich nie! — Aber wenn wir voraussichtlich unter uns ordentlichen Leuten bleiben, weshalb dann diese Fülle von guten Dingen, (Auf das Buffet deutend.) diese Opulenz? Weshalb diese reizende Toilette?

Grete.

Finden Sie sie hübsch?

Koebke.

Mehr als das!

Grete.

Wirklich?

Koebke.

Großartig! Mehr kann ich Ihnen doch nicht sagen.

Grete.

Das ist dummes Zeug. Ich weiß ganz gut, daß ich nicht großartig aussehe! Das verlange ich auch gar nicht. Aber das letzte Mal haben Sie mir so viel Unangenehmes über meine Toilette gesagt, daß Sie mir den ganzen Abend verdorben haben. Die „Brautpuppe" vergesse ich Ihnen nie.

Koebke.

Was vergessen Sie mir nie?

Grete.

Daß Sie mir gesagt haben: ich sähe aus wie eine Brautpuppe! Das sind nämlich die dummsten Puppen, an

denen Alles festgenäht ist, und mit denen man nicht spielen kann.

Koebke.

Damit wollte ich Ihnen ja gerade etwas sehr Verbindliches sagen. Sie hatten sich darüber beschwert, daß ich mit Ihnen wie mit einer Puppe spielte, und da sagte ich also, um Sie zu beruhigen . . .

Koebke.

Ach, reden Sie sich nur heraus! — Uebrigens, was haben Sie denn heute gemacht?

Koebke.

Ich habe ein Portrait angefangen.

Grete.

Von einer Dame?

Koebke.

Von einer jungen, hübschen Dame!

Grete.

Deshalb hat sie sich wohl hinter die spanische Wand versteckt?

Koebke (erstaunt.)

Hat Frau von Mosberg? . .

Grete.

Sie hat mir kein Wort gesagt! Wahrhaftig nicht! Aber ich weiß! (Leiser und schneller). — Wer war's denn?

Koebke.

Keine Ahnung!

Grete.

Sie denken wohl, ich bin eifersüchtig? Auf die Damen, die sich von Ihnen malen lassen, wahrhaftig nicht!

Koebke (launig.)

Mein Fräulein! Durch Ihren unsanften Eingriff in das, was mir nächst Ihnen am theuersten auf der Welt ist: in meinem Künstlerstolz, haben Sie mich tief verletzt.

Grete.

Wer war die Dame? Aber rasch!

Koebke.

Ich bin beleidigt.

Grete.

Herr Koebke, ich spaße nicht! Und wenn Sie's mir nicht auf der Stelle sagen, rede ich heute kein Wort mehr mit Ihnen. Also: Eins . . . Zwei . . . noch ist's Zeit! Ich gehe wahrhaftig!

Koebke.

Ich bin zu sehr gekränkt!

Grete.

Sie sollen mich nicht immer wie ein Kind behandeln! — Entschuldigen Sie, Herr Professor! (Sie geht nach hinten ab).

Koebke (ihr lächelnd nachblickend.)

Aber so bleiben Sie doch! — Fräulein! — Sie geht wirklich!

Vierte Scene.

Harold. Koebke.

Harold

(der das Gespräch lächelnd verfolgt hat, mit einer gewissen Wehmuth.)

Wahrhaftig, lieber Freund, ich könnte Sie beneiden!

Koebke.

Um was denn?

Harold.

Ich habe Sie eben beobachtet. Wie allerliebst können Sie mit jungen Mädchen umgehen!

Koebke.

Wenn die jungen Mädchen allerliebst sind, ist das gar nicht schwer! Uebrigens wüßte ich auch nicht, daß ich irgend etwas Besonderes . . Gewöhnlich verstehe ich mich noch besser darauf — als gerade heute! Ich bin nämlich in einer sogenannten „Krisis". Wissen Sie, was das ist?

Harold (lächelnd).

O ja!

Koebke.

In einer Seelenkrisis! Bis vor Kurzem hatte ich geglaubt, meiner Sache sicher — d. h. nach allen Regeln des Herkommens sozusagen rechtschaffen in ein junges Mädchen verliebt zu sein. Ich empfand jenes holde Langen und Bangen in schwebender Pein u. s. w. u. s. w. Sie wissen ja, wie die Summe aller dieser häufig besungenen Wohlgefühle heißt! Aber zur Liebe gehört die Achtung, hatte man mir gesagt. Nun, lieber Professor, alles Mögliche habe ich empfunden — aber von „Achtung" keinen Schimmer. Da ist mir jetzt aber ein anderes junges Mädchen begegnet —

Harold (gespannt).

Was sagen Sie da? Ein anderes junges Mädchen? Doch nicht etwa . . .

Koebke.

Ein junges Mädchen, gerade so liebreizend und gerade so entzückend wie das erste; aber diese junge Dame flößt mir auf der Stelle — abgesehen von allem Anderen — die erheblichste Achtung ein, mehr als das, sogar Respect! Und nun weiß ich nicht . . .

„In welche soll ich mich verlieben,
Da beide liebenswürdig sind?"

Harold (etwas beunruhigt).

Aber es kommt doch auch darauf an, ob diese andere Dame, die Sie vor kurzem kennen gelernt haben — wohl

ganz zufällig, nicht wahr? — vielleicht in Ausübung Ihres künstlerischen Berufs? . . .

Koebke.

Ihr Scharfsinn ist bewunderungswürdig, Professor!

Harold.

Ach scherzen Sie nicht in so ernsten Dingen! Sie müssen sich doch vergewissern, ob auch diese Dame . . .

Koebke (mit Wichtigkeit).

Ich habe von ihr einen Dienst zu erbitten, den sie nicht dem Ersten Besten erweisen wird. Und da werde ich ja gleich sehen . . .

Harold.

Einen Dienst?! — Verzeihen Sie! So gut ich mich auf Spaß verstehe — in gewissen Dingen bin ich Pedant, und zu diesen Dingen rechne ich das leichtfertige Experimentiren mit unerfahrenen Herzen. Man nennt es „Hofmachen", und dann ist es erlaubt! Wenn Eure leidenschaftslose, selbstgefällige Eitelkeit aber mit dem Feuer spielt und halb aus Muthwillen, halb aus kindischer Unvorsichtigkeit den Brand entzündet, so ist das eine sündhafte Leichtfertigkeit, ein Frevel — und da verstehe ich keinen Spaß mehr!

Koebke.

Aber lieber Professor, weshalb ereifern Sie sich denn so? Sie sagen mir da, gelegentlich einer unschuldigen Aeußerung von mir, auf einmal Dinge, die nicht ganz angenehm sind. Ich nehme Ihnen das nicht weiter übel, weil ich merke, daß Sie uns wirklich entfremdet sind. Unsere jungen Mädchen hier zu Lande sind nicht die armen wehrlosen Opfer courmachender Verführung, als die sie Ihnen erscheinen. Sie verstehen unsere Sprache, unsere Blicke, unsere ausdrucksvolle Mimik so gut wie wir, und wissen ganz genau, wo die Grenzlinie zwischen den oberflächlichen Scherzen und — ernsthafteren Dingen gezogen ist. Wenn wir

uns einreden, daß wir einen Sturmangriff unternehmen, bemerken wir auf einmal, daß wir uns im Zustande der kläglichen Nothwehr befinden.

Harold.

Jawohl! Ich hab's ja eben mit eigenen Augen gesehen, eben, als Sie mit Fräulein Gretchen sprachen — in einer wie drangvollen Lage Sie sich abquälten! (Leiser, eindringlicher.) Was soll ich hinter dem Berge halten? Ich habe Angst vor Ihnen, Angst vor Ihrer Jugend! — (Sich wieder ereifernd.) Nein, und abermals nein! Sie haben nicht das Recht, mit der vollen Liebenswürdigkeit, die Ihnen die Natur mitgegeben hat, nun auch einem andern jungen Mädchen zu nahen! Sie können nicht wissen, was Sie anrichten! Versprechen Sie mir . . .

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Luise und **Grete** (von rechts).

Koebke (leise zu Harold).

Die Damen! — Seien Sie übrigens unbesorgt. Ich bin kein Brandstifter!

(Gegenseitige Begrüßung.)

Grete (zu Luisen, während sie nach vorn gehen).

Weshalb ist denn Dein Papa nicht mitgekommen?

Luise

Du weißt ja, er ist immer am liebsten allein. Heute hätte ich ihn aber doch beinahe bewogen, mich zu begleiten — als ich ihm sagte, daß Sie vermuthlich hier sein würden, Herr Professor! Mein Vater hat Sie wirklich in sein Herz geschlossen, er hat Sie mit Sehnsucht erwartet, den ganzen Nachmittag!

Harold (etwas bewegt).

Heute Nachmittag! — (Halb leise.) War es nicht schön da oben?

Luise (ebenso, langsam).

Schön. Ja!

Harold.

Und wie hat Ihnen denn das Gedicht gefallen?

Luise.

Das Gedicht? . . . (Sie schlägt die Augen nieder.)

Koebke (zu Greten).

Sind Sie mir noch immer böse!

Grete (zu Koebke).

Mit Ihnen rede ich nicht, bis Sie mir gesagt haben, wer die Dame . . .

Koebke.

Wenn ich Ihnen dafür nun eine andere, viel interessantere Mittheilung machte — von einem jungen Manne, dem man eben die Leviten gelesen hat, und der nun einsieht, daß er doch früher oder später einmal ein ernstes Wort mit Ihnen reden muß.

Grete.

Sie können mir erzählen, was Sie wollen, aber ich antworte Ihnen nicht.

Koebke.

Das versteht sich! Wenn man sich einmal etwas vorgenommen hat, dann muß man auch dabei bleiben.

Grete (für sich).

Er ist doch zu nett! (Laut.) Kommen Sie nur! (Sie gehen nach hinten.)

Luise.

Was meinten Sie eigentlich eben mit dem Gedichte?

Harold.

Jetzt kann ich Ihnen das nicht sagen — jetzt nicht, und hier nicht! Ich müßte mir den Anschein geben, als ob ich mit Ihnen von etwas Gleichgültigem spräche — und

das kann ich nicht! Ich habe mich eben schon von Herrn Koebke zur Mäßigung ermahnen lassen müssen.

Luise.

Vielleicht bin ich weniger ängstlich.

Harold.

Seien Sie doch nicht so freundlich! Ermuthigen Sie mich nicht aus allgemeiner Menschenliebe oder sonst einer barmherzigen Regung! Sonst sage ich Ihnen am Ende doch mehr, als Sie hören möchten. Denn in mir regt es sich und kämpft und gährt es — ganz wunderlich! Bald jubelt die Hoffnung in mir auf, das Vertrauen, und ich spreche ruhmredig wie von einer verjüngenden Wandlung; dann aber klagt mich wieder die Reue des Selbstbetruges an, und die nüchterne Vernunft predigt dazwischen: was zwanzig Jahre zerstört, läßt sich nicht in zwanzig Stunden wieder aufrichten. Ach, Sie sind jung, Fräulein Marianne . . . (Er hält bestürzt inne, verlegene Pause, er blickt sich um, mit leiser Stimme sich verbessernd.) Fräulein Luise . . .

Luise
(die sich ebenfalls umgewandt hat, freundlich und herzlich).

Sie sind in das Nebenzimmer gegangen und haben es nicht gehört! — Nennen Sie mich nur getrost Marianne! Denken Sie denn, daß ich den Zusammenhang nicht längst errathen habe und über den Unbekannten, der an unsern Freund geschrieben, noch im Zweifel bin?

Harold (gerührt).

Mein liebes, liebes Fräulein! Wo soll ich jetzt die Worte zur Erklärung, zur Entschuldigung finden? In diesem Augenblicke kann ich Ihnen nur danken — für Ihre Güte, für Ihre Feinfühligkeit von ganzem Herzen danken! (Leise, ausdrucksvoll.) Ihre Mutter — ja, ich habe sie gekannt! Doch wie das Alles war — — Blicken Sie mich nicht so angstvoll an, mein liebes Fräulein! Es ist nichts Unheimliches, was ich Ihnen zu sagen habe! Lassen Sie mich jetzt davon

schweigen! (Mit Wärme.) Gönnen Sie mir die ungestüm drangvolle (Er ergreift ihre Hand.) und doch so himmlisch beruhigende Stimmung, (Er läßt ihre Hand wieder los.) die wundersam über mich gekommen ist — wundersam, wie ein linder Frühlingsschauer in dumpfer Sommerschwüle!

Luise

(sich umblickend, Grete und Koebke, die plaudernd in das Nebenzimmer getreten waren, kommen zurück).

Man kommt! — (Ganz leise.) Ich glaube, ich habe Sie verstanden! (Sie erblickt Gretchen, welche vorgetreten ist. Während sie Gretchen jubelnd in ihre Arme schließt, sagt sie mit glücklichstem Ausdrucke.) Du siehst zu reizend aus.

Grete.

Gerade wie vorhin!

Sechste Scene.

Die Vorigen. Leopoldine (von links), **dann Vincenz** (von rechts).

Leopoldine

(beim Eintreten grüßend, auf ihr Kleid weisend, leise zu Luisen).

Das ist es! Ich kann kaum gehen! (Laut.) Entschuldigen Sie nur, lieber Professor! Ich habe meiner Mama bis jetzt Gesellschaft geleistet. Sie kommt auch gleich. Sie müssen übrigens einen guten Begriff von unsern Empfangsabenden bekommen! Ist denn die ganze Stadt heute ausgestorben? Nicht einmal Herr Jordan . . . (Vincenz tritt ein.) Ah! Wenn man von der Sonne spricht —

Vincenz (grüßend).

Habe allerseits die Ehre . . .

Leopoldine.

Wo haben Sie denn gesteckt? Wir warten schon seit Stunden schmerzlich auf Sie!

Vincenz.

Sie haben wieder eine Toilette! — Blendend! — Wo ich war? Natürlich bei den Italienern.

Leopoldine (leise).

Ich habe ihn bei mir.

Vincenz (ebenso).

Wen?

Leopoldine (ebenso).

Den Brief!

Vincenz (ebenso).

Ach so! — Sie müssen mich damit beglücken.

Leopoldine (leise).

Nachher, aber ruhig! (Laut). Nun, wie war's?

Vincenz.

Im Allgemeinen mäßig, aber die Primadonna großartig! Die Stimme ist zwar nicht bedeutend, aber welche Seele, welch Gefühl! —

Koebke.

Und das ist ja Deine Specialität.

Vincenz.

Allerdings! Ich lasse mich wegen meiner Empfänglichkeit für das Schöne von Deiner skeptischen, gefühllosen Ueberlegenheit sehr gern hänseln. Ich weiß, es ist lächerlich, wenn sich ein junger Mensch heutzutage noch rühren und begeistern läßt, nun, ich freue mich dieser Lächerlichkeit, die mich beglückt. Wenn ich eine schöne Stimme höre — mag sie nun aus der menschlichen Kehle oder vom Rauschen der Blätter zu mir dringen — dann geht mir das Herz auf! Es ist komisch.

Koebke.

Was geht Dir auf?

Vincenz.

Ich weiß ja, daß es sehr lächerlich ist, aber ich kann's nun einmal nicht ändern. Würden Sie es glauben, daß ich heute noch wie ein fahrender Gesell in den Wald gezogen bin . . .

Koebke.

Du, in den Wald? Wann denn?

Vincenz.

Um mich der herbstlichen Blätterpracht zu erfreuen, die in diesem Jahre eine seltsame Schönheit entfaltet! Ach, der Wald! Nichts Schöneres giebt's auf Erden als den schönen Wald!

Koebke.

Aufgebaut so hoch da droben! Das wissen wir ja Alles! Aber mit den Blättern hat's seine Richtigkeit. Trotz der ziemlich vorgeschrittenen Jahreszeit halten sie diesmal merkwürdig fest und halten Farbe. Woher mag das kommen? Das sollten Sie eigentlich wissen, Professor, in Ihrer Eigenschaft als Botaniker!

Harold.

Es erklärt sich aus der einfachen Thatsache, daß diesmal der Johannistrieb hier ungewöhnlich stark aufgetreten ist.

Leopoldine.

Johannistrieb? Was ist denn das?

Harold.

Das wissen Sie nicht?

Leopoldine.

Wirklich nicht.

Luise.

Ich auch nicht.

Grete.

Ich auch nicht.

(Alle sitzen, nur Harold steht.)

Harold.

Seltsam! Es ist eine so häufig wiederkehrende Erscheinung! (Einfach.) Johannistrieb nennt man den zweiten Austrieb der Bäume und Pflanzen, der oft um die Zeit des Johannistags auftritt, besonders, wenn die Bäume im Frühjahre durch Frost oder andere feindliche Einwirkungen ihren ersten Blätterschmuck eingebüßt haben, und sich dann nach warmer Witterung wieder Regen einstellt.

Luise.

Also gleichsam ein linder Frühlingschauer in der Sommerschwüle, etwas ungestüm Drangvolles . . .

Harold (herzlich).

Jawohl, mein Fräulein, das ist's! (Die folgenden Worte richtet er mit etwas bewegter Stimme ganz an Luisen.) Dann erwacht der Baum, dessen Leben erloschen schien, gleichsam zu einem zweiten Frühling, schmückt sich mit einer frischen Laubkrone, und die treibende Gewalt, die dieses etwas späte, aber darum nicht minder heitere und schöne Wiedergrünen verursacht, nennt man den Johannistrieb! —

Leopoldine.

Ich verstehe! Da haben wir ja noch die schönsten Aussichten!

Luise.

Kann man sich diese wundervolle Erscheinung auch erklären?

Harold.

Gewiß! Aus dem allem Lebenden innewohnenden Bestreben, sich das Leben zu erhalten und erlittenen Schaden zu ersetzen. „Die Natur hilft sich," sagt das Volk in seiner knappen Ausdrucksweise. Liegt nicht etwas ungemein Poetisches und Trostreiches zugleich in diesem Johannistriebe? (Vincenz, Grete und Koebke stehen auf.)

Koebke.

Mag sein! Aber wenn ich die Wahl habe, entscheide ich mich doch für den Märztrieb. Das ist das Naturgemäße! Der Baum soll im Frühling treiben, im Sommer blühen und im Herbst sich an's Absterben gewöhnen — nicht wahr, Fräulein Gretchen?

Grete.

Ich bin entschieden für den Johannistrieb — blos um Sie zu ärgern.

Harold (leise zu Luisen).

Gibt's etwas Grausameres als die übermüthige Jugend?

Luise (ebenso).

Er hat's gewiß nicht böse gemeint. Er weiß ja nicht — (Noch leiser, für sich.) was ich weiß!

(Leopoldine hat sich links gesetzt, Vincenz steht hinter ihrem Stuhle, so daß sie ihn nicht sehen kann. Harold und Grete gehend plaudernd nach hinten. Luise setzt sich rechts, hinter ihren Stuhl stellt sich Koebke.)

Vincenz (zu Leopoldinen, halblaut).

Geben Sie mir doch endlich den Brief, den ersten und echten Beweis, daß Sie an mich denken, auch wenn ich nicht bei Ihnen bin.

Leopoldine.

Kommen Sie mir nur mit dem Kopfe nicht so nahe! Man muß ja merken, daß wir zusammen tuscheln. Stellen Sie sich nur ganz gerade hinter den Stuhl. So! Ich habe sehr feine Ohren, und Sie werden mich schon verstehen. (Hinter dem Fächer, der ihr gleichsam als Deckung dient.) Zunächst erklären Sie mir, was Sie bei Eberhard gewollt haben? Ich habe allerlei munkeln hören. Daß Ihnen die Kleine gefällt, finde ich ganz natürlich, aber dann verbitte ich mir, daß Sie mir den Hof machen.

Vincenz.

Aber gnädige Frau, halten Sie mich wirklich eines so verächtlichen Doppelspiels für fähig? Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist . . .

Leopoldine.

Was ist Ihnen denn heilig? Nun hören Sie . . . (Sie spricht hinter dem Fächer weiter.)

Koebke

(der hinter Luisen steht, die Hand auf die Lehne des Stuhles stützt, so daß Luise nur die Hand sehen kann).

Ich habe eine ganz närrische Idee — aber sie gefällt mir. Ich möchte Ihr Portrait gleichsam aus dem Bilde Ihrer Mutter herausmalen. Wenn ich erst die Züge Ihrer Mutter ungefähr auf die Leinwand gebracht habe, dann bekomme ich vielleicht bei der Uebermalung die eigenthümliche Art der Aehnlichkeit am besten heraus. Jedenfalls möchte ich's versuchen. Könnten Sie mir das Medaillon auf einen Tag anvertrauen?

Grete

(die beständig Luisen und Koebke betrachtet hat, zu Harold).

Er spricht in einem fort mit ihr.

Harold (zu Greten).

Sie werden sich wohl etwas zu sagen haben.

Grete.

Das ist gar nicht nöthig. (Sie nähert sich Vincenz vorsichtig und giebt ihm ein Zeichen. Dieser tritt an sie heran. Harold entfernt sich langsam von den Beiden und tritt später unabsichtlich hinter Leopoldinens Stuhl, wo Vincenz gestanden hatte.)

Luise.

Ich möchte Ihnen nicht gern eine Gefälligkeit versagen. Aber das Medaillon trage ich nun seit Jahren Tag und Nacht, und es würde mir, wie soll ich Ihnen sagen? — es ginge mir gegen das Gefühl.

Koebke.

Sprechen wir nicht mehr davon, gnädiges Fräulein!

Luise.

Sie nehmen es mir nicht übel!

Koebke.

Durchaus nicht! Ich kann das vollkommen begreifen.

Grete

(leise zu Vincenz, der jetzt neben ihr steht).

Thun Sie mir den Gefallen und bringen Sie Herrn Koebke da von dem Stuhle weg. Dieses ewige Geflüster ist nicht zum Aushalten!

Vincenz.

Mit Vergnügen!

(Vincenz geht zu Koebke und führt ihn im Gespräch nach hinten, wo Grete zu ihm stößt).

Leopoldine

(halb hinter dem Fächer, im Glauben, daß sie zu Vincenz spricht).

Nun gut, ich will Ihnen also einmal glauben. Aber wenn Sie mich hintergingen, Vincenz, (Harold macht eine Bewegung des Erstaunens.) es wäre abscheulich! Reichen Sie mir nachher eine Tasse Thee — nicht gleich, damit es nicht auffällt — dabei lasse ich den Brief in Ihre Hände gleiten.

Harold

(der sich vorsichtig in sichtlicher Befangenheit entfernt).

Ich kann doch den Brief nicht nehmen . . . (Während er langsam über die Bühne geht.) Und sie darf gar nicht erfahren, daß ich unabsichtlicher Zeuge . . .

Grete (zu Koebke).

Was sind Sie für ein Mann! Erst spielen Sie den Bußfertigen, und fünf Minuten darauf machen Sie einer andern den Hof! Ihre arme Frau wird mit Ihnen noch ihre liebe Noth haben!

Koebke.

Ja, sie thut mir auch schon im Voraus leid! (Währenddem tritt Vincenz auf seinen früheren Platz zurück, und Harold befindet sich jetzt hinter Luisens Stuhl, auf den er zerstreut, wie Koebke vorhin, die Hand stützt.)

Luise

(die das Medaillon vom Halse genommen hat und es jetzt in der Hand hält).

Sie sollen das Medaillon haben, Herr Koebke, denn ich meine es wirklich gut mit Ihnen! — Ich will Ihnen

das Opfer bringen. (Harold tritt vor, auf seinem Gesicht zeigt sich die Erregung, die er mit Mühe beherrscht. Luise, etwas erstaunt, aber unbefangen.) Ach, Sie sind's!

Harold
(bitter, mit gepreßter Stimme).

Leider, mein Fräulein! — — Also auch Sie sind in diesen kleinen Fertigkeiten bewandert? Auch Sie!

Luise.

Was meinen Sie denn?

Harold
(gedämpft, aber in wachsendem Affect).

Ach, fragen Sie mich nicht! Wie dürfte ich klagen? Wer bin ich? Der Märztrieb besiegt den Johannistrieb, das ist das Naturgemäße! Sie haben's ja gehört! Erweisen Sie also Herrn Koebke nur den Dienst, um den er Sie ersucht hat! Bringen Sie ihm Ihr Opfer! Ich muß es ja ruhig mit ansehen — ruhig!

Luise.

Aber weshalb sind Sie denn so aufgeregt?

Harold (schmerzlich).

Weshalb? Weil es etwas unnennbar Trauriges giebt, etwas Traurigeres als verlorene Jugendliebe, und das ist die Liebe des Mannes, die nicht einmal begriffen werden kann!

Luise.

Ich weiß nicht, was Sie bekümmert; aber ich fühle, daß Sie mir Unrecht thun.

Harold.

Dann habe ich also um Vergebung zu bitten und mich von Ihnen zu verabschieden.

(Er verneigt sich und geht nach hinten.)

Luise (sieht ihm nach, traurig).

Ich hätte nicht geglaubt, daß er so hart sein könnte! Gerade um ihm eine Freude zu bereiten, wollte ich Herrn Koebke . . . Weshalb er mir nur so wehe thut? —

Leopoldine

(sich umblickend zu Vincenz, der seinen früheren Platz wieder eingenommen hat).

Jetzt ist's an der Zeit.

Vincenz.

Was denn?

Leopoldine.

So seien Sie doch nicht so entsetzlich schwerfällig! Reichen Sie mir jetzt den Thee.

Vincenz.

Den Thee? — Welchen Thee? — Mit Vergnügen. (Er tritt an das Buffet.)

Grete

(zu Harold, der seinen Hut genommen hat).

Sie dürfen nicht gehen! Mama muß jeden Augenblick kommen.

Harold.

Richtig, ja, ja! — (Grete nimmt ihm den Hut ab.) Selbst das hatte ich vergessen!

(Inzwischen ist Vincenz, der vom Büffet eine Tasse Thee geholt hat, zu Leopoldinen zurückgekehrt. Er reicht ihr die Tasse. Leopoldine will ihm den Brief zustecken, den Vincenz ahnungslos fallen läßt.)

Leopoldine (leise und schnell).

Wie ungeschickt! Heben Sie auf. (Sie wendet sich um und begegnet Harold's ernsten Blicken — die Unbefangene spielend.) Ei, ei, Herr Jordan, wer wird so verfängliche rosa Briefchen fallen lassen! — Ich möchte wetten . . .

Vincenz.

Es ist ein ganz unschuldiger Familienbrief, den Sie jeden Augenblick, wann Sie befehlen, lesen können. — (Er reicht ihr den Brief.) Hier!

Leopoldine (abwehrend).

Ich bin nicht neugierig.

Vincenz (den Brief einsteckend).

Das ist auch ein Gesichtspunkt!

Harold (für sich).

O deutsche Gemüthlichkeit! Nichts als Lug und Trug! —

August (zu Leopoldinen).

Die gnädige Frau Mutter bittet, die Herrschaften in den Salon zu führen. Sie möchte den Herrn Professor zunächst allein sprechen.

Leopoldine.

Nun also, wie wär's, wenn wir einen kleinen Ausflug nach dem Salon unternähmen? Wir können ja die Pause ganz zweckmäßig ausfüllen, erst eine Kleinigkeit essen . . .

Koebke und Vincenz.

Das ist eine Idee! —

Leopoldine.

Und nachher ein bischen musiciren. Die Gesellschaft ist zwar klein, aber (Auf Vincenz und Koebke weisend.) unser Männerchor ist ja complet.

Vincenz (sich tief verneigend).

Ah! Sie beschämen mich!

Leopoldine (zu August)

Bringen Sie das Nöthige hinüber.

Koebke.

Wir helfen!

(Koebke, Vincenz und Grete tragen unter heiteren, fast übermüthigen Scherzen verschiedene Schüsseln in das Nebenzimmer. August sieht ihnen nach und geht dann ab.)

Siebente Scene.

Harold. Dann **Emma.**

Harold.

Wie das lacht und lügt! O dieses Versteckspielen, diese Unaufrichtigkeit! Mit welcher Freude sie mein Herz zerstücken! Der eine mit dem prahlerischen Bewußtsein seiner siegesgewissen Jugend, und die andere! — Aber jetzt Ruhe, mein Herz! Nur die Freundin will und muß ich noch begrüßen, muß endlich erfahren, wie der Traum meiner Jugend vernichtet werden konnte, muß es gerade jetzt erfahren, da das erbarmungslose Schicksal in neuem Leide das alte Leid wieder erweckt — und dann wieder weiter, weiter! — möglichst weit! (Er erblickt Frau Massow, geht auf sie zu, herzlichst.) Meine liebe, liebe Freundin!

Emma (ihm die Hand reichend).

Mein lieber Harold! Wie freue ich mich!

Harold.

So kann ich Ihnen denn endlich mit einem warmen Händedruck für Alles, was Sie für mich gethan haben, herzlich, herzlich danken!

Emma.

Und wie vortrefflich sehen Sie aus! — nur etwas schwermüthig . . .

Harold.

Ach sprechen Sie nicht von mir! Verzeihen Sie meine Ungeduld! Lassen Sie mich nur die eine Frage an Sie richten, die mir auf den Lippen brennt: — Marianne?! Eberhard hat mir gewisse Andeutungen gemacht, die ich nicht verstanden habe. Nach Ihnen hat sie verlangt! — Sprechen Sie! Sagen Sie mir Alles! Ich bin gefaßt.

Emma (nach einer kleinen Pause.)

Wenn ich daran zurückdenke, wie wir uns bangten und abhärmten, als nach einem halben Jahre Ihre Briefe aufhörten, und wie wir trauerten! . . .

Harold.

Und Marianne?

Emma.

Die Aermste war nicht wieder zu erkennen. Zu mir flüchtete sie sich, um sich auszuweinen. So vergingen wohl sechs, sieben trübe, freudlose Monde; das fürchterliche Schweigen dauerte an, und da mußten wir's ja glauben! — Da lernte sie Eberhard kennen, der sich leidenschaftlich in sie verliebte. — Aber mein Bericht thut Ihnen weh, Harold!

Harold.

Ja, aber ich bitte Sie, fahren Sie fort, liebe Freundin! Ich muß die volle Wahrheit erfahren! — Marianne?!

Emma.

Eberhards tiefe und wahre Liebe war ihr zunächst ein Trost, rührte sie dann und beglückte sie zuletzt. Und so ward sie seine Frau — etwa ein Jahr nach dem Eintreffen der Trauerbotschaft. Sie lebte wieder auf. Der gute Eberhard trug sie auf Händen, sie war reizend, sie war Aller Liebling — und zu allem Glücke kam noch das Kind! . . .

Harold.

Es war ihr Tod — ich weiß das traurige Ende.

Emma

(innig, aber im einfachsten, natürlichen Erzählertone).

Sie können nicht wissen, wie traurig es war! Luise war zwei oder drei Tage alt, als die Nachricht eintraf, daß Ihr gerettet seid, lebt, wiederkehrt. Das war ein Jubel! Mir erstarrte das Blut in den Adern, als mir die Kunde kam; denn ich dachte an Mariannen, der jetzt eine jede starke

Gemüthsbewegung den Tod bringen konnte. Eberhard wußte nichts! — Wenn er nur in seiner ahnungslosen Freude keine Unvorsichtigkeit begeht — wenn er ihr nur nichts sagt — nur jetzt nicht! Ich eilte zu Eberhard. Es fiel mir centnerschwer von der Brust, als er mir lächelnd entgegentrat! — Ich erkundigte mich nach der jungen Mutter, nach der Kleinen, und lenkte dann das Gespräch auf die große Neuigkeit des Tages, auf die bevorstehende Rückkehr der Expedition. „Sagen Sie nur Mariannen nichts", bemerkte ich so nebenbei, „es könnte sie aufregen". „Ich hab's ihr schon gesagt", gab er unbefangen zur Antwort. „Sie kennen ja meine Frau, sie will ja Alles erfahren, was vorgeht. Und überdies hat sie ja auch meinen filius persönlich kennen gelernt — die Freude schadet nie!" — Ich war vor Entsetzen wie gelähmt und konnte kein Wort hervorbringen . . .

Harold (bewegt, erhebt sich.)

Und Sie glauben, daß Marianne in Folge der Mittheilung . . .

Emma

(nickt traurig, steht auf und fährt in derselben einfachen Weise, wie vorher, ohne alles Pathos fort.)

Am Morgen des folgenden Tages wurde ich ganz früh geweckt. Marianne hatte nach mir verlangt . . . Als ich unbemerkt in das Zimmer trat, hielt Eberhard ihre Hand, zwei Aerzte sprachen leise mit einander. Der ältere ging schweigsam an mir vorüber, der jüngere folgte ihm bald, blieb aber erst bei Eberhard stehen, klopfte ihm auf die Schulter und sagte ihm irgend etwas. Marianne warf sich unruhig auf ihrem Lager hin und her — ich verstand nicht, was sie sagte. Eberhard suchte sie zu beschwichtigen. Da hörte ich: „ich muß Dir noch etwas sagen!" und sie wiederholte diese Worte mehrmals mit immer wachsender Unruhe und angstvoller Dringlichkeit. Ihr Gesicht glühte: „Geliebter Mann, vergieb mir", hauchte sie, „daß ich ihn geliebt habe". — „Ja Kind", entgegnete Eberhard gutmüthig; er glaubte, sie phantasire. „Aber Du weißt ja gar nicht!" rief sie mit einem

spitzen, unwilligen Tone und einer unwilligen Bewegung wie ein unartiges Kind, „frage doch!“ und dann lallte sie wieder Unzusammenhängendes und Unverständliches. — Nach einigen Augenblicken schnellte sie auf, als wäre eine merkwürdige Kraft über sie gekommen, und sie sprach ganz deutlich: „Vergieb mir, und er soll mir vergeben!“ — „Wer denn?“ fragte Eberhard zärtlich, blos, um ihr den Willen zu thun. — Da wurde ihr mattes Auge unheimlich groß und loderte auf; aus den halboffnen, brennendheißen Lippen athmete sie hart und hastig, ihre Brust hob sich noch einmal tief auf, als wolle sie in einer letzten Anstrengung Alles, was ihr noch an Lebenskraft verblieben war, zu dem einen Worte erzwingen. Aber nur ein trostloser Seufzer entrang sich der gemarterten Brust: langsam, als wolle sie sich bequem betten, legte sie den schönen Kopf auf das Kissen, lächelte bitter — und starb!

Harold.

Die arme, arme Frau!

Emma.

Und der arme Mann!

Harold.

Ja, der arme Eberhard! Ist denn unser ganzes Leben nichts als ein ewiges Klagen um Sterben?

Emma.

Nichts weiter, Harold! So sagen wir, die Alten, die Vernünftigen! (Im Nebenzimmer wird mit den Gläsern angestoßen. Gleich darauf werden die jungen Leute im Hintergrunde des zweiten Zimmers sichtbar Grete setzt sich an's Klavier. Koebke und Vincenz stellen sich neben sie [den Rücken gegen das Publikum], Leopoldine, als Zuhörerin, etwas mehr nach vorn.) Die da sind zwar die Unvernünftigen, aber die Glücklicheren, die Jüngeren, die es uns schwerlich glauben würden.

(Im Nebenzimmer wird nur von zwei Männerstimmen mit Klavierbegleitung leise das Lied angestimmt:

Was hab' ich denn meinem Feinsliebchen gethan?
Es geht ja vorüber und schaut mich nicht an.
Es schlägt seine Aeuglein wohl unter sich
|: Und hat einen anderen viel lieber noch als mich :|) *)

Und während wir der alten Zeiten gedenken, freuen sie sich des Augenblickes und singen! Alles zu seiner Zeit!

Harold.

Alles zu seiner Zeit! — (Für sich mit bitterm Lächeln wiederholend.) „So sagen wir, die Alten, die Vernünftigen!" Und ich wollte jung sein und hoffen? (Sich aufraffend, laut.) Mir ist der Kopf so benommen! — Ich sehne mich in's Freie! (Er nimmt seinen Hut und lauscht auf den Gesang.) Was ist doch das? —

Emma.

Das alte Volkslied: „Laß ab von der Liebe!"

(Im Nebenzimmer wird der Vers angestimmt:

Die hohen, hohen Berge, das tiefe, tiefe Thal! —
Da sah ich mein Schätzle das allerletztemal!
Die stillen, stillen Wasser, die haben keinen Grund,
|: Laß ab von der Liebe, sie ist dir nicht gesund! :|)

Harold
(während der zweite Vers des Volksliedes gesungen wird).

Das alte Lied! — Ich habe es lange nicht gehört! „Laß ab von der Liebe!" — — Marianne!

(Luise erscheint an der Thür).

Harold (schmerzlich).

Leben Sie wohl, mein Fräulein! (Mit voller Innigkeit.) Leben Sie wohl!

(Während er sich zum Gehen wendet, Luise sich langsam auf einen Stuhl niederläßt, und die letzten Worte des Volksliedes erklingen, fällt der Vorhang.)

---

*) Siehe die Melodie am Schlusse.

Vierter Act.

Der Garten hinter Eberhards Hause.

Vorn rechts und links gemüthliche Sitzplätze unter alten hohen Bäumen. Der Weg nach der Straße wird rechts im Hintergrunde angenommen.

Erste Scene.

Eberhard. Grete (von rechts).

Eberhard.

Ah, Gretchen!

Grete.

Guten Morgen, lieber Onkel.

Eberhard.

Was führt Dich denn zu so früher Stunde hierher?

Grete.

Ich dachte, ich käme schon zu spät. Herr Koebke ist doch noch nicht hier gewesen?

Eberhard.

Herr Koebke? Nein.

Grete.

Gottlob!

Eberhard.

Den erwarte ich auch gar nicht.

Grete.

Er kommt aber.

Eberhard.

Woher weißt Du denn das?

Grete.

Er hat es mir selbst gesagt — zwischen 11 und 12 Uhr — (Sie sieht nach der Uhr.) Fünf Minuten über 11. — Er will sich ja das Portrait, das in Deinem Arbeitszimmer hängt, ansehen.

Eberhard.

Das Portrait meiner Frau? Zu welchem Zwecke?

Grete.

Er wird es Dir schon auseinandersetzen.

Eberhard.

Und da mußtest Du natürlich auch dabei sein?

Grete.

Ja.

Eberhard.

So? Demnach gilt der Besuch eigentlich . . .

Grete.

Dir lieber Onkel! Ich komme zu Dir. Ich muß mit Dir sprechen — in meiner Herzensangst und von einer Herzensangelegenheit.

Eberhard.

Das wäre!

Grete.

Ja! Du mußt mir helfen! Mama hat nämlich bis jetzt von der ganzen Sache noch keine Ahnung, und ich weiß nicht, wie ich's anfangen soll. Da habe ich mir gedacht, daß Du vielleicht bei guter Gelegenheit ein Wort fallen lassen könntest — weißt Du? — um sie darauf vorzubereiten . . .

Eberhard.

Wenn Du nur die Güte haben wolltest, mir ungefähr zu sagen . . .

Grete.

Ja so! — Ach, lieber Onkel, ich stehe vor einer Entscheidung! —

Eberhard.

Was Du sagst!

Grete.

Ja, und ich bin nun auf Alles gefaßt! — Gestern Abend fing er zunächst wieder wie gewöhnlich mit seinen Späßen an. Dann aber, bei Tische, wurde er ziemlich vernünftig, und da war er wirklich ganz reizend. Deshalb sagte ich ihm auch, als er mir gute Nacht wünschte, ein paar freundlichere Worte, und da antwortete er mir: „Das war heute blos leichtes Geplänkel; nächstens gehe ich zum Sturmangriff über.“ Heute in aller Frühe hat er mir nun eine Schachtel mit Pralinés geschickt, — doch sehr niedlich, nicht wahr? — auf den Deckel eine große Kanone gezeichnet und darunter geschrieben: „Wenn man eine Festung erobern will, muß man mit schwerem Geschütz kommen . . .“ Du verstehst nun —

Eberhard.

So ziemlich! Wenn Du der Vollständigkeit halber noch hinzufügst, daß es sich um Herrn Koebke handelt, so läßt Dein Bericht an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig. Und die Mama weiß noch nichts?

Grete.

Noch keine Silbe!

Eberhard.

Weswegen willst Du es ihr nicht sagen? Erfahren muß sie es ja doch!

Grete.

Ich habe Angst, Onkel!

Eberhard (lächelnd).

Vor ihrer Strenge? Du armes, verschüchtertes, mißhandeltes Kind!

Grete.

Nicht vor ihrer Strenge — Mama ist ja so lieb! Ich habe Angst — wie soll ich das nur sagen? — Angst, daß sie es mir gar nicht zutraut, daß sie mich auslacht. Siehst Du, Du lachst auch! Ach es ist wirklich ein Unglück, wenn man eine Schwester hat, die ein paar Jahre älter ist! Dann soll man beständig ein Kind bleiben. Suche doch der Mama das auszureden! Mach ihr klar, daß ich allmählich an meine Bestimmung denken muß, daß ich eine ernsthafte Natur bin, daß ich Pflichten und Grundsätze habe . . . Du glaubst es wohl auch nicht?

Eberhard.

Doch, doch! Aber Gretchen, es ist schon besser, wenn Du das selbst Deiner Mama ganz ruhig mit Deinem überzeugenden sittlichen Ernst auseinandersetzest. Das wirkt mehr!

Grete.

Meinst Du?

Eberhard.

Einstweilen will ich Dir Luisen schicken, die sich auf solche Geständnisse etwas besser verstehen muß. Ich habe sie heute noch gar nicht gesehen. Es ist wohl gestern wieder etwas spät geworden?

Grete.

Doch nicht.

Eberhard.

Außerdem habe ich noch eine Kleinigkeit zu erledigen . . .

Grete.

Nimm nur auf mich keine Rücksicht, lieber Onkel. Ich bleibe jetzt ganz gern meinen Gedanken allein überlassen. Ich will's versuchen, die Sache mit mir abzumachen.

Eberhard.

Versuche es! Denke inzwischen über Deine Bestimmung nach, über Deine Pflichten und Grundsätze — ich schicke Dir Luisen. Auf Wiedersehen! (Ab, in das Haus.)

Zweite Scene.

Grete, dann Koebke.

Grete.

Nun möchte ich blos wissen, wie man sich in einer solchen Situation zu benehmen hat. Wenn er mir sagt . . . Er wird's wohl nicht gleich sagen! Aber wenn er's sagt, nun, dann bitte ich ihn, mich allein zu lassen, und dann werde ich mich schon auf etwas Vernünftiges besinnen . . . Ach, da kommt er!

Koebke.

Fräulein Gretchen! — Das ist aber eine angenehme Ueberraschung! Ich habe es mir nämlich gedacht, daß ich das Vergnügen haben würde, Sie zufällig hier zu treffen.

Grete.

Seien Sie doch nicht so furchtbar eingebildet! Sie meinen wohl am Ende gar, daß ich Ihretwegen . . . .

Koebke.

Gott behüte! Ich habe nur meinem guten Sterne und meinem ahnungsvollen Herzen vertraut.

Grete.

Fangen Sie nur nicht gleich so an! — Uebrigens . . . Ich muß mich ja bei Ihnen noch bedanken.

Koebke.

So?

Grete.

Also Sie sind wirklich entschlossen, zum Sturmangriff überzugehen?

Koebke.

Fest entschlossen! Ich warte blos auf den ersten günstigen Augenblick . . . (Er sieht sich um.) Wir sind allein — Herbstsonne, die Blätter rauschen — mehr kann man eigentlich nicht verlangen. Wie wär's?

Grete.

Ach, lieber Herr Julius, bitte, bitte, jetzt noch nicht! — — Das muß doch auch viel feierlicher sein!

Koebke.

Wie Sie befehlen! Aber ein reizendes Mädchen sind Sie doch — das muß ich Ihnen wenigstens in aller Eile sagen.

Grete.

Wie soll ich das nun wieder verstehen?

Koebke.

Zu gehöriger Stunde werde ich Ihnen das mit einer Feierlichkeit und Aufrichtigkeit auseinandersetzen, die Ihr Staunen und Ihre Bewunderung erregen sollen.

Grete.

Ach, Sie sind ein schrecklicher Mensch! Bei Ihnen weiß man nie, wie Sie es meinen, und wenn man denkt . . .

Koebke.

Ist's denn nöthig, daß ich schöne Worte wähle, um Ihnen zu sagen, was Sie ja längst wissen müssen?

Grete.

Man hört es doch gern. Nun sagen Sie es mir auch lieber gleich — aber ganz leise und schnell!

Koebke.

Nun also: ich habe Sie lieb . . .

Grete.

Weiter, weiter!

Koebke

Lieber als Alles! Ich glaube, wir passen zusammen.

Grete.

Weiter, weiter!

Koebke.

Und ich werde Sie also sehr wahrscheinlich eines Tages heirathen, wenn Sie mich haben wollen.

Grete.

Ach Gott, ach Gott! Es ist schrecklich! — Weiter!

Koebke.

Weiter wäre es wohl für den Augenblick nichts.

Grete (nach einer kleinen Pause).

Sagen Sie: war das nun eben eine Liebeserklärung?

Koebke.

So etwas Aehnliches wird es wohl gewesen sein?

Grete.

Das habe ich mir nun ganz anders gedacht! — — Und darauf habe ich mich mein ganzes Leben gefreut!

Koebke.

Das nächstemal treffe ich es vielleicht besser.

Grete.

Jetzt gehen Sie nur! Sonst merken es die andern! — Und ich will mit mir allein bleiben. —

Koebke.

Ist das Alles, was Sie mir zu sagen haben?

Grete (verlegen).

Sie wollten sich ja das Portrait von Luisens Mutter ansehen!

Koebke.

Das war allerdings ursprünglich der Hauptzweck meines Besuches.

Grete.

Luise!

Dritte Scene.

Koebke, Grete, Luise

(mit einem Buche. Die jungen Mädchen drücken sich die Hand).

Koebke (nachdem er Luisen begrüßt).

Sie errathen wohl den Zweck meines Kommens?

Luise.

Sie wollen sich das Bild meiner Mutter ansehen? Wollen Sie mir folgen?

Grete.

Bleib nur! Ich weiß ja, wo es hängt, ich führe Sie! (Leise.) Ich habe es mir überlegt. Ich will Sie doch lieber begleiten!

Koebke.

Das ist gescheidt! (Er reicht ihr den Arm, spricht beim Abgehen vertraulich mit Greten und beugt seinen Kopf dicht an den ihrigen. Grete wendet sich um; als sie sich überzeugt, daß Luise sich vorn gesetzt hat und sie nicht beobachtet, lehnt sie den Kopf langsam zu Koebke hinüber. Dieser küßt ihr die Stirn. Grete wendet sich nochmals um. Koebke sagt, um sie zu beruhigen.) Niemand hat's gesehen.

Grete.

Nun wäre es mir auch gleichgültig, Julius. (Sie treten in das Haus.)

Vierte Scene.

Luise (sich die Stirn drückend).

So ist's mir auch lieber! Ich weiß gar nicht, was sie gesagt haben. Mir ist das Herz so voll, der Kopf so

leer und doch so schwer! — Wenn er nur schon fort wäre! Dann wäre ich ruhiger! — Er hat Unrecht gethan! Er durfte nicht so mit mir sprechen — Er nicht! (Sie liest.)

Spät kehrt' ich zurück in die Heimat,
Ein Müder nach irrem Lauf —
Es stieg am heimischen Himmel
Die andere Sonne schon auf!

Die andere Sonne! — Ich weiß nicht, wie oft ich's heute Morgen schon gelesen habe! — Die andere Sonne! Es wäre ritterlicher gewesen, wenn er mich vor der Gefahr gewarnt hätte. Er durfte mich nicht in dem Glauben bestärken, daß ich mich arglos seinem Schutze anvertrauen könne, um mir dann auf einmal zu sagen: ich habe es mir anders überlegt, ich gehe, finden Sie sich nun mit Ihren Empfindungen zurecht! Das durfte er nicht!

Fünfte Scene.

Luise. Eberhard.

Eberhard.

Nun, Luise, wo hast Du denn Gretchen gelassen?

Luise.

Gretchen? — Ich weiß es nicht. — Ach, doch! Sie ist da — sie kommt gleich wieder —

Eberhard.

Du hast mir noch nicht einmal guten Morgen gewünscht.

Luise.

Guten Morgen, lieber Vater. Verzeihe! Ich bin etwas zerstreut und abgespannt.

Eberhard.

Bist Du leidend, Kind?

Luise.

Nicht leidend, aber ich fühle mich auch nicht ganz wohl. Wie das so kommt! — Es wird schon vorübergehen. Ich habe zu lesen versucht, aber ich kann meine Gedanken nicht recht zusammenhalten.

Eberhard.

Was liest Du denn da? (Er nimmt ihr das Buch aus der Hand.) Da ist ja ein Vers angestrichen:

„Spät kehrt' ich zurück in die Heimat,
Ein Müder nach irrem Lauf."

Was ist denn das? (Er schlägt das Titelblatt auf.) Gedichte von Chamisso. (Scherzhaft mit dem Finger drohend.) Du, Du! — Herr Koebke! —

Luise.

Ich bitte Dich, Vater, laß den Scherz!

Eberhard.

Was ist Dir denn? Du bist ja in einer merkwürdig gereizten Stimmung!

Luise
(lehnt den Kopf an Eberhards Brust).

Ach, Vater!

Eberhard.

Und nun gar traurig! Kind, Du beängstigst mich! Ich fühle mich so frisch und heiter wie seit Jahren nicht. Nun ich Harold wiedergesehen, nun empfinde ich erst, was ich habe entbehren müssen, und was mir in ihm beschieden ist. Der Freund hat mir gefehlt, und ich habe ihn jetzt gefunden!

Luise.

Hast Du es denn darauf abgesehen, mir wehe zu thun?

Eberhard
(ihr liebkosend die Haare streichelnd).

Du solltest ihm dankbar sein, Luise! Er bringt Deinem Vater noch einmal den warmen Sonnenschein mit aus der schönen Jugendzeit! (Luise steht auf.) Nun, was soll's?

Luise.

Laß mich nur! — Ich will — ich muß — ach ja, ich muß Greten aufsuchen. — Ich komme gleich wieder! (Sie geht schnell ab.)

Eberhard (ihr nachblickend).

Ja, was ist denn das? Ist das mein ruhiges heiteres Kind? Sollte es sich wirklich in dem kleinen Herzen da regen, und der Tag, der meine Vaterliebe auf die härteste Probe stellen wird, so schnell hereinbrechen! . . . Wer könnte mir das anthun?

Sechste Scene.

Eberhard. Edmund.

Edmund.

Ich habe ohne Zweifel die Ehre, Herrn Professor Eberhard zu sprechen.

Eberhard.

Mein Name ist Eberhard.

Edmund.

Mit der Nennung meines Namens wäre Ihnen vorläufig noch nicht viel gedient, Sie haben ihn jedenfalls mit der Person vergessen. Vielleicht werden Sie sich aber meiner doch erinnern, wenn ich Ihnen einige Thatsachen in's Gedächtniß zurückrufe . . .

Eberhard.

Ich erinnere mich in der That nicht . . .

Edmund.

Das ist ganz erklärlich. Es sind darüber wohl an die zwanzig Jahre in's Land gegangen! Ich war der Jugendfreund Helders und der Vormund seiner Tochter Marianne, Ihrer Frau.

Eberhard.

Herr Maler Werther! —

Edmund.

Edmund Werther, damals Maler! — Ich bin's nicht mehr! Ich habe meine Malereien längst an den Nagel gehängt oder vielmehr in die Ecke gestellt, wo sie sich besser ausnehmen; aber ich komme trotzdem mit den Malern noch häufig zusammen. Jetzt eben habe ich in einem Atelier zu thun gehabt. Ich habe ein Bild, ein angefangenes Portrait, aus der Wohnung des Herrn Jordan abgeholt und es zu Herrn Koebke gebracht. Bei Herrn Jordan habe ich nun etwas gefunden, das mich einigermaßen beunruhigt — es gehört nicht dahin! Hier! (Er reicht ihm das Medaillon.)

Eberhard (erstaunt).

Das Medaillon meiner Tochter!

Edmund

Das habe ich vorausgesetzt.

Eberhard.

Und das haben Sie aus dem Atelier des Herrn Jordan mitgenommen?

Edmund.

Ja, da lag's auf dem Tische — unter tausend Schnurrpfeifereien!

Eberhard.

Sonderbar, den Zusammenhang verstehe ich nicht.

Edmund.

Vielleicht hat's Ihre Tochter im Atelier vergessen. Sie ist nämlich dort gesehen worden.

Eberhard (erstaunt).

So?!

Edmund.

Zufälligerweise hinter einer spanischen Wand, also gleichsam versteckt; — und nun ist die Stadt voll davon. Sie wissen ja, wie ein Gerede entsteht.

Eberhard.

Ich weiß: Luise hat nichts Unerlaubtes gethan, das ist das Entscheidende. Wir wollen einmal sehen, wer es länger aushält, die schuldlose Wahrheit oder die beschuldigende Klatschsucht.

Edmund.

Aber in der Zwischenzeit! — Unsre sittliche Gesellschaft hat bekanntlich das Geschäft des Anschwärzens und Verdächtigens zu einer unheimlichen Virtuosität herausgebildet, und wir haben, wie zu Basilios Zeiten, gerade in unsrer guten Stadt Leute von einer Geschicklichkeit! — Nun, das geht mich weiter nichts an! Aber ich kenne Herrn Jordan und traue ihm allerhand — Unbesonnenheiten zu. Vielleicht kommt ihm das Gerede ganz gelegen. Und deshalb habe ich mich auf den Weg zu Ihnen gemacht, um Ihnen aus alter Anhänglichkeit zu sagen: Uebereilen Sie sich nicht, Herr Professor! Und suchen Sie Ihrer Tochter die Augen zu öffnen.

Eberhard.

Ich danke Ihnen, Herr Werther! — Und wahrhaftig (Nach rechts zeigend.) Sie haben Recht! Der Wolf in der Fabel! Da kommt Herr Vincenz Jordan.

Edmund.

Sie sprechen doch wohl am liebsten mit ihm unter vier Augen? (Während er bei Seite tritt.) Ich gehe hier so lange ein bischen spazieren.

Eberhard.

Da bin ich doch wirklich begierig! —

Siebente Scene.

Eberhard. Vincenz.

Vincenz (grüßend).

Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, Herr Professor?

Eberhard.

Ich danke für die theilnahmvolle Frage. Was verschafft mir das Vergnügen? . . .

Vincenz.

Herr Professor, hören Sie mich mit einigem Wohlwollen an! Ihr Fräulein Tochter hat — wie soll ich sagen, ich finde nicht das richtige Wort — eine unvorsichtige Freundlichkeit begangen. Sie ist gestern mit Frau von Mosberg bei mir im Atelier gewesen und hat meinem Collegen Koebke zu einer Portraitstudie gesessen . . .

Eberhard.

Ich wußte das bereits.

Vincenz (erstaunt).

So! (Halblaut für sich.) Das ist schade! (Laut.) Herr Professor, die thörichtsten Gerüchte . . .

Eberhard.

Ich weiß, Herr Jordan.

Vincenz.

Das wissen Sie auch schon? — Ja, aber was soll denn nun geschehen? Denn es muß etwas geschehen, glauben Sie mir! Die Leute gratuliren mir schon.

Eberhard.

Ich würde Ihnen rathen, keine Gratulation anzunehmen.

Vincenz.

Ich weiß gar nicht, was ich für ein Gesicht dazu machen soll.

Eberhard.

Da kann ich Ihnen leider keinen Rath geben.

Vincenz.

Ach, Herr Professor, wenn es mir doch gelänge, Sie von dem tief sittlichen Ernste meiner Lebensanschauungen zu überzeugen! Aber ich bin eben ein Mensch, der nach innen lebt! Ich kann nicht viel sprechen, aber handeln will ich! Der wahre Freund zeigt sich in der Noth, und ich erbiete mich, Ihnen als Freund zur Seite zu stehen. Was ich für Fräulein Luise empfinde — Sie wissen es! Es ist ganz lächerlich! Aber ich kann's nicht ändern! Und meine starke Neigung wächst mit jedem Augenblicke! Wenn Sie den sehnlichsten Wunsch meines Herzens erfüllen, so ist dem unnützen Geschwätz mit einem Schlage ein Ende gemacht, so ist Alles erklärt! Dann ist Alles so einfach! . . .

Eberhard.

Haben Sie mit meiner Tochter schon von Ihrer starken Neigung gesprochen?

Vincenz (lächelnd.)

Auch das wohl . . .

Eberhard.

Und hat sie Ihnen durch irgend etwas Bestimmtes zu verstehen gegeben, daß Sie ihr nicht gleichgültig sind?

Vincenz (selbstgefällig).

Versteht sich! . . . Sie hat mich mit einer auffallenden Kälte, ja beinahe mit Schroffheit behandelt, sie hat sich gestern bei Frau Massow in sehr verdächtiger Weise von mir fern gehalten und den ganzen Abend lang kein Wort, keine Silbe mit mir gesprochen . . .

Eberhard.

Das ist allerdings verdächtig, aber ich meinte eigentlich etwas Anderes Es könnte ja sein, daß sie, um Ihnen einen Gefallen zu thun, vielleicht um einer Caprice von Ihnen gerecht zu werden, sich vielleicht von einem Gegenstande getrennt hätte, der ihr theuer ist, — etwa von einem Schmucke — einem Medaillon . . .

Vincenz.

Von einem Medaillon? — Jetzt verstehe ich Sie nicht, Herr Professor.

Eberhard.

Um so besser, Herr Jordan. Nun, Ihr energisches Eintreten für die Ruhe meiner Familie verpflichtet mich allerdings zu Dank; ich finde es ja sehr anerkennenswerth, daß Sie, um unnützen Redereien ein Ende zu machen, sich tapfer in die Ehe hineinstürzen wollen —

Vincenz.

Bitte, bitte!

Eberhard.

Aber ich finde Ihren Heroismus etwas zu radical, und ich denke, wir lassen die Leute lieber noch ein bischen schwatzen. Ich würde an Ihrer Stelle — ich meine für künftige Fälle — an den Vater immer erst dann mit einem formellen Antrag herantreten, wenn ich der Tochter ganz, aber auch ganz und gar sicher wäre.

Vincenz.

So? . . . Das ist auch ein Gesichtspunkt. Indessen . . .

Achte Scene.

Edmund (der während der letzten Worte Eberhards aufgetreten ist).
Vincenz. Eberhard.

Edmund.

Ich hätte das an Ihrer Stelle schon längst verstanden Herr Jordan!

Vincenz.

Edmund! — (Leise.) Habe ich mich vielleicht bei Dir zu bedanken?

Edmund (verächtlich lächelnd).

Vielleicht! (Zu Eberhard.) Dürfte ich wohl dieser Tage, so um 6 Uhr Nachmittags, wenn's anfängt schummrig zu werden, hier vorsprechen? Ich möchte mir doch noch einmal mein Bild ansehen!

Eberhard.

Sie sind mir zu jeder Zeit herzlich willkommen! Also auf Wiedersehen, Herr Werther!

Edmund
(nachdem er sich verbeugt hat).

Kommen Sie nur, Herr Jordan! (Mit Beziehung.) Wir haben ja doch denselben Weg! (Er geht langsam ab.)

Vincenz (für sich).

Das war wieder nichts! (Eine Rose, die er vom Strauch gepflückt hat, im Knopfloch befestigend.) Nun probirt man's eben wo anders! (Zu Eberhard.) Ich habe die Ehre . . . (Eberhard grüßt; Vincenz am Ausgange sich umwendend.) Sie empfehlen mich wohl Ihrem Fräulein Tochter? (Er geht vergnügt ab.)

Neunte Scene.

Eberhard — dann Luise.

Eberhard.

Die Sache ist mir doch peinlich! (In das Haus rufend.) Luise! Und ich muß ihr das sagen!

Luise (im Fenster).

Riefst Du mich?

Eberhard.

Ich habe mit Dir zu reden.

Luise.

Ich komme.

Eberhard.

Wenn sie sich auch nichts Böses dabei gedacht hat — sie hätte es nicht thun sollen. (Luise tritt auf.) Luise! Du hast zum erstenmale Heimlichkeiten vor mir gehabt, und Du hast mich dadurch betrübt.

Luise.

Vater!

Eberhard (ruhig, ohne Heftigkeit).

Ich bitte Dich, laß mich ausreden! Du bist doch ohne mein Wissen und sogar wider meinen Willen im Atelier gewesen und hast den Wunsch des Herrn Koebke erfüllt.

Luise.

Aber Du weißt ja nicht, Vater . . .

Eberhard.

Ich brauche nichts als diese Thatsache zu wissen. Du magst von den freundlichsten Absichten bestimmt gewesen sein — es gilt mir gleich. — Hier! — Das hast Du, wie

es scheint, vergessen. Man hat es mir eben zurückgebracht. (Er giebt ihr das Medaillon.) Ich habe erwartet und hätte gewünscht, daß Du meine Gründe, auch ohne sie zu kennen, respectiren würdest. Zum erstenmale in Deinem Leben hast Du mich zu einem ernsthaften Vorwurf veranlaßt.

Luise

Wenn Du mich nur hören wolltest!

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Harold.

(Harold tritt auf und bleibt hinten stehen.)

Eberhard.

Du magst mir sagen, was Du willst! — An der Thatsache, daß Du Dich von Herrn Koebke hast malen lassen, vermagst Du nichts zu ändern. Und wer steht Dir denn dafür, daß das, was Du arglos gethan, mir nicht noch Kummer und Schmerz bereitet? Wenn nun Jemand dahinter steckte, der mir feindlich gesinnt wäre und mich, Deinen Vater, mit Deinem Bilde wie mit einer listig errungenen Trophäe gar verhöhnte! Du wußtest nicht, konntest nicht wissen, was Du thatest, und deshalb hättest Du mir blindlings folgen sollen.

Luise.

Vater, Du beschuldigst mich und gönnst mir kein Wort der Vertheidigung! Wenn ich Dir nur klar machen könnte....

Eberhard.

Du kannst es nicht —

Harold (vortretend).

Vielleicht kann ich es! (Luise wendet sich, nachdem sie Harold's Gruß erwiedert hat, bei Seite.)

Eberhard.

Fili! — Hast Du uns belauscht?

Harold.

Ich habe als unabsichtlicher Zeuge gerade genug gehört, um Dir sagen zu können, daß Fräulein Luise kein berechtigter Vorwurf treffen darf.

Eberhard.

So? was weißt Du denn davon?

Harold.

Ich habe der Sitzung beigewohnt.

Eberhard.

Dadurch wird die Sache nicht besser. Ich will Dir auch sagen, warum! — Luise, bitte, laß mich mit Harold einen Augenblick allein. (Luise geht mit einer leichten Kopfbewegung grüßend ab.)

Harold
(sie bis zum Ausgange begleitend und mit seiner Befangenheit kämpfend).

Ich werde Ihnen schon zu Ihrem Rechte verhelfen!

Luise (mit einiger Bitterkeit).

Sie? — Sie mir? . . .

Elfte Scene.

Harold. Eberhard.

Eberhard.

Vor dem Kinde konnte ich nicht sprechen! Aber Dir kann ich sagen, was mich beunruhigt. Ein Unbekannter hat von Herrn Koebke das Portrait . . .

Harold.

Ich bin vollkommen unterrichtet.

Eberhard.

Nicht vollkommen, denn Du weißt nicht, daß meine Frau kurz vor ihrem Dahinscheiden . . . Ich glaubte, das

Fieber habe ihre Sinne verwirrt. Ich hab's geglaubt neunzehn Jahre lang! Aber nun, da ich Kenntniß von dem sonderbaren Brief erhalten habe . . . Wenn das, was ich für ein Hirngespinnst gehalten, doch auf Wahrheit beruhte, wenn wirklich ein Mensch lebte, der Mariannen . . . Und dem sollte ich zu Gefallen sein? (Mit veränderter Stimme.) Ich habe ihm geschrieben. Lebt er, nun so mag er vor mich hintreten, so mag er mit rauher Hand ohne Reu und Scheu über das Unantastbare hinfahren, so mag er mir das Reinste trüben, was mir von ihr geblieben ist: die schneeig-weiße Erinnerung.

Harold.

Eberhard, so leicht Du es mir machst zu schweigen, so schwer es mir fällt zu sprechen — in dieser ernsten Stunde soll nichts Unausgesprochenes zwischen uns bestehen bleiben. Das ist der Brief, den Deine Tochter geschrieben hat. Lies ihn, Du wirst Dich überzeugen, daß Du sie unrecht beschuldigt hast! Und diesen Brief kennst Du ja — es ist der Deine. Der, den Du suchst, steht vor Dir.

Eberhard

(ist einige Schritte zurückgewichen und hat sich gesetzt. Er bedeckt die Augen mit den Händen.)

Harold! — Ach, hättest Du geschwiegen!

Harold.

Du darfst in unversehrter Reinheit die Erinnerung an das edle Weib, das Du so sehr geliebt, in Deinem Herzen bewahren — Das schwöre ich Dir! Jetzt — da ich Abschied von Dir nehme auf lange, lange Zeit — jetzt mußt Du endlich erfahren, weshalb mir die Heimat verleidet gewesen ist, weshalb ich Dir nicht begegnen wollte, dem besten Freunde, der mir den tiefsten Kummer bereitet hat! Und so reiche ich Dir denn die Hand, Alter! Schlag ein, wir haben uns nichts zu vergeben, wir haben nichts verschuldet, wir haben nur gelitten!

Eberhard (mit tiefer Empfindung.)

Gelitten hast Du — und um meinetwillen! Und nun willst Du mich verlassen? Willst' wieder ruhelos durch die Welt streifen — Du, der sich nach Ruhe sehnt? Willst mir, dem Freunde, die edelste Genugthuung rauben, die tiefe Wunde, die ich Dir geschlagen, zu heilen? — Sieh, Harold! Ich habe manchmal in unruhvollen Stunden vor dem Augenblicke gezittert, da mir der Wahn, Mariannens einzige Liebe gewesen zu sein, geraubt werden könnte. Ich meinte, die Stunde der Enthüllung, der Enttäuschung müsse die fürchterlichste meines Lebens sein. Nun ist's geschehen, und ich bin gefaßt, bin ruhig. Und auch das verdanke ich Dir! Bleib bei uns! Hier wo Dir der Freund lebt, soll Dir das Glück bereitet werden!

Harold.

Das Glück — Du kannst es mir nicht schaffen, und hier finde ich es nicht, Eberhard! Die alte Wunde ist vernarbt — sonst wäre ich nicht zu Dir zurückgekommen! Ja, ich sehnte mich nach Ruhe! Da tritt mir ein junges Mädchen in den Weg, und nun — staune über den alten Thoren — nun überfällt mich plötzlich etwas Ungeahntes, Neues, das mich bewegt, das ich zunächst nicht begreifen kann, das aber unaufhaltsam und unaufhörlich in mir treibt, verheißungsvoll keimt, sich dehnt und sprießt — und beglückt wage ich's mir endlich zu gestehen, und ich spreche das verfängliche Wort „Johannistrieb". Da, als wäre das Gefühl durch die bloße Nennung entweiht, schwindet der Zauber wie mit einem Schlage! Ja, Alter, vor einem harmlos lustigen Menschen, vor dem glücklichen jungen Maler, muß ich weichen! Was soll ich Dir sagen? Ich liebe leidenschaftlich und fühle mich nicht im Stande, Liebe zu erwecken! Hältst Du mich nun noch zurück! Brauchtest Du mir sonst zuzureden? Ich bin ja so ruhebedürftig — bin wirklich der Müde nach irrem Lauf — wie es in dem Gedichte heißt ... begreifst Du nun?

Eberhard
(nachdenklich halb für sich wiederholend).

„Ein Müder nach irrem Lauf“ — was ist doch das? (Plötzlich sich besinnend.) Ah! (Er nimmt das Buch und wirft einen Blick hinein.) Ja, fili, nun begreife ich, nun begreife ich Alles!

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Grete und **Koebke. Luise.**

(Grete und Koebke gehen in heiterem Gespräch und lachend über die Bühne, Luise folgt ihnen.)

Eberhard
(auf Koebke weisend).

Da geht er! Du siehst, mit wem! . . Und der sollte Dich verjagen? (Er geht nach hinten zu Luisen, zeigt ihr das Buch und weist dann auf Harold.) Luise, täusche ich mich?

Luise.
(verneint stumm und birgt dann unter Thränen den Kopf an Eberhards Brust).

Nun weißt Du Alles!

Eberhard (glücklich).

Beruhige Dich, mein Herz! Sonst merkt er's! — (Er führt Luisen stumm nach vorn, ihre Hand haltend.) Kind, ich habe Dir von einem Freunde gesprochen, der in mein Alter noch etwas Sonnenschein bringen sollte. Er will gehen, — der gute, thörichte Mensch, der nicht die Sonne, sondern nur den Schatten sieht und vor einem Schatten davonlaufen will. Er liebt, Luise! Er wird geliebt, Harold! (Er ergreift Harolds Hand.) Sagt Dir denn dies Lächeln, dies Erröthen nicht genug? (Während er ihre Hände zusammenführt.) Muß ich denn wirklich diese Hände, die nach einander streben, die sich suchen und sich zu finden bestimmt sind, in einander legen?

Harold
(mit tiefster Innigkeit).

Luise, ist es wahr? (Luise lächelt, er schließt sie in seine Arme.)

Eberhard (glücklich lächelnd).

Er fragt noch! In einem solchen Augenblicke läßt der Verstand den Gescheidtesten im Stich.

Luise.

Ich bin unaussprechlich glücklich! — (Mit herzlicher Rührung.) Vater, lieber Vater . . .

Harold.

Ja, Du Treuester und Bester, wie soll ich Dir danken?

Eberhard.

Ihr mir danken? Daß ich glücklich bin? Ich fürchtete, die Tochter und den Freund zu verlieren — nun behalte ich beide. Ich bin belohnt! (Grete und Koebke haben in heiterster Stimmung die Vorgänge mit freudiger Verwunderung verfolgt.)

Luise.

Grete, umarme mich!

Grete

(Luisen herzlich an sich schließend).

Ach, Du geliebtes, gutes Herz! — Braut? Das habe ich gestern schon gewußt! Als Sie uns die Geschichte vom Johannistrieb erzählten, Herr Professor — das war ja mit Händen zu greifen! Ach, wenn doch andere Leute auch erst so weit wären! Nicht war, Herr Koebke?

Koebke.
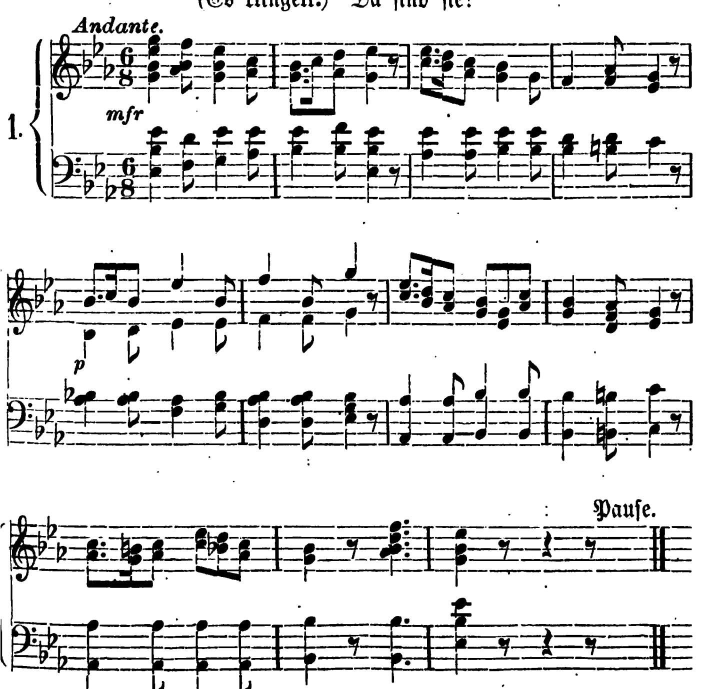
Ja, das wäre merkwürdig schön.

Der Vorhang fällt.
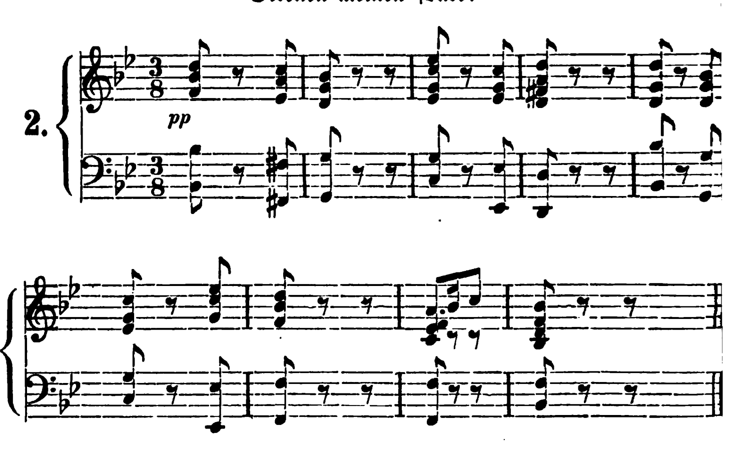
Musik-Einlage I. (Harfe.)

Von Ad. Hankel.
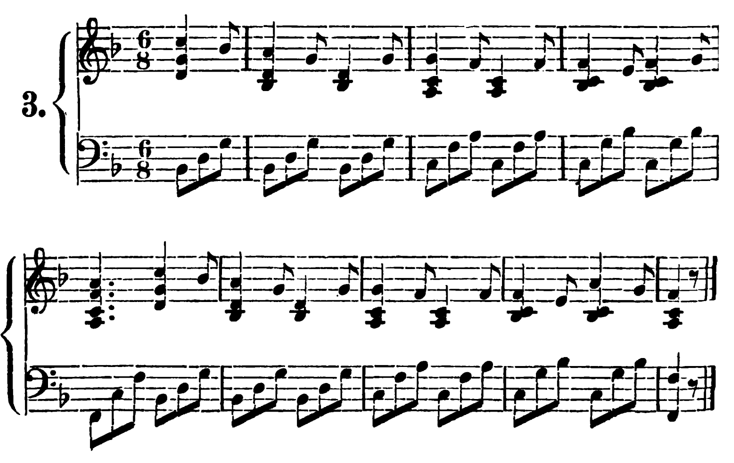
(Act II.) **(Stichwort.)** Ich heirathe aus der Verwandtschaft heraus!
(Es klingelt.) Da sind sie!
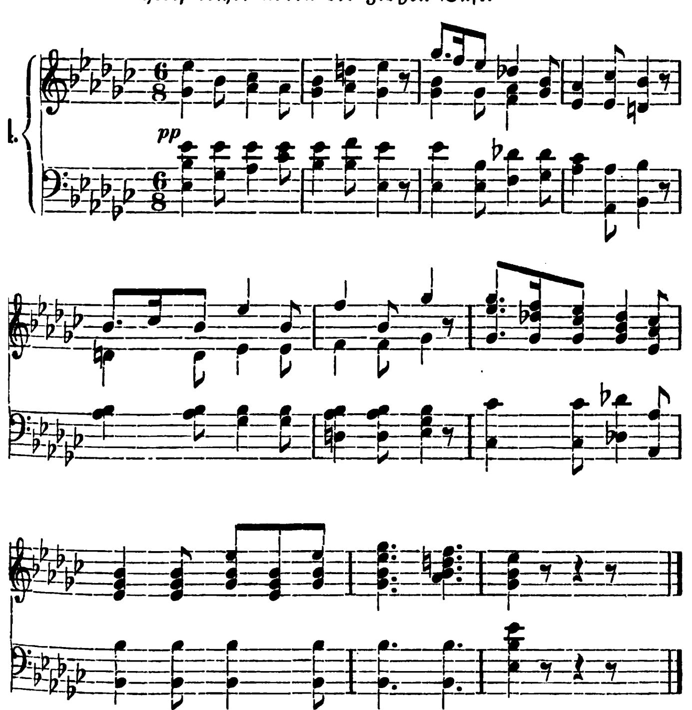


(Stichwort). O Parze! Diese Bildung! Ob er am Ende doch die Sirenen meinen sollte?



(Stichwort). E la bella Veneziana sarà sempre il mio sospir'! Das spielen Sie mir vor! abgemacht! Kommen Sie!
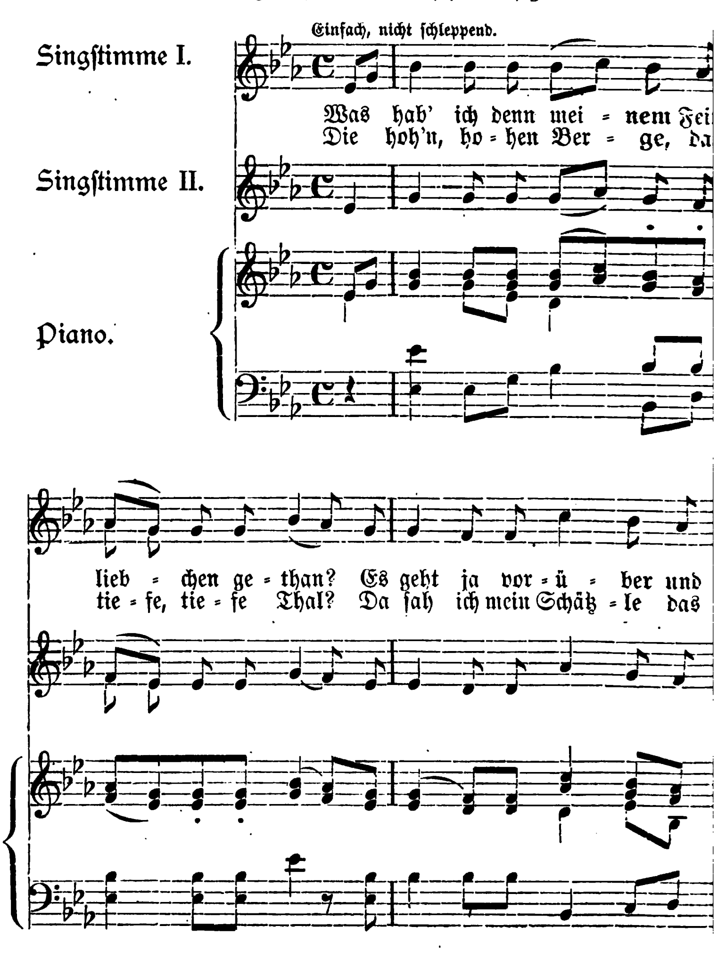


(Stichwort.) Ich danke. Das Buch? da liegt's ja! ich sehe es von hier, rechts neben der großen Vase.
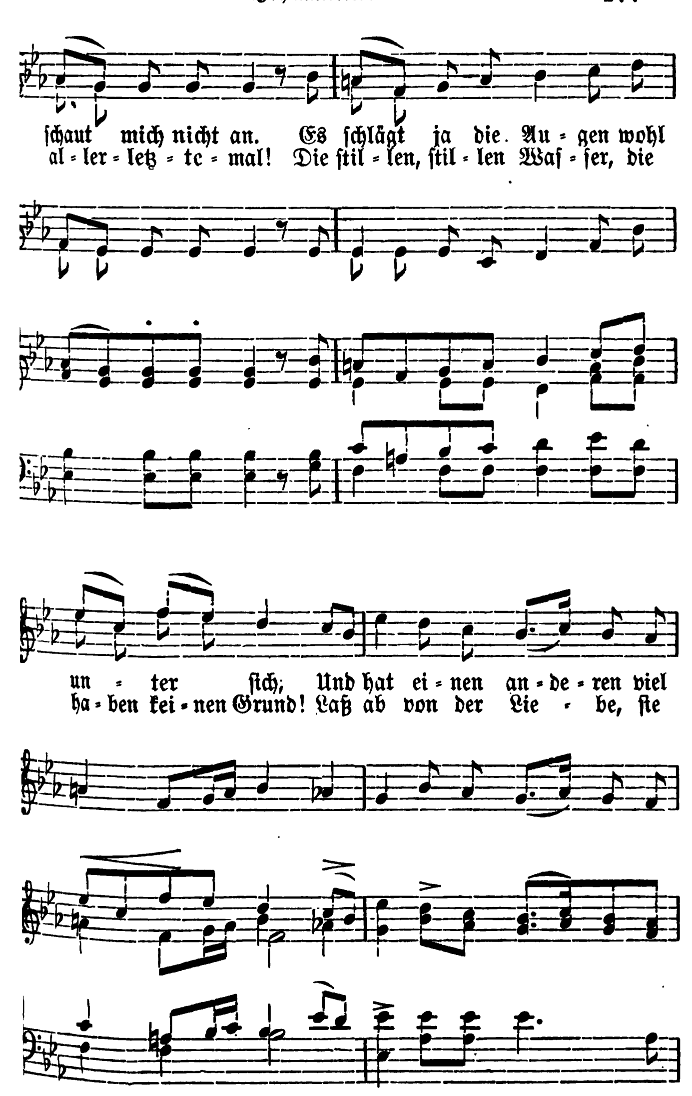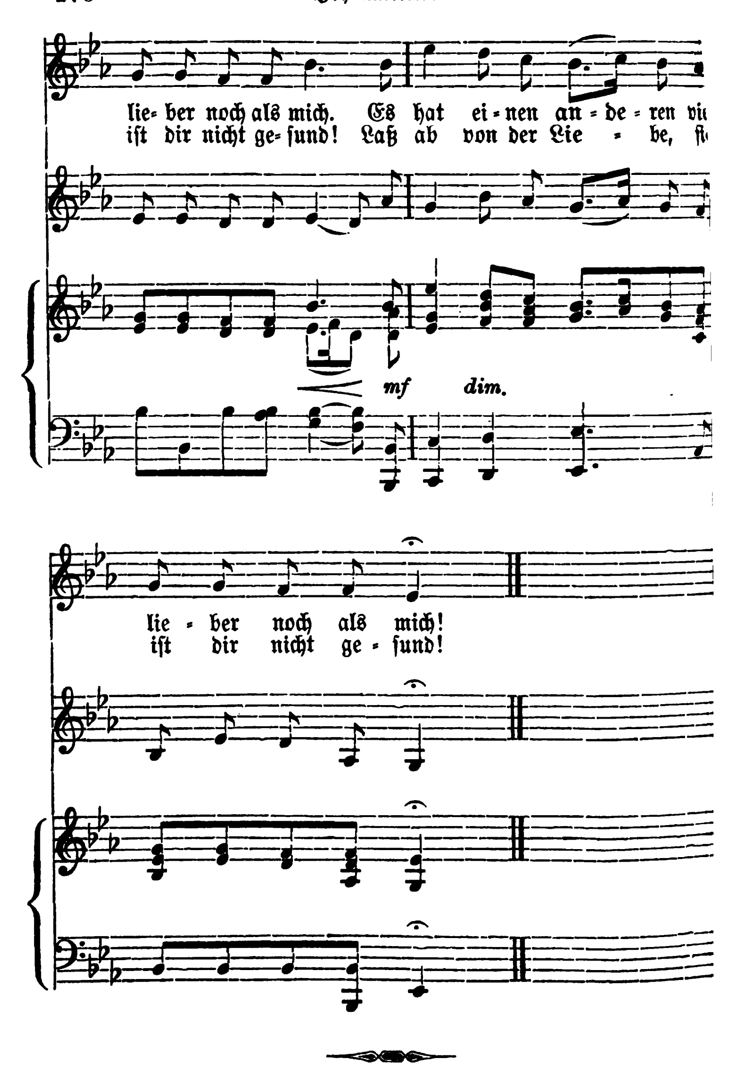


Musik-Einlage II.

(III. Act. 7. Scene.) (s. S. 248.)

(Stichwort.) Die Jüngeren, die es uns schwerlich glauben würden!




schaut mich nicht an. Es schlägt ja die Au - gen wohl
al - ler - letz - te - mal! Die stil - len, stil - len Was - ser, die
un - ter sich; Und hat ei - nen an - de - ren viel
ha - ben kei - nen Grund! Laß ab von der Lie - be, sie


lie- ber noch als mich. Es hat ei - nen an - de - ren vi
ist dir nicht ge- sund! Laß ab von der Lie - be, s
mf
dim.
lie - ber noch als mich!
ist dir nicht ge - sund!

Theater von Paul Lindau.

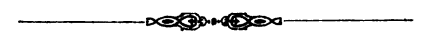
IV.

Theater

von

Paul Lindau.

Vierter Band.



Berlin,
Verlag von Freund & Jeckel.
1881.

Druck von Leopold Freund in Breslau.

Meinem lieben Freunde

Freiherrn Ernst Teschenberg

in freudiger Erinnerung an die zusammen verbrachten

Mußestunden während des Congresses

in herzlicher Zuneigung

gewidmet

P. L.

Inhalt.

Gräfin Lea.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

Juli 1879.

Personen.

Lea Gräfin **Fregge.**
Comtesse **Paula Fregge,** deren Stieftochter.
Erich Graf **Fregge,** Paulas Oheim.
Julie Freifrau **v. Leesen,** geb. **Fregge,** dessen Schwester.
Dr. juris. **Heinz** Freiherr **v. Deckers,** Rechtsanwalt und Notar.
Dr. med. **Brückner.**
Bischofshofen, Secretär der Gräfin Lea.
Der **Vorsitzende** des Gerichtshofes.
Justizrath **Lendheim.**
Thomas, Gerichtsdiener.
Loertsch, Rechtsconsulent.
Demmler.
Auguste, dessen Tochter.
Emilie, dessen Schwester.
Irma.
Ein **Dandy.**
Ein **Reporter.**
Erster } **Bürger.**
Zweiter }
Ein **Arbeiter.**
Benedict, Kammerdiener der Gräfin Lea.
Joseph, Diener des Grafen Erich.
Haselmann.
Zwei Räthe. Der Gerichtsschreiber. Diener. Zofen. Publicum.

Zeit der Handlung: Gegenwart. Ort der Handlung: Die Hauptstadt.

Der erste Aufzug spielt beim Grafen Erich, der zweite bei der Gräfin Lea, der dritte beim Baron Deckers, der vierte im Gerichtssaal, der fünfte bei der Gräfin.

Erster Act.

Ein vornehm eingerichteter Salon. Thüren rechts und links und in der Mitte.

Erste Scene.

Joseph mit der Ordnung des Zimmers beschäftigt. **Julie** von links auftretend.

Julie.

Ist der Herr Graf schon zu sprechen?

Joseph.

Ich glaube kaum, Frau Baronin.

Julie.

Er ist wohl etwas spät nach Hause gekommen?

Joseph.

Ich glaube wohl, Frau Baronin. (Für sich, während er sich mit der Ordnung des Zimmers weiter beschäftigt.) Es war helllichter Tag.

Julie.

Sagen Sie dem Herrn Grafen, daß ich ihn sobald wie möglich sehen möchte und ihn hier erwarte.

Joseph.

Zu Befehl. Soll ich den Herrn Grafen eigens darum wecken?

Julie.

Wecken? (Sie sieht nach der Uhr.) Dreiviertel Zwölf! . . . Nein, das ist nicht nöthig. Warten Sie, bis er Sie ruft . . . Und geben Sie mir die Zeitungen. (Joseph reicht der Baronin die Zeitungen. Nachdem sie einige Secunden dieselben durchblättert.) Was ist das? . . „Interessanter Proceß abspielen?" (Zu Joseph.) Wecken Sie den Herrn Grafen und ersuchen Sie ihn, das Frühstück hier zu nehmen.

Joseph.

Zu Befehl, Frau Baronin. (Er geht nach rechts ab.)

Zweite Scene.

Julie. Dann **Erich.**

Julie (spöttisch lächelnd.)

Da haben wir's! Nun kommen wir also richtig in die Zeitung! Dank der liebenswürdigen Frau Schwägerin, der gebornen Brändel! Es ist allerliebst. (Sie liest.) „In den nächsten Tagen wird sich vor der dritten Civilkammer unsres Landgerichts ein in mannigfacher Beziehung interessanter Proceß abspielen, durch den Angehörige unserer höchsten aristokratischen Kreise in Mitleidenschaft gezogen werden und dessen Ausgang eine große principielle — wir möchten sagen: culturhistorische Bedeutung haben wird". (Sich unterbrechend.) Culturhistorisch! Wenn diese Zeitungsschreiber nicht wissen, was sie sagen sollen, so schreiben sie jedesmal: culturhistorisch! (Im Lesen fortfahrend.) „Der Besitz des sehr bedeutenden Seniorat-Fideicommisses Pyrkbusch, im Holsteinschen gelegen, der nach dem Tode des verstorbenen Grafen Lothar Fregge von dessen jüngerem Bruder, dem Grafen Erich Fregge angetreten war, wird jetzt von der Wittwe des ersteren, der Frau Gräfin Lea Fregge beansprucht, auf die das Seniorat auch unbestritten übergegangen wäre, wenn nicht von Seiten der gräflichen Familie der Einspruch geltend gemacht würde, daß nach einer Familiensatzung die Erbberechtigung der nicht ebenbürtigen Wittwe in Frage gestellt

würde!" (Sie wiederholt höhnisch.) In Frage gestellt! (Und fährt dann fort.) „Man erinnert sich, daß seiner Zeit die Vermählung des Chefs der reichsgräflichen Familie Fregge, des Grafen Lothar, mit Fräulein Lea Brändel, der Tochter des Kaufmanns Moses Brändel aus Frankfurt am Main, viel Staub aufgewirbelt hat." (Wie oben.) Des Kaufmanns! Des Wucherers und Halsabschneiders wäre richtiger. (Sie liest weiter.) „Wir werden unsere Leser von dem weiteren Verlaufe . . ." und so weiter. (Sie legt das Blatt bei Seite.) Wer mag das in die Zeitung geschrieben haben? Jedenfalls der Baron von Deckers, der Anwalt und Seelenfreund unserer geliebten Schwägerin! Man wird den Pöbel mit seiner sogenannten öffentlichen Meinung gegen uns aufhetzen . . . (Zu Erich, der eintritt.) Ah, schon fertig!

Erich.

Schon? — Noch!

Julie.

Wieso?

Erich.

Ich wollte mich eben schlafen legen, als Du mich rufen ließest.

Julie.

Was, Du bist . . .

Erich.

Mach mir keine Vorwürfe, Julie . . . Ich bin müde!

Julie.

Du warst gewiß die ganze Nacht im Club?

Erich.

Ja.

Julie.

Und hast gespielt?

Erich.

Ja.

Julie.

Und verloren?

Erich.

Ja.

Julie.

Viel?

Erich.

Ja.

Julie.

Wie thöricht!

Erich.

Ja . . . Aber ich will der Geschichte auch ein Ende machen. Es hat wirklich keinen Sinn, sich die Nacht um die Ohren zu schlagen und sich obenein noch auslachen zu lassen. Um sieben Uhr Morgens bin ich ausgeplündert nach Hause gekommen, zehn Minuten nach sieben habe ich mich träumerisch auf den von Joseph zu diesem Zweck sorgfältig bereitgestellten Sessel niedergelassen, ein halbes Dutzend Cigarretten geraucht und dabei an alles Mögliche — nur nicht an sehr Erbauliches gedacht. Um neun Uhr bin ich ausgeritten, vor einer halben Stunde zurückgekommen, eben habe ich gebadet — und ich wollte mich gerade niederlegen, als Du nach mir verlangtest. Du siehst: ich habe meine Zeit nicht verloren!

Julie (ihm das Zeitungsblatt reichend.)

Ich wollte Dir das zeigen. Lies das!

Erich (nachdem er einen Blick hineingeworfen.)

Ich kenne es schon.

Julie.

Nun?

Erich.

Da ist nichts zu machen. Es hat ja alles seine Richtigkeit. „Oeffentlichkeit der Tribunale“ . . . Auch eine Errungenschaft unsrer Zeit! Es ist richtig, daß ich seit Lothars Tode den Besitz von Pyrkbusch angetreten habe. Es ist richtig, daß Frau Lea mir den Besitz streitig machen will. Es ist richtig, daß wir uns auf den Paragraphen der Stiftungsurkunde berufen, der

Unwürdige von der Erbschaft ausschließt. Es ist endlich richtig, daß wir die Tochter des Trödlers und Pfandleihers Moses Brändel nicht als würdig anerkennen, wenn auch unser Bruder Lothar in einer schwachen Stunde gegen unsern Willen und gegen den Willen Paulas, seiner Tochter aus erster Ehe, die unbegreifliche Verirrung begangen hat, aus dieser Lea seine rechtmäßige Gattin zu machen . . . Alles das ist richtig; dagegen läßt sich also nichts sagen.

Julie.

Aber es ist doch im höchsten Grade fatal, daß wir nun in der Leute Mund kommen, daß jeder hergelaufene Reporter . . .

Erich.

Das habe ich mir auch schon gesagt! Und während ich mir vorhin in meinen Morgengrübeleien überlegte, daß ich ohne Verlust den Kampfplatz am grünen Tisch hätte verlassen können, wenn der Bube nur noch ein einziges Mal gut geschlagen hätte — kam mir urplötzlich ein großartiger, ein genialer Einfall — was sage ich, „Einfall?“ Eine Eingebung war's! . . . Julie, wie wär's, wenn ich Paula heirathete?

Julie.

Du Paula? Deine Nichte? Die Stieftochter der Lea?

Erich.

Weshalb nicht? Ich habe Paula seit Jahren nicht gesehen und kann mir ganz gut vorstellen, daß ich mich in sie verlieben könnte. Unser Alter stimmt vortrefflich. Paula muß ungefähr 21 Jahre alt sein, ich zähle deren . . . etwa . . . 38 . . .

Julie.

Aber willst Du Dich denn überhaupt verheirathen?

Erich.

Wenn's nicht anders geht, — ja! Man muß der Gesellschaft auch ein Opfer bringen können. Und — ehrlich gesagt — ich bin des Clublebens satt.

Julie.

Namentlich, wenn Du verspielt hast.

Erich.

Dann besonders. Aber auch sonst! Ich weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll. Gelernt habe ich Gott sei Dank recht wenig, jedenfalls nicht genug, um mir allein genußreiche Gesellschaft zu leisten. Im Sport werde ich von einem so ausgesuchten Pech verfolgt, daß ich mich allmählich zu der Ansicht meiner Freunde bekehre und wirklich zu glauben anfange: ich verstehe nichts davon. Durch unliebsame Erfahrungen, die ich neuerdings mit dem Ballet gemacht habe, ist mir nun auch das Theater verleidet. Die Gesellschaften langweilen mich: ich weiß nicht, was ich den Leuten sagen soll und habe keine Spur von Interesse an dem, was sie mir sagen. Auf Reisen ärgere ich mich über die schlechten Betten und über die Museen, durch die ich geschleift werde. Was bleibt mir also? . . . Quinze ist ein sinniges Spiel. Aber man kann doch nicht den ganzen Tag Quinze spielen. Kurzum: ich bin fertig. Und das ist, glaube ich, der geeignete Augenblick, um wieder anzufangen, ein neues Leben zu begründen: die Ehe! . . . Nun, was sagst Du dazu, Juliette?

Julie.

Du wirst ja auf einmal ganz unheimlich vernünftig! Aber Paula? —

Erich.

Nun, Paula? Ich sollte doch meinen . . .

Julie.

Paula ist sehr selbständig, stolz . . . dabei unberechenbar —

Erich.

Sehe ich aus wie Jemand, der sich von seiner Nichte einen Korb holt? Ich habe den ersten Schritt schon gethan. Ich habe vor einer Stunde den Baron Deckers in höflicher Form um ein Rendezvous gebeten.

Julie.

Deckers, unsern Erzfeind?

Erich.

Das ist er nicht. Er ist allerdings der Sachwalter unsrer Gegnerin.

Julie.

Zum mindesten der Sachwalter.

Erich.

Vielleicht auch ein bischen mehr! Was geht uns das an? Wenn man sich um alles, was die Leute schwatzen, kümmern wollte . . .

Julie.

Du bist ja heute von einer merkwürdigen Duldsamkeit! Ich verachte das Geschwätz nicht weniger als Du. Aber die Beziehungen dieses Freiherrn von Deckers zu der gebornen Brändel sind denn doch gar zu wunderlicher Art. Seit dem Tode unsres Bruders ist er nicht von ihrer Seite gewichen. Er verwaltet ihr Vermögen und correspondirt in ihrem Namen mit deren Stieftochter Paula. Jetzt führt er Leas Proceß gegen uns. Kurzum: unter dem Vorwande, die geschäftlichen und rechtlichen Interessen der alleinstehenden Wittwe zu vertreten, ist er deren steter und unentbehrlicher Hausfreund geworden. Er hat Augen und Ohren nur für sie. Und alle seine sonstigen Clienten behandelt er en bagatelle. Wenn man nun noch erwägt, daß der Baron in den besten, den allerbesten Jahren ist — verzeihe mir, lieber Erich, sogar noch in besseren als Du — daß er grundgescheidt, bestrickend liebenswürdig, ungewöhnlich ehrgeizig und nicht sehr vermögend sein soll und einer der ersten Familien des Landes angehört, daß seine Clientin aber eine sehr junge, sehr pikante und steinreiche Wittwe ist, die jetzt leider unsern Namen führen darf, — dann, meine ich, kann man sich das Weitere selbst sagen. Das Geschwätz also, das von einer ganz ungewöhnlichen Intimität zwischen diesem aristokratischen Advokaten und der gebornen Brändel, die sich die Aristokratie hat anheirathen wollen, die erbaulichsten Geschichten zu berichten weiß, wird wohl so unbegründet nicht sein. Und ich lege 5 zu 1, daß er ihr Geliebter ist und ihr Gemahl werden wird.

Erich.

Und wenn sich alles so verhalten sollte, — was folgt daraus?

Julie.

Es folgt daraus, daß Du Dir nichts vergeben, daß Du mit dem Freunde der Lea Brändel nicht unterhandeln darfst.

Erich.

Also Du meinst, ich solle es auf den Proceß ruhig ankommen lassen?

Julie.

Das versteht sich. Hat uns nicht der Justizrath Lendheim die feste Versicherung gegeben . . .

Erich.

Immerhin! Die Richter haben zu entscheiden, und was sie entscheiden werden, ist unberechenbar. Besser ein magerer Vergleich als ein fetter Proceß, sagen unsre Bauern. Sei übrigens versichert, daß sich ein Graf Fregge nichts vergeben wird. Es versteht sich von selbst, daß zwischen Deckers und mir von Lea nicht die Rede sein kann. Durch Paula allein kann und wird der Ausgleich herbeigeführt werden.

Julie.

Ah, das lasse ich gelten!

Erich.

Und es wird sich nun vor Allem darum handeln, Paulas Zustimmung zu gewinnen. Da sie morgen hier eintrifft . . .

Dritte Scene.

Die Vorigen. Paula in tiefer Trauer, mit Hut, Reisemantel, Reisetäschchen, öffnet die Thür und bleibt dort einen Augenblick stehen.

Julie (sie erblickend in höchstem Erstaunen.)

Paula! . . Ist es möglich! (Sie umarmend.) Herzenskind, wo kommst Du denn her! Wir hatten ja keine Ahnung! . . Du hast uns doch telegraphirt . . .

Paula.

Ich hatte mich geirrt oder vielmehr, man hatte mich falsch berichtet. Ich glaubte, ich müßte in Calais übernachten; aber da ich den Anschluß erreicht habe, bin ich gleich durchgefahren.

Julie.

Du armes Kind! Du mußt ja todtmüde sein.

Paula.

Durchaus nicht. (Zu Erich.) Guten Tag, lieber Onkel.

Erich.

Herzlich willkommen.

Paula.

Ich habe im Schlafwagen wie in meiner Stube geschlafen ... Und da bin ich also!

Julie.

Willst Du irgend eine Erfrischung einnehmen?

Paula.

Eine Tasse Thee, nichts weiter.

Julie (schellt.)

Ich komme vor Ueberraschung gar nicht zu mir. Lege doch wenigstens ab. (Zu Joseph, der eintritt.) Serviren Sie uns den Thee. (Joseph ab.) Und Du bist allein gefahren?

Paula.

Mrs. Sommerfield hat mich bis Dover begleitet.

Julie.

Nun, und von da?

Paula.

Von da bin ich über Calais hierher gefahren.

Julie.

Allein?

Paula.

Mit meiner Kammerjungfer.

Julie.

Und Mrs. Sommerfield hat Dich nicht begleitet? . . Das ist geradezu unverantwortlich.

Paula.

Mrs. Sommerfield ist zu mir wie ein Engel gewesen — nein, viel besser — wie eine Mutter. Es hätte eines Wortes bedurft, und die brave Frau hätte trotz ihres Alters, trotz ihrer Gebrechlichkeit mich bis hierher begleitet. Aber da es doch einmal geschieden sein mußte, meinte ich: besser in der Heimat der alten Frau als in der des jungen Mädchens; und da ich den Weg durch's Leben allein zurücklegen will, dachte ich: ich würde mich auch wohl von Dover bis hierher zurechtfinden. Und es ist mir auch wirklich nicht das Geringste zugestoßen. Ich habe keine interessante Bekanntschaft auf der Fahrt gemacht, nichts erlebt, und außer mit dem Kellner auf dem Bahnhofe und mit dem Kutscher, mit keinem Menschen ein Wort gesprochen . . . (Der Thee ist aufgetragen, sie setzen sich.) Du hast Dich übrigens wenig verändert, Tante.

Erich (zu Julie).

Bedanke Dich! (Zu Paula.) Und wie findest Du mich?

Paula.

Dich, Onkel?

Julie.

Bringe doch das junge Mädchen nicht in Verlegenheit.

Erich.

Ich bin nicht eitel, Paula, antworte nur!

Paula.

Nun, ehrlich gestanden, hatte ich ein andres Bild von Dir in der Erinnerung, Onkel.

Erich.

Sage doch nicht immer: Onkel.

Paula.

Du bist doch der Bruder meines Vaters.

Erich.

Ja doch, aber der jüngere, der viel jüngere! Und wenn ich durch den verwandtschaftlichen Respectstitel daran erinnert werde, daß ich eine so große und eine so hübsche Nichte habe . . .

Paula (unterbrechend).

Nimmst Du Zucker?

Erich.

Ein großes Stück. Also in der Erinnerung erschien ich Dir anders? Wie denn? Jünger?

Paula.

Offen gesagt: ja. Jünger und frischer. Du siehst etwas abgespannt aus. Du arbeitest gewiß zu viel.

Erich.

Jedenfalls. Ich habe eben schon mit Julien darüber gesprochen. Ich muß das Arbeiten ein wenig einschränken und will es auf andre Stunden verlegen. Ja, meine reizende Paula . . .

Paula (wiederum unterbrechend, ruhig.)

Nimmst Du Milch?

Erich.

Ich danke . . . Wenn ich Dich so ansehe mit Deinen frischen Wangen und hellen Augen . . .

Paula.

Die Großstadt wird's schon bleichen und trüben! Das Leben auf dem stillen Lande, Onkel . . .

Erich.

Aber so nenne mich doch nicht immer: Onkel.

Paula.

Wie soll ich Dich denn sonst nennen?

Erich.

Ganz einfach: Erich.

Paula.

Ah, das würde sich doch wohl nicht schicken. Da ist doch der Altersunterschied zu groß.

Erich.

So?! Meinst Du? — Nun, dann also meinethalben; Onkel, schöne Nichte.

Paula.

Verzeihe, wenn ich eine Bitte ausspreche. Vorhin nanntest Du mich hübsch und reizend, und eben sogar schön. Thue das lieber nicht! Ich hab's nicht gern.

Erich.

Nun, der Onkel wird doch wohl seiner Nichte sagen dürfen, daß sie sehr schön geworden ist?

Paula.

Ich kann Dich eben nur bitten, es nicht zu thun. Ich verstehe mich nicht auf solche Dinge — Ihr nennt es, glaube ich, Complimente. Ich kann keine austheilen und keine entgegennehmen. Und weil ich mein Ungeschick fühle, bin ich etwas verschlossen. Aber jedenfalls habt Ihr mich doch nicht so dringlich aus Schottland hierher kommen lassen, eigens, um mir zu sagen, wie ich aussehe, oder wie Ihr mich findet.

Julie.

Nein, Paula. Um ernsthaft zu sprechen: Deine Gegenwart ist hier durchaus nothwendig. Auf unsere Veranlassung hat Dein Vormund Dich zur schleunigen Rückkehr in die Heimat aufgefordert.

Paula (traurig.)

In die Heimat! Habe ich denn noch eine Heimat?

Julie (etwas affectirt.)

Du thust uns wehe. Das fragst Du uns, die Geschwister Deines Vaters?

Paula (bringt das Tuch vor die Augen.)

Mein armer Vater!

Julie.

Aber Kind, sei doch verständig! Ein junges Mädchen wie Du . . . Du hast das Leben noch vor Dir! Du schuldest Dich doch Anderem, nicht blos Deinem Schmerze! Man kann doch nicht ewig trauern! Das ist ja sündhaft! Nicht wahr, Erich? — Ich bin wahrhaft erschrocken, als ich Dich in diesen düstern schwarzen Kleidern habe eintreten sehen . . . Kind, wir respectiren Deine Gefühle vollkommen, es war ja unser guter Bruder . . . aber, wie gesagt, alles hat seine Zeit, und ein etwas freundlicheres, lichteres Gewand . . . Nicht wahr, Erich?

Paula.

Jawohl. Das vorschriftsmäßige Trauerjahr ist ja verflossen. Es sind ja nahezu fünfzehn Monate, seitdem Ihr ihn begraben habt, und wenn ich jetzt wieder tanze, wird es mir kein Mensch verargen. (Sie schluchzt heftig.) Ach, liebste Julie, ich bitte Dich, laß mich in meine Einsamkeit zurückkehren! Ich fühle es schon jetzt . . . in der ersten Viertelstunde: — ich tauge nicht zu Euch!

Julie.

Beruhige Dich, Kind! Du bist abgespannt . . . Die Aufregung des Abschiedes, der Reise, des Wiedersehens — alles das hat Dich etwas nervös gemacht . . . Du wirst Dich schon wohl bei uns fühlen.

Paula (sich die Thränen trocknend, gefaßt.)

Du hast Recht! (Mit veränderter Stimme.) Auf Eure Veranlassung also hat mich mein Vormund hierher beschieden? Also bitte, sage mir nun . . .

Erich.

Du bist hier nothwendig, um zu verhindern, daß im Namen Deines verstorbenen Vaters Dinge unternommen werden, die besser unterbleiben.

Paula.

Wieso?

Erich.

Der angeborene kaufmännische Instinct treibt . . . die zweite Frau Deines Vaters zu einem elenden Schacher. Du verstehst von diesen Dingen nichts, aber es wird Dir genügen, wenn ich Dir sage, daß Frau Lea, die als Deine Stiefmutter zugleich Deine Interessen rechtlich mitvertritt, uns verklagt hat.

Paula.

Verklagt?

Julie.

Ja, Kind, verklagt! Jedenfalls auf Anstiften ihres sauberen Rathgebers und Helfershelfers, des Freiherrn von Deckers.

Paula.

Des Freiherrn von Deckers, des Rechtsanwalts? Ist's möglich? Wie man sich in einem Menschen täuschen kann! Seit über einem Jahre stehen wir in regelmäßigem brieflichem Verkehr, und ich habe den Tact und das Zartgefühl, mit dem er alles zu umgehen weiß, was peinlich wirken könnte, nicht genug rühmen können! Er war mir schon so sympathisch geworden! Und dieser Mann . . .

Erich.

Dieser selbe Deckers hat, wenn er den Brand nicht schürt, jedenfalls nichts gethan, um ihn zu löschen! Und wenn wir jetzt ab und zu den Besuch von Gerichtsdienern zu empfangen haben, so verdanken wir es ihm allein. Es ist nun sehr wohl möglich, daß der Name Deines Vaters in einer Weise mißbraucht wird, die Dir die Pflicht auferlegt, Dein Veto zu sprechen und zu erklären, daß Du mit dem Kram nichts gemein haben willst.

Paula.

Dann danke ich Euch, daß Ihr mich gerufen habt. Die eifersüchtige Wahrung der Ehre meines Vaters ist die einzige Mission, die ich begreife, die ich erfüllen will und erfüllen werde.

Julie.

Wir haben es nicht anders von Dir erwartet, nicht wahr, Erich? (Zögernd.) Und wie denkst Du Dir nun Dein Verhältniß zu Lea?

Paula.

Ganz unzweideutig! wir kennen uns nicht. Ich habe sie zum letztenmal in der Pension gesehen, die sie ein Jahr vor mir verlassen hat . . . um die Gattin meines Vaters zu werden. Sie kennt meine Gesinnungen und weiß ganz genau, daß sie von mir nichts anderes zu erwarten hat als Unversöhnlichkeit. Ich werde ihr aus dem Wege gehen. Sollte ein Zusammentreffen unvermeidlich sein, so würde ich es natürlich nicht an den äußeren Rücksichten fehlen lassen, die ich derjenigen schulde, welcher mein Vater unsern Namen gegeben hat. Aber mehr vermag ich nicht. Weiß sie, daß ich komme?

Julie.

Noch nicht. Ich wollte es ihr schreiben, aber ich habe mir die Sache überlegt. Es ist besser, wenn ich es ihr persönlich mittheile, und das soll noch heut geschehen.

Erich.

Du mußt standhaft sein, Paula. Lea wird alles Mögliche aufbieten, um Dich in ihr Haus zu locken. Die Gesellschaft weiß, daß wir jeden Verkehr mit der Dame abgebrochen haben. Wenn Du nun bei uns wohnst, so heißt das für alle Welt, daß Du unsre Auffassung theilst. Dein Verhältniß zu Deiner Stiefmutter wird vor aller Welt klar gelegt, und Du kannst Dir denken, daß das der eitlen Dame gesellschaftlich nicht angenehm ist. Bist Du nun fest entschlossen . . .

Paula.

Ich bin fest entschlossen, die Schwelle jenes Hauses, das nicht mehr mein väterliches ist, nicht wieder zu überschreiten. Mit welchen Gefühlen könnte ich der Frau gegenübertreten? Schon auf der Pension bestand ein schroffer Gegensatz zwischen ihr und uns anderen. Lediglich durch das Vermögen ihres Vaters hatte sie sich den Eintritt in unsere Anstalt erzwungen, in der sie auch stets eine Sonderstellung eingenommen hat. Sie

hatte keine Freundin. Ihre vordringliche Klugheit, ihr lautes Wesen, ihre Sucht, sich bemerklich zu machen, ihr Aufwand ... alles das berührte uns unangenehm, und wir haben sie ohne Bedauern scheiden sehen ... wir alle ... und ich ganz besonders. Ich wußte ja, daß ihr Vater meinem armen Vater die schwersten Sorgen bereitete. Ich hatte es von Euch erfahren, ich hatte es den kummervollen Blicken des edlen und unglücklichen Mannes angesehen ... (Pause.) Dann kamen in den Briefen, die ich von Hause erhielt, unklare, dunkle Wendungen, die auf nichts Gutes deuteten. Und sie wurden immer verständlicher, und eines Tages hieß es: Gewöhne Dich daran, Lea Brändel als Deine Mutter zu respectiren! ... Wenn ich daran zurückdenke! ... Ich antwortete: ich kann es nicht! Mit ihr will ich Deine Liebe nicht theilen, und wenn Du entschlossen bist, so zwinge mich wenigstens nicht, zu Dir zurückzukehren. Lasse mich hier, schicke mich, wohin Du willst, nur kein Wiedersehen mit Dir — und ihr! — Nicht eine Thräne feuchtete mir das Auge und erleichterte mir mein schweres Herz. Ich brach nicht zusammen; der unbeugsame Trotz hielt mich aufrecht ... Mein armer Vater ... wie wehe mag ich Dir gethan haben! ... Und eines Tages kam Mrs. Sommerfield, die einzige Freundin meiner seligen Mutter, und brachte mir einen Brief vom Vater. Wie gut, wie herzlich schrieb er mir! „Bleibe einstweilen bei unsrer alten Freundin, es wird schon alles wieder gut werden!" ... Das war so seine Art! Er hoffte immer das Beste, der gute, vertrauensvolle Vater! ... Und so folgte ich denn der mütterlichen Freundin nach Schottland. Und auf dem stillen Landsitze erfuhr ich — das ist nun etwas über zwei Jahre her — daß die Vermählung wirklich stattgefunden, und daß sie sich in Nizza niedergelassen hatten. Und dann kam die Kunde vom Tode Großpapas, und dann ... nach einem Jahre ... (Tief erregt.) Und da fragt Ihr noch, ob ich mit derjenigen, die mich vom Sterbebette meines Vaters ferngehalten, gemeinsame Wirthschaft machen werde? .. Ich will sie nicht wiedersehen, diese Lea!

Julie.

Du hast vollkommen Recht. Ich freue mich, Dich in dieser

Stimmung zu sehen. Denn abgesehen von allem Anderen würde Dein Aufenthalt im Hause Leas mit gewissen Unzukömmlichkeiten verknüpft sein. Du würdest dort vielleicht mancherlei sehen, das für die Augen eines jungen Mädchens nicht taugt: diese Intimität mit dem Baron Deckers . . .

Paula.

Lea weiß doch, was sie dem Andenken meines Vaters und unserm Namen schuldet?!

Julie.

Mein liebes Kind! Es wäre die erste Wittwe, die im Besitze von verschiedenen Millionen und 24 Jahren untröstlich gewesen wäre.

Paula (erregt.)

Es ist empörend!

Joseph (meldet.)

Herr Doctor von Deckers fragt, ob der Herr Graf zu sprechen wären. (Bewegung.)

Erich.

Führen Sie den Herrn in mein Zimmer.

Julie (Joseph nachrufend.)

Schicken Sie mir Babette! (Joseph ab.)

Erich.

Er kommt also zu uns? Und wie er sich beeilt! Es scheint, daß alles gut geht.

Julie.

Ich möchte ihn gern einmal sehen, diesen vielumworbenen Herrn von Deckers. Könntest Du ihn nicht hier empfangen?

Erich.

Ich halte es für besser, wenn er von Paulas Ankunft einstweilen noch nichts erfährt.

Paula.

Ich werde kein Hinderniß sein. Ich wollte mich so wie so zurückziehen. Ich fange an, die Abspannung der Reise doch allmählich zu verspüren.

Julie.

Natürlich! Du armes Kind! (Zu Babette, die eingetreten ist.) Nehmen Sie die Sachen da, und begleiten Sie die Comtesse in ihr Zimmer. Sie werden der Comtesse behülflich sein. (Zu Paula halblaut, vertraulich.) Die idyllische Ruhe des schottischen Landsitzes und den Luxus, den Du wo anders finden würdest, können wir freilich nicht herzaubern. Aber Du wirst Dich schon wohl bei uns fühlen; denn Du bist bei Deinen nächsten Verwandten, die Dich lieben!

Paula.

Ich danke Dir! (Sie geht nach links ab, Babette folgt ihr.)

Vierte Scene.

Erich. Julie. Später **Deckers.**

Julie.

Nun, was sagst Du?

Erich.

Ein überspanntes Mädchen — der Trotz der Mutter, die Extravaganz des Vaters.

Julie.

Sie wird sich schon civilisiren! Extravagant ist sie, und wir werden gut aufpassen müssen; aber — sie wird sich schon civilisiren! Daß sie sich indessen so mir nichts dir nichts heirathen ließe — so sieht sie mir gar nicht aus. Du wirst Dich anstrengen müssen, Erich.

Erich.

Sie gefällt mir. Das ist das Wesentliche! Einstweilen will ich mich mit Deckers auseinandersetzen. (Er geht nach rechts.)

Julie.

Ich bin auf die neue Bekanntschaft wirklich gespannt.

Erich (der die Thür rechts geöffnet hat.)

Ich bitte Sie, Herr Baron. (Deckers tritt ein.) Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen. (Vorstellend.) Freiherr von Deckers . . . Meine Schwester, Baronin Leesen . . .

Deckers.

Oder correcter gesagt: Doctor von Deckers, wenn Sie nichts dagegen haben. Denn ich habe für heute nur die Ehre, mich in meiner Eigenschaft als Doctor juris, Rechtsanwalt und Notar ihnen vorstellen zu dürfen.

Julie (sehr freundlich.)

Dann lassen Sie uns wenigstens hoffen, daß wir uns unter einer günstigeren, nicht blos geschäftlichen Constellation näher kennen lernen werden. Es ist mir eine wahrhafte Freude, mit Ihnen endlich einmal persönlich zusammenzutreffen. Sie wissen vielleicht gar nicht, daß wir, wenn wir ein bischen guten Willen mitbringen, sogar weitläufig verwandt sind. Ihre Schwester führt ja wohl denselben Namen wie ich?

Deckers.

Jawohl, gnädigste Baronin.

Julie.

Ich glaube, sie hat einen Vetter meines verstorbenen Mannes geheirathet.

Deckers.

Einen etwas weitläufigen Vetter.

Julie.

Gleichviel, es ist doch immer etwas! — Was sind Sie übrigens noch jung! Und bei dieser Jugend schon diese Autorität, dieser Name! — Denn Sie sind ja jetzt unser gesuchtester und leider auch geschicktester Anwalt, Herr Doctor! — Ich sage: leider! Wie schade, daß Sie uns als unversöhnlicher Feind so schroff gegenüber stehen! Wir könnten so gute Freunde werden!

Deckers.

Sie sind viel zu liebenswürdig, gnädigste Frau, und gleich-

zeitig vielleicht auch etwas zu hart. Noch habe ich Ihre Freundlichkeit und wohl auch Ihre schmeichelhaften Vorwürfe nicht verdient. Ich komme nicht als Feind mit dem gezückten Schwerte, sondern als Friedensbote mit dem Oelzweige. Mein heutiger Besuch, der Eifer, mit dem ich die Gelegenheit ergriffen habe, mich Ihnen vorstellen zu dürfen, mögen das bekräftigen. Gestatten Sie mir nun ohne weitere Einleitung auf das Geschäftliche einzugehen.

Julie.

Sie verjagen mich also? Denn Sie errathen ohne Zweifel, daß ich von Geschäften nichts verstehe. Entschuldigen Sie sich nicht! Ihre Zeit ist Gold. Also . . . auf Wiedersehen! Es ist mir wirklich sehr angenehm gewesen. (Zu Erich, leise, während sie nach links abgeht.) Es ist ein schlauer Fuchs! Nimm Dich in Acht! Der Mensch macht einen abscheulichen Eindruck auf mich.

Erich:

Das hat man Dir aber nicht angemerkt. Du bist ja ganz ausnehmend freundlich gegen ihn gewesen.

Julie.

Das bin ich bei ersten Begegnungen immer. (An der Thür sich nochmals verbeugend.) Auf Wiedersehen! (Deckers verneigt sich tief.)

Fünfte Scene.

Erich und Deckers.

Erich.

Nun wollen wir's uns vor Allem gemüthlich machen. (Ihm Cigarren reichend.) Sie rauchen doch? Geniren Sie sich nicht. Ich will Ihnen mit schlechtem Beispiel vorangehen. (Er zündet eine Cigarre an und reicht dem Baron das Licht.) Wir sind hier nämlich auf neutralem Boden. Dort wohnt meine Schwester (nach links weisend) und da (nach rechts weisend) wohne ich. Dies ist der gemeinschaftliche Salon. — Vor allem habe ich Ihnen für Ihren Besuch zu danken.

Deckers.

Bitte, bitte! Es war nur meine Pflicht. Und um nun gleich auf das Geschäftliche einzugehen . . .

Erich.

Wenn wir uns auch selten begegnet sind, so sind Sie uns doch kein Fremder mehr, wie Ihnen meine Schwester schon gesagt hat. Wir sind ja sogar ein wenig verwandt.

Deckers.

Wir auch?

Erich.

Jedenfalls gehören Sie zu den Unsrigen. Sie verstehen unsere Sprache und unsere Empfindungen, und ich darf daher ganz zwanglos mit Ihnen reden.

Deckers.

Bitte, fangen Sie nur an.

Erich.

Mit Ihrer Frau Schwester, der Baronin Leesen, bin ich übrigens im vorigen Jahre auf Helgoland viel zusammengetroffen, und wie es die eigenthümliche Beschaffenheit der kleinen Insel mit sich bringt . . . (Zeichen der Ungeduld von Deckers.) Sie kennen doch Helgoland?

Deckers.

Jawohl. Und um nun auch das Geschäftliche zu berühren . . .

Erich.

Es ist merkwürdig, daß ich Ihnen dort nie begegnet bin. Ich gehöre nämlich zu den alljährlichen Gästen.

Deckers.

Verzeihen Sie, Herr Graf! Ich erlaube mir den Vorschlag, daß wir die alte Tagesordnung beibehalten: Erst das Geschäft, dann das Vergnügen. Also erst unser Proceß, und dann die Seebäder.

Erich.

Ich stehe vollkommen zu Ihrer Verfügung! . . . (Sich die Haare krauend.) Ja, dieser leidige Proceß! Ich gäbe viel darum, wenn er sich aus der Welt schaffen ließe! Sprechen wir also davon! Also: um was handelt es sich? Es handelt sich . . . ja, wie soll ich Ihnen das klar machen? Es handelt sich darum, daß man mir nehmen will, was mir gehört . . . Nicht wahr?

Deckers (lächelnd.)

Sie werden es mir nicht verargen, wenn ich diese Auffassung nicht ganz theile.

Erich.

Nun dann sprechen Sie lieber! Sie verstehen sich jedenfalls besser darauf.

Deckers.

Das ist ja mein Geschäft. Darf ich mir zunächst eine Frage erlauben? Da bei diesem Proceß die confessionelle Frage sich nicht ganz umgehen lassen wird, hat mich die Wahl Ihres Rechtsbeistandes einigermaßen verwundert. Wie kommen Sie gerade auf meinen verehrten Collegen, den Justizrath Lendheim! Denn soviel ich weiß,. — Ihr Glaube, Sire, ist nicht der seinige.

Erich.

Doch! Er ist ja getauft.

Deckers.

So? Das hatte ich ihm nicht angesehen. — Nun also: es handelt sich um das Nutzungsrecht an dem Gütercomplex, der nach dem Hauptobjecte, nach der Herrschaft „Pyrkbusch“ genannt wird, also um das Gut selbst, mit Schloß, Acker Wald, Wiesen und Wasser, mit Ziegelei, Brennerei, Wasser- und Dampfmühle.

Erich.

Sehr richtig. Und ich behaupte, daß ich der alleinige Berechtigte bin.

Deckers.

Sehr wahr, und das wird von uns bestritten. Aus folgenden Gründen: Pyrkbursch ist zu Anfang dieses Jahrhunderts von Ihrem Großvater zu einer unveräußerlichen Familienstiftung, zu einem Fideicommiß errichtet worden, dessen Nutznießung stets dem ältesten Familienmitgliede, im Fall des Ablebens aber eventuell dessen rechtmäßiger Wittwe zustehen soll. Auf diese Weise ist es auf Ihrigen seligen Vater übergegangen, der hochbetagt vor etwa zwei Jahren gestorben ist, wenige Wochen, nachdem sein ältester Sohn, Ihr Herr Bruder Lothar Fregge, eine zweite Ehe mit der noch lebenden Wittwe, Lea Fregge, gebornen Brändel, meiner Clientin, geschlossen hatte. Das ist doch alles richtig?

Erich.

Vollkommen richtig. Mein Vater ist vor zwei Jahren gestorben. Mein Bruder hatte sich kurz vorher mit . . . dem Fräulein Brändel vermählt. Aber gerade durch diese Ehe ist er um die Erbschaft gekommen. Deswegen hat er den Besitz auch gar nicht anzutreten versucht, und seine Rechte sind auf mich — das nächstälteste Familienmitglied — übergegangen, wie er dies ausdrücklich anerkannt hat.

Deckers.

Das bestreiten wir, Herr Graf.

Erich (freundlich.)

Das bestreiten Sie? — So! (Er klingelt.) Dann werde ich Ihnen das Document vorlesen. (Zu Joseph, der eingetreten ist.) Auf meinem Tisch liegt ein großes Portefeuille. Bringen Sie das her! (Joseph ab.)

Deckers.

Ihr Herr Bruder hat allerdings factisch den Besitz nicht angetreten, weil er zur Zeit, da ihm die Nutznießung von Pyrkbusch durch den Tod Ihres Vaters anheimfiel, mit seiner jungen Frau im Auslande lebte — in Nizza — und in den Flitterwochen seiner zweiten Ehe die Angelegenheit mit der ihm eigenthümlichen Sorglosigkeit und Unerfahrenheit in Vermögenssachen

vernachlässigt hat. Wie er es immer gethan, ließ er auch diesmal das Geschäftliche gehen, wie es eben gehen wollte. Ich brauche Ihnen doch nicht zu sagen, daß er auf diese Weise sein ganzes Vermögen eingebüßt hat.

Erich.

Jawohl! Sein zweiter Herr Schwiegervater, der Moses Brändel, hat es ihm bis auf den letzten Heller abgenommen.

Deckers.

Gleichviel, wer. Kurzum, er hatte mit Geschäften schon trübe Erfahrungen gemacht, er war abwesend, er war jung verheirathet, . . dazu kam noch die Trauer . . . Gründe genug für den Grafen Lothar, um die unbequeme Sache hinauszuschieben und einstweilen Ihnen, dem Anwesenden, dem nicht verheiratheten Bruder die Fürsorge zu übertragen.

(Inzwischen hat Joseph das Portefeuille gebracht. Erich hat dasselbe aufgeschlossen und ein Blatt entnommen, das er seit einigen Secunden ungeduldig hin- und herbewegt.)

Erich (überlegen lächelnd.)

Also einstweilen? Nun hören Sie: (Er liest.) „Da ich, Graf Lothar Fregge, in der gegenwärtigen Lage meiner Verhältnisse Bedenken trage, das Fideicommiß meiner Vorfahren, der Grafen Klaus und Egon Fregge, meines in Gott ruhenden Großvaters und Vaters, für mich und die Meinigen in Anspruch zu nehmen, so ermächtige ich hierdurch meinen Bruder, den Grafen Erich Fregge, so wie er es für gut halten wird, an meiner Statt zu handeln. Nizza, den 5. April 1877. Lothar Graf Fregge auf Freggenwerder und Pyrkbusch". So! Und das ist gestempelt und beglaubigt und alles Mögliche. Ist das klar?

Deckers.

Vollkommen klar! Es ist die regelrechte Uebertragung einer Vollmacht, nicht aber die Uebertragung eines Besitzes.

Erich.

Was . . . „Vollmacht"? Was sollen denn diese Haarspaltereien?

Deckers.

Das eben verlesene Dokument war mir natürlich bekannt. Sie wissen, daß ich die Ehre gehabt habe, Ihren Bruder in Nizza kennen zu lernen und dort, wie ich hinzusetzen darf, seine Freundschaft zu erwerben. Graf Lothar hat mir also auch diese Vollmacht abschriftlich mitgetheilt und in dem Begleitbrief an mich ganz unzweideutig ausgesprochen, daß er in Ihnen nur den Bevollmächtigten, keineswegs aber den wirklichen Nutznießer von Pyrkbusch erblicke.

Erich.

Ohne Noth möchte ich nicht gern auf delicate Familienverhältnisse eingehen; aber glauben Sie mir, Herr Baron, Sie werden dem Andenken meines Bruders keinen guten Dienst erweisen, wenn Sie Ihre Ansprüche aufrecht erhalten. Ich möchte nicht, daß ein verletzendes Wort gegen meinen Bruder und dessen Verbindung mit . . . Fräulein Lea Brändel, die uns betrübt hat, über meine Lippen käme. Ich will auch nicht die Rechte, die ich zu besitzen glaube, bis auf's Aeußerste ausnutzen. Ich will Ihnen vielmehr einen Vergleich proponiren.

Deckers.

Lassen Sie hören.

Erich.

Die Tochter meines Bruders aus erster Ehe, Comtesse Paula, besitzt persönlich kein Vermögen mehr, da ihr Vater gewissenlosen Wucherern in die Hände gefallen und durch diese ruinirt worden ist. Comtesse Paula ist daher auf ihre Stiefmutter angewiesen: und das ist bei dem Verhältnisse, das zwischen den Beiden besteht, grausam . . . Sie begreifen?

Deckers.

Vollkommen.

Erich.

Nun schlage ich Ihnen also Folgendes vor: Die Herrschaft Pyrkbusch geht definitiv auf mich über. Dagegen verpflichte ich mich, für mich und meine Rechtsnachfolger: meiner Nichte Paula

bis zu deren Lebensende die Hälfte der Einkünfte von Pyrkbusch alljährlich auszuzahlen . . . Was sagen Sie dazu?

Deckers.

Und Gräfin Lea Fregge?

Erich.

Ah, da muß ich bitten: von dieser Dame kein Wort! Ich muß unter allen Umständen darauf bestehen, daß von der . . . von der Wittwe meines Bruders Abstand genommen wird. Sie ist reich und unabhängig. Wir haben nichts mit ihr zu schaffen. Und ich werde natürlich nichts thun, um sie mit den Fregges zusammenzubringen, um die Verbindung durch irgend ein Abkommen, wenn auch nur stillschweigend, zu sanctioniren.

Deckers.

Dann werden wir uns schwerlich einigen, Herr Graf! Als Freund Ihres verstorbenen Bruders, in dessen Sinne zu handeln ich mir vollbewußt bin, als Sachwalter seiner Wittwe habe ich dafür zu sorgen, daß das Band, durch welches Graf Fregge seine Gattin an Ihre Familie geknüpft hat, nicht zerrissen werde. Gräfin Lea ist allerdings sehr reich — es handelt sich für sie auch nicht um Thaler, Groschen und Pfennige — ihre Ehre fordert . . .

Erich (spöttisch.)

Die Ehre der Tochter von Moses Brändel?

Deckers (stark).

Von Moses Brändel!

Erich.

Ereifern wir uns nicht, mein werther Herr Baron! Ich merke es Ihnen an: Sie sind doch nicht vollkommen unterrichtet. Der Vater meiner . . . nun ja, es ist ja meine Schwägerin! — der Vater meiner Schwägerin, der Pferdehändler Moses Brändel, war ein dunkler Ehrenmann — übrigens unbestraft, so viel ich weiß. Er hat sein ganzes Leben hindurch . . . gute Geschäfte gemacht und die reine Freude erlebt, daß der Abend seines vielgeschäftigen Daseins noch durch die Abschaffung der Wuchergesetze

verklärt wurde. Dieser Moses Brändel hat auch meinem Bruder das Geld abgenommen, — abgegaunert, wenn Sie mir den Ausdruck verstatten.

Deckers.

Dem allen widerspreche ich gar nicht. Aber was beweist das? Was geht das die Tochter, was geht das die Gräfin Lea an?

Erich.

Ich wußte ja, daß Sie mangelhaft orientirt sein müssen! Es geht sie sehr viel an. Ist Ihnen Artikel 8 der auf Pyrkbusch bezüglichen Stiftungsurkunde noch gegenwärtig?

Deckers.

Artikel 8?

Erich

der das Document dem Portefeuille entnommen, reicht es ihm mit triumphirender Miene.)

Artikel 8! Ich bitte . . .

Deckers (liest langsam).

„Ausgeschlossen von der Nutznießung des errichteten Fideicommisses sollen nur diejenigen Mitglieder der Familie sein, welche uneingedenk der Pflichten, die der adlige Stand ihnen auferlegt, sich auf irgend eine Weise in eine ungeziemende, ihre Lebensstellung herabsetzende Verbindung einlassen". Nun?

Erich.

Nun?

Deckers (kalt.)

Was folgern Sie daraus?

Erich.

Das fragen Sie mich, — Freiherr von Deckers? Wollen Sie wirklich die Entscheidung des bürgerlichen Richters darüber herbeiführen, ob die Verbindung eines Fregge, dessen Vorfahren unter Gottfried von Bouillon gegen die Sarazenen gekämpft und unter dem Grafen Adolf von Schauenburg sich im Holsteinschen niedergelassen haben — ob die Verbindung eines Fregge

mit der rothlockigen Tochter des Herrn Moses Brändel, des Pferde-Händlers, Rückkäufers, Pfandleihers und notorischen Wucherers, der seinen Ahnen im Frankfurter Ghetto nachlaufen mag — ob eine solche Verbindung eine würdige ist oder nicht! — Ich bitte Sie, Baron, gebieten Sie jetzt dem Advokaten, den kitzlige Fragen reizen mögen, Schweigen und lassen Sie den Cavalier und Edelmann zum Edelmanne reden! Wir müssen uns ja verstehen! Trotz Advokat . . . Sie gehören zu uns!

Deckers (lächelnd.)

Trotz Advokat! Würde es Sie befremden, Herr Graf, wenn ich Ihnen sagte, daß mich gerade meine aristokratischen Neigungen bei der Wahl meines Berufs bestimmt haben? — Unsre Väter haben es als das schönste Vorrecht ihres Standes beansprucht, Ritterdienste zu leisten; ich fasse meinen Beruf nicht viel anders auf. Der blinkende Panzer aus Stahl ist zwar aus der Mode gekommen; aber die einfache schwarze Robe des Advokaten thut's unter Umständen auch! Und auch da ist mitunter etwas chevalereskes Pathos nothwendig und in dem Falle, der uns beschäftigt, sogar unerläßlich . . . Sie haben die Frage nun so gestellt: Hat sich Graf Lothar Fregge, Ihr Herr Bruder, durch seine Verbindung mit Lea Brändel entwürdigt? Mit andern Worten: Ist Gräfin Lea, meine Clientin, die die tiefste Hochachtung, ja Respect gebietet, würdig, in eine unsrer angesehensten Familien einzutreten? Und da sollte ich *einen* Compromiß eingehen, der diese Frage verneint? Da sollte ich weichen? Jetzt, Herr Graf, fordre ich die vollen Rechte, die der rechtmäßigen Wittwe Ihres Bruders gebühren! Das heißt! die bedingungslose Auslieferung des Fideicommisses und die Zurückerstattung der von dem Erträgniß desselben entnommenen Summen . . .

Erich.

Immer besser! Und Artikel 8?

Deckers.

Kommen Sie mir nur mit Ihren Beweismitteln, — mit Ihrem Artikel 8! Ich werde Ihnen entgegenzutreten und die

Richter, ja, Sie selbst, Herr Graf, davon zu überzeugen wissen, daß aus jener finsteren, schmutzigen Gasse Frankfurts, in der die jämmerlichen Stammburgen des größten Capitalisten und eines der größten Geister aller Zeiten stehen, daß aus der Judengasse als Tochter eines dunklen Ehrenmannes ein Mädchen hervorgehen konnte, das vollkommen würdig ist, einem Sprößling der Familie Fregge als rechtmäßige Gattin die Hand zu reichen — derselben Fregges, die unter Gottfried von Schauenburg . . .

Erich (ärgerlich verbessernd.)

Adolf von Schauenburg!

Deckers.

Unter Adolf von Schauenburg in Holstein eingezogen sind — jedenfalls zu einer Zeit, da ein reichsherrlicher Graf noch, ohne viel Federlesens zu machen, seinen Juden verbrennen durfte.

Erich.

Das sagen Sie mir!

Deckers.

Das sage ich Ihnen, Herr Graf! — Ein Edelmann wie Sie, der den Adel so hoch hält wie Sie, und mit demselben Stolze der Thaten seiner Väter gedenkt wie Sie! Kein revolutionärer Gleichheitsmann, sondern ein echter, von gewissen Vorurtheilen seines Standes ganz befangener Aristokrat — das sage ich Ihnen, Reichsfreiherr Heinz von Deckers, nebenbei allerdings auch Doctor der Rechte, bürgerlicher Advokat und Notarius! . . . (Er hat seinen Hut genommen und sich der Thür genähert.) Ich habe die Ehre!

Erich (ihm nachblickend.)

So spricht heutzutage ein Edelmann! Ich bin starr!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Act.

Ein Salon im reichsten Stile. Vornehmer Luxus. Zahlreiche Kunstgegenstände &c. prächtiger Blumenschmuck.

Erste Scene.

Beim Beginne des Aufzuges werden die Flügelthüren weit geöffnet. Lea tritt ein, von einem Diener in glänzender Livree gefolgt. Diesem folgt Benedict in einfacherer dunkelfarbiger Livree, der die Thüren schließt und dann im Hintergrunde stehen bleibt. Der andere Diener ist nach links abgegangen. Gleich darauf kommt von links eine Kammerzofe, die Lea beim Ablegen behülflich ist, ihr Hut, Mantel und Schirm abnimmt und mit diesen Gegenständen wieder nach links abgeht. Darauf tritt Benedict vor und reicht Lea auf einem Plateau verschiedene Briefe und Karten.

Lea, Benedict. Später **Bischofshofen.**

Lea.

Bitten Sie Herrn Bischofshofen zu mir. (Benedict geht nach rechts ab. Sie setzt sich und öffnet einzelne Briefe, die sie flüchtig durchliest und dann kopfschüttelnd und lächelnd bei Seite legt.) „Bittschriften, nichts als Bittschriften!“ könnte ich mit dem Prinzen Guastalla ausrufen. (Plötzlich ihre Miene verändernd und ein zierliches Billet mit Aufmerksamkeit musternd.) Was ist denn das? Die Grafenkrone? Das Wappen der Freggeschen Familie? Die geballte und geharnischte Faust mit der Devise: „Persequor inimicos!“ — „Ich jage meinen Feinden nach!“ — Und von einer Dame? Eine vornehme englische Handschrift, langgestreckt und selbstbewußt. Da bin ich doch wirklich begierig. (Sie öffnet das Billet und liest.) „Julie Freifrau von Leesen, geborne Gräfin Fregge, wird sich die Ehre geben,

Frau Gräfin Lea Fregge, geborne Brändel, in den Mittagsstunden aufzusuchen, um ihr eine Mittheilung zu machen.“ Das ist ja seltsam! (Bischofshofen und Benedict treten ein.) Guten Tag, Bischofshofen.

Bischofshofen.

Guten Tag, Frau Gräfin.

Lea.

Einen Augenblick. (Zu Benedict.) Wer hat das hier abgegeben? (Sie zeigt den Brief.)

Benedict.

Ein Diener, der sich gleichzeitig erkundigt hat, wann die Frau Gräfin zu sprechen wären. Ich habe ihm gesagt, daß die Frau Gräfin wahrscheinlich um 1 Uhr wieder zu Hause sein werden.

Lea.

Es ist gut. Wenn sich Frau Baronin Leesen melden läßt — ich bin zu Hause.

Benedict.

Haben die Frau Gräfin sonst noch Befehle?

Lea.

Ich danke. (Benedict ab.) Darf ich Sie bitten, Bischofshofen? . . . (Bischofshofen tritt vor.) Hier sind wieder einige Briefe. Ziehen Sie über die Absender sorgfältige Erkundigungen ein. Wo möglich noch heute. Suchen Sie genau zu erfahren, wie es um die Hülfsbedürftigkeit und Unterstützungswürdigkeit der Einzelnen bestellt ist und theilen Sie mir das Ergebniß mit.

Bischofshofen.

Es wird geschehen. Ich muß Sie noch aufmerksam machen, Frau Gräfin, daß die Mittel der kleinen Monatskasse beinahe erschöpft sind.

Lea.

So? Heute schon, am 17.?

Bischofshofen.

Hier ist die Abrechnung.

Lea (dieselbe flüchtig prüfend).

Die Addition stimmt. Haben Sie eine Anweisung auf den Bankier ausgeschrieben.

Bischofshofen.

Jawohl, Frau Gräfin. (Er reicht ihr einen Check.)

Lea (während sie unterzeichnet, lächelnd).

Nehmen Sie denn jetzt Droschken, Bischofshofen?

Bischofshofen.

Droschken? Wieso, Frau Gräfin?

Lea.

Da in der Abrechnung sind zwei Mark für Droschken aufgeschrieben.

Bischofshofen.

Ach so? Das ist der Wagen, der den alten Werner von seinem Hause abgeholt und nach dem Krankenhause geschafft hat.

Lea.

Ah, richtig! Ich bitte um Verzeihung, ich hatte es vergessen. (Sie reicht ihm den Check. Zu Bischofshofen, der zögernd stehen bleibt.) Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?

Bischofshofen.

Frau Gräfin . . . ich möchte Sie um etwas bitten . . . es wird mir schwer, weil ich weiß, daß Sie das nicht lieben . . . aber ich weiß mir keinen andern Rath. Würden Sie die große Güte haben, mir einen kleinen Vorschuß oder vielmehr das am 30. fällige Gehalt schon heute auszahlen zu lassen?

Lea.

Einen Vorschuß? Kommen Sie denn mit Ihrem Gehalte nicht aus?

Bischofshofen.

Doch, Frau Gräfin. Ich habe nur augenblicklich eine unvorhergesehene Zahlung zu leisten . . .

Lea.

Also haben Sie doch Schulden? Das höre ich nicht gern, Bischofshofen. Sie haben bei mir einen Vertrauensposten; durch Ihre Hände gehen monatlich Hunderte, ja Tausende. Nicht, daß ich in Sie das geringste Mißtrauen setzte. Behüte! Aber Sie müssen in vollkommen geregelten Verhältnissen sein.

Bischofshofen.

Es handelt sich nur um eine momentane Verlegenheit!

Lea.

Momentane Verlegenheiten giebt es nicht. Wenn Sie heute Ihr Monatsgehalt erheben, so sind Sie in vier Wochen genau auf dem Standpunkt wie heute, und wieder einmal in momentaner Verlegenheit. Setzen Sie also eine vollständige Liste Ihrer Gläubiger auf und addiren Sie zu der Summe 25 Procent für diejenigen, die Sie vergessen haben oder nicht sagen wollen. Geben Sie die Liste dann dem Freiherrn von Deckers, der die Sache ordnen wird. Ueber die Rückerstattung in Ratenzahlungen können Sie sich gleichfalls mit ihm verständigen.

Bischofshofen.

Ich danke Ihnen von Herzen, Frau Gräfin. Sie nehmen mir einen Stein von der Brust!

Lea.

Adieu, Bischofshofen! Machen Sie keine Schulden wieder, und seien Sie vergnügt.

Bischofshofen.

Der Himmel . . .

Lea.

Nicht so hochtrabend, Bischofshofen! Adieu!

Bischofshofen.

Adieu, Frau Gräfin! (Er geht ab.)

Zweite Scene.

Lea (allein).

Was mag die Baronin Leesen von mir wollen? Sollte Deckers schon bei ihnen gewesen sein? Jedenfalls etwas auf den Proceß Bezügliches. Vielleicht ist es auch nur ein Vorwand. Vielleicht ist die weibliche Neugier das Hauptmotiv. Die Baronin wird wohl hier Umschau halten wollen, um den ihrigen berichten zu können, wie es hier aussieht. (Sie blickt sich um.) Es ist doch alles in Ordnung? . . . Ja, und wie schau' ich denn aus? (Sie nimmt einen Handspiegel.) Sehr echauffirt . . . ich kann entschieden vortheilhafter wirken. (Sie steht auf und geht auf die Thür links zu.) Und weshalb sollte man sich die Wirkung entgehen lassen?

Benedict.

Freifrau von Leesen.

Lea.

Bitten Sie die Frau Baronin, einen Augenblick hier zu verweilen. Ich stehe sofort zu ihren Diensten. (Sie geht nach links ab. Benedict öffnet die Mittelthür.)

Dritte Scene.

Julie. Benedict.

Benedict.

Wenn die Frau Baronin näher treten und Platz nehmen wollen . . . die Frau Gräfin kommt auf der Stelle.

Julie

(verabschiedet Benedict durch eine Kopfbewegung und kommt langsam nach vorn).

Was das liebe Geld nicht thut! Entschieden großer Stil. Ein stilles, vornehmes Haus. Wunderbarerweise gar kein Trara! . . . Gute Bilder! . . . Gute Bronzen! . . Gleichviel! . . Irgendwo wird sich die geborne Brändel schon verrathen! . . Die Lectüre! . . voyons! (Sie nimmt vom Tisch einzelne

Bände und liest die Titel.) „Briefe zur Beförderung der Humanität" von Johann Gottfried Herder. Aha! der edle Wissensdrang! .. „Kleine praktisch anthropologische Schriften" von Immanuel Kant. — Mein Gott, muß die Frau Zeit haben! (Sie schlägt das Buch auf.) „Vom Begehrungsvermögen." (Lächelnd.) Ah so, nun begreife ich! . . Und das da? „Das Leben Jesu" von David Strauß. Natürlich! . . So wird es wohl weiter gehen. Lauter serieuse wissenschaftliche Schriften, die auf Anrathen von befreundeten liberalen Abgeordneten angeschafft werden, und aus denen am Abend ein am Nachmittag erworbenes Stichwort citirt wird. Schwere, ernsthafte Bücher, — das heißt für den Salon . . . zu gefälliger Ansicht! Im Boudoir werden wir wohl Zola und vielleicht auch Paul de Kock finden. (Sie nimmt den Spiegel, betrachtet sich und macht sich etwas zurecht.) Der Schleier hat meine Frisur ganz in Unordnung gebracht. Ich kann viel besser aussehen. (Die Thür öffnet sich, Julie legt den Spiegel schnell auf den Tisch zurück.) Ah, da ist sie . . . stark gepudert!

Vierte Scene.

Julie. Lea.

Lea.

Verzeihen Sie . . .

Julie.

Bitte, bitte! Die Zeit ist mir nicht lang geworden. Es ist ja reizend bei Ihnen!

Lea (auf einen Sessel weisend).

Darf ich Sie bitten . . .

Julie.

Was haben Sie übrigens für ein entzückendes Kostüm an . . . und immer etwas Apartes! Von Ihnen kann man wirklich lernen. Sie dürfen sich bei Ihrer originellen Schönheit allerdings auch manches erlauben, was uns Andern untersagt wäre.

Lea.

Aber gnädige Frau . . .

Julie.

Nein wirklich, es ist mir ernst gemeint. Es ist eines der Kümmernisse meines Lebens, daß unsereins auf diese entsetzlichen fix und fertigen Dutzendkostüme angewiesen ist, die ihren Ursprung: das Schaufenster der Confectionsläden auf dreißig Schritt Entfernung verrathen, und in denen jede Nähmamsell wie eine Herzogin, oder eigentlich jede Herzogin wie eine Nähmamsell aussieht. Bei Ihnen ist alles eigenartig, erfunden . . .

Lea.

Sie verwirren mich durch Ihre Liebenswürdigkeit. Ich war so wie so in Verlegenheit, wie ich Ihnen für die unerwartete Freude und Ehre Ihres Besuchs danken solle.

Julie.

Ja so . . . der Besuch. Richtig! Sie dürfen sich allerdings darüber einigermaßen verwundern. In diesem Falle hielt ich jedoch die mündliche Mittheilung für das Tactvollere, und da die Meinigen diese Auffassung theilten . . . Aber es wird mir nun wirklich nicht leicht, so ganz ohne Vorbereitung . . .

Lea.

Es bedarf keiner Einleitung, Frau Baronin. Darf ich selbst die Sache abkürzen? Es handelt sich doch wohl um unsern Proceß?

Julie (mit fingirter Verwunderung).

Proceß? Um welchen Proceß?

Lea.

Sollte es Ihnen unbekannt geblieben sein, daß seit nahezu einem Jahre wegen der Herrschaft Pyrkbusch ein ziemlich verwickelter Proceß schwebt, an dessen Ausgange Sie als Schwester unsres Gegners, des Grafen Erich Fregge, ein gewisses Interesse haben dürften?

Julie.

Ein Proceß wegen der Herrschaft Pyrkbusch? Und mein Bruder ist daran betheiligt? Das ist ja das Erste, was ich höre.

Lea.

So? (Für sich.) Kann die lügen!

Julie.

Und was ist denn das für eine Geschichte?

Lea.

Ich kenne die Einzelheiten selbst nicht genau und kümmere mich auch nicht darum. Meine Interessen sind in guten Händen.

Julie.

In den Händen des Freiherrn von Deckers?

Lea.

Also das wußten Sie doch?

Julie.

Das ist ja stadtbekannt. Dieser Baron und Advokat soll ja ganz ungewöhnlich gewandt sein.

Lea.

Er ist mehr als das: er ist ergeben, anhänglich und treu.

Julie.

So? Darauf muß ich mir ihn einmal ansehen. Ich weiß, daß er sich lebhaft für Sie interessirt. Nichts natürlicher als das . . .

Lea.

Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir den Freiherrn von Deckers nicht zum Gegenstande unsres Gesprächs machen. Ich bin ihm zu tiefstem Danke verpflichtet und es würde mich peinlich berühren, wenn in diesen Räumen unliebsame Bemerkungen gegen ihn gemacht würden.

Julie.

Sie ängstigen sich ganz ohne Grund, ich will Ihrem

Advokaten und Freunde gewiß nichts Böses nachsagen. Im Gegentheil. Es ist ja kein Unglück, wenn er für Sie schwärmt!

Lea.

Um das Kapitel abzuschließen, bemerke ich Ihnen, daß Herr von Deckers nicht auf meine Hand speculirt und daß, so unwahrscheinlich es klingen mag, zwischen uns keine andern Beziehungen bestehen als rein geschäftliche und rein freundschaftliche.

Julie.

Und ich möchte wetten, daß Ihnen Baron Deckers in diesen Tagen einen Antrag machen wird.

Lea.

Sie würden verlieren.

Julie.

Wer weiß! In unsern Kreisen gilt die Sache schon als fait accompli.

Lea.

„Die Zunge kann kein Mensch zähmen, das unruhige Uebel voll tödtlichen Giftes“.

Julie.

Ein Citat?

Lea.

Jawohl.

Julie.

Aus diesen Briefen zur Beförderung der Humanität?

Lea.

Nein.

Julie.

Aus Kant?

Lea.

Auch nicht. Aus der Bibel.

Julie.

Alttestamentarisch?

Lea.

Nein, aus der Epistel Jacobi.

Julie.

So? Sie sind bibelfest?

Lea.

Ich weiß wenigstens ungefähr Bescheid.

Julie.

Auch im neuen Testament? Ich habe schon vorhin bemerkt, daß Sie sich orientiren wollen. (Auf die Bücher deutend.) Sie haben da „Das Leben Jesu" von Strauß liegen. Interessirt Sie das?

Lea.

Ungemein. Es ergeht mir wie den gewissenhaften Fremden, die die Merkwürdigkeiten einer Stadt nach dem „Führer" gewöhnlich besser kennen als die Eingebornen.

Julie.

Da mögen Sie Recht haben. Wir finden uns eben ohne Führer zurecht.

Lea.

Meine Gnädigste, wozu dieses Spiel? Sie können ja kein Wort ohne Spitze an mich richten. Wozu das? Wir sind ja beide viel zu gescheidt! Ich weiß, daß Sie sich nicht viel aus mir machen und mir nicht gerade das Allerbeste zutrauen . . .

Julie.

Jetzt verstehe ich Sie nicht. Soll ich mich hier vertheidigen oder vor Ihnen eine Art Beichte ablegen?

Lea.

Durchaus nicht. Ich mache keine Vorwürfe und verlange keine Confidenzen. Ich constatire einfach. Ich begreife Sie vollkommen. Es wäre unnatürlich, wenn es anders wäre. Wir sind durch eine starke Scheidewand von einander getrennt. Sie haben den berechtigten Stolz Ihres adligen Blutes, ich habe

den Stolz meiner ganz plebejischen Abkunft. Das kommt Ihnen sonderbar vor?

Julie.

Da wir nun doch einmal tief in den Vertraulichkeiten stecken — ja! Sie sprechen vom Stolze Ihrer Abkunft — den würde ich allenfalls begreifen können. Aber dann begreife ich ganz und gar nicht, daß Sie jetzt . . . Gräfin sind.

Lea (ruhig, mit einfacher Würde).

Sie irren sich wiederum, wenn Sie meinen, daß ich mir einen Grafentitel habe erheirathen wollen. Mit einem edlen Menschen habe ich mich verbunden.

Julie.

So? Nun, das freut mich noch nachträglich für den guten Lothar.

Lea.

Ich spreche nicht gern darüber. Vielleicht werden Sie selbst das Richtige treffen, wenn Sie sich vergegenwärtigen wollen, daß auch in den Augen des unerfahrensten, eitelsten Mädchens der Grafentitel allein eine kaum genügende Entschädigung hätte sein können für alles, was in unserer Verbindung vom Regulären abwich. Mein Mann war sehr viel älter als ich, war leidend, Wittwer und Vater eines Mädchens, das meine Mitschülerin gewesen war. Ich wußte das alles, wußte, daß seine Gesellschaft mich wie einen unberechtigten Eindringling ansehen, und daß ich, das verwöhnte und verhätschelte, vielumworbene Mädchen da nur eine schiefe und unbehagliche Stellung einnehmen würde. Und alles das hätte ich um eine Grafenkrone eintauschen sollen? Glauben Sie mir, meine Gnädige, die wäre mir denn doch zu theuer zu stehen gekommen. Und daß ich recht gut rechnen kann, werden Sie mir schon zutrauen.

Julie.

O ja . . . Ja, ja, das menschliche Herz!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Benedict. Dann **Deckers.**

Benedict.

Freiherr von Deckers fragt, ob er die Ehre haben könne ...

Lea.

Ich lasse den Herrn Baron bitten, mich im Boudoir zu erwarten.

Julie

(die durch einen Wink Benedict zum Verweilen veranlaßt hat).

Warum nicht hier? Ich möchte um alles in der Welt Ihre Gewohnheiten nicht stören, und vielleicht wird es Ihnen ganz angenehm sein, wenn Ihr Vertrauensmann die Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, mitanhört.

Lea (zu Benedict).

Ersuchen Sie den Herrn Baron näher zu treten. (Benedict ab.) Wir haben von so vielen anderen Dingen gesprochen, daß ich den angekündigten Zweck Ihres Besuches beinahe vergessen hatte.

Julie.

Es ist auch nichts besonders Wichtiges. (Deckers tritt ein.) Ah, Herr Baron! Das nenne ich aber Glück! Zwei Begegnungen am Tage unsrer Bekanntschaft! Die Ohren müssen Ihnen geklungen haben. Ihre schöne Clientin hat wahrhaft begeisterte Dithyramben auf Sie angestimmt.

Deckers (der die Damen begrüßt hat).

Ich weiß, daß die Frau Gräfin mich verwöhnt.

Julie.

Sie weiß, was sie dem Freunde schuldet. Ich hoffe, Sie früher oder später auch in dieser Weise verwöhnen zu können, und zum Beweise, daß ich gleich den Anfang mache und Sie schon ein klein wenig als Freund betrachte, gebe ich mir weiter keine Mühe, um mein Aufbrechen zu entschuldigen. Ehe Sie gemeldet

wurden, hatte ich mich schon zum Abschied erhoben. Also auf Wiedersehen!

(Deckers verneigt sich. Julie geht einige Schritte nach hinten.)

Lea (ihr folgend).

Sie sprachen doch von einer Mittheilung?

Julie (umkehrend).

Richtig! Wie man nur so gedankenlos sein kann! . . . Paula ist heut hier eingetroffen. (Bewegung von Deckers und Lea.)

Lea (sehr erstaunt).

Paula?

Julie.

Mein Gott ja! Wundert Sie das so sehr? . . . Daß Sie das junge Mädchen vergessen hatten, finde ich ganz begreiflich; aber Sie werden sich auch darüber nicht verwundern können, daß auch Paula allmählich an sich zu denken anfängt.

Lea.

Ich habe Paula niemals vergessen, und ich wundre mich auch nur darüber, daß ich ihre Ankunft durch Sie erfahre.

Julie.

Sie haben doch meines Wissens niemals in Correspondenz gestanden?

Lea.

Nicht in directer, das ist richtig; aber der Verkehr hat darum zwischen uns nicht aufgehört. Paula hat regelmäßige Nachrichten durch den Baron Deckers empfangen und ihm gegeben. Nichts deutet darauf hin . . .

Julie.

So hat sie ihre Ansichten also augenscheinlich geändert! Junge Mädchen . . .

Lea.

Nun, in dem Falle glaubte ich wohl Anspruch darauf zu haben, von ihrer Sinnesänderung unterrichtet zu werden, und wäre es auch nur der Form wegen gewesen. Es hätte sich wohl geschickt . . .

Julie.

Ah, formell ist alles in Ordnung. In der Beziehung lassen wir uns so leicht nichts zu Schulden kommen. Paula hat von ihrem Vormunde die Erlaubniß, hierher zu kommen, erbeten und natürlich auch erhalten. Wir haben für sie unser bescheidenes Fremdenzimmer hergerichtet . . .

Lea.

Also sie wohnt bei Ihnen?

Julie.

Wir werden doch das junge Mädchen nicht zu fremden Leuten schicken! . .

Lea.

Ich glaubte, das Haus des Vaters würde der Tochter niemals entfremdet werden. Und ich würde mir redlich Mühe gegeben haben, um ihr zu beweisen, daß sie hier zu Hause ist.

Julie.

Daran zweifle ich durchaus nicht. Aber Sie können es doch Paula nicht verargen, daß sie eine heikle Situation nicht geradezu aufsucht.

Lea.

Ich komme zu spät! . . Es thut mir leid! . . Sie haben Unrecht, Frau Baronin. Sie bestärken zwischen der Tochter des Grafen Fregge und dessen Wittwe einen Gegensatz, den ich um alles in der Welt hätte beseitigen mögen. Sie werden es noch bereuen.

Julie.

Wozu soll ich Ihnen antworten? Ueber gewisse Dinge verständigen wir uns doch nicht. Ich habe meine Mission erfüllt. Sie halten mich nicht mehr zurück — und somit empfehle ich mich Ihnen. (Zu Deckers, der sich während der Unterhaltung der Damen discret zurückgezogen hatte.) Also nochmals, auf Wiedersehen, Herr Baron! (Laut.) Adieu! (Lea grüßt stumm. Deckers begleitet die Baronin bis zur Thür.)

Sechste Scene.

Lea. Deckers.

Lea (nach einer Pause).

Nun? — Was sagen Sie zu dieser . . . Salonschlange?

Deckers.

Was soll ich sagen? Ich war vollkommen darauf vorbereitet.

Lea (ungeduldig).

Ach, Sie sind auch immer vorbereitet . . . Es ist unausstehlich . . . Verzeihen Sie, wenn ich etwas heftig werde! Ich habe mich lange genug beherrscht. Sie hätten es nur mit ansehen sollen, wie mir diese boshafte Frau bei kleinem Feuer das Blut zum Sieden gebracht hat! . . Ich bin außer mir.

Deckers.

Nur ruhig, theuerste Gräfin! (Lächelnd.) Es ist übrigens gar nicht dumm, was die Fregges da gethan haben!

Lea.

Sie scheinen sich noch darüber zu freuen.

Deckers (frisch).

Es ist ein feiner Schachzug. Die Anwesenheit Paulas verschafft unsern Gegnern in den Augen der Welt und also auch in den Augen der Richter ein entschiedenes moralisches Uebergewicht.

Lea (erregt).

So?!

Deckers (immer mit freundlichem Ausdruck).

Comtesse Paula wird wahrscheinlich protestiren . . . ich sehe das schon: auf unsrer Seite die Habgier, die schnöde Gewinnsucht, da drüben kindliche Pietät, Adel der Handlung und Gesinnung . . .

Lea.

Sie schwärmen förmlich im Vorgenusse der Verdrießlichkeiten, die mir bevorstehen.

Deckers (immer in demselben leichten Tone).

Aber seien Sie doch billig! Den Teufel auch! Wir stehen im Begriff, den Fregges die Herrschaft Pyrkbusch abzunehmen, das heißt: ihre Einkünfte um etwa 200,000 bis 250,000 Mark jährlich zu schmälern. Graf Erich wird sich bald ohne Rennpferde und ohne Tänzerinnen zu behelfen haben, und Frau von Leesen wird ihre zwölf Wintertoiletten von Worth auf drei oder vier heimischer Erzeugung reduciren müssen. Können wir es ihnen da verdenken, daß sie sich ihrer Haut wehren? Da wird also die arglose Comtesse Paula verschrieben; es wird dafür gesorgt, daß die Trennung der Stieftochter von der Stiefmutter so demonstrativ und kränkend wie möglich für Sie sei . . .

Lea.

Macht es Ihnen denn so viel Vergnügen, mich zu martern!

Deckers (fortfahrend).

Und so werden Sie weiter geärgert, bis Sie des langen Haders müde, die Sachen laufen lassen, wie sie gelaufen sind, und bis also Graf Erich in den unangefochtenen Besitz seiner Pferde und Ballerinen, die Frau Baronin aber in den Vollgenuß ihrer geschmackvollen zwölf Wintertoiletten zurückgelangt.

Lea.

Mögen Sie meinethalben Pyrkbusch behalten und noch ein paar Ortschaften dazu! Ich habe es nicht gebraucht und werde es auch nicht vermissen. In Ruhe sollen sie mich lassen! Das ist alles, was ich verlange!

Deckers (lächelnd).

Sehen Sie? Haben die Leute nun nicht Recht gehabt, Comtesse Paula kommen zu lassen?

Lea.

Deckers, ich kann Ihnen nicht sagen, wie nahe es mir geht, die Tochter meines Mannes bei diesen Fregges zu wissen,

die mich hassen. Ich habe es als eine Lebensaufgabe betrachtet, den Lieblingswunsch meines Mannes zu erfüllen: mich mit Paula zu verständigen. Ich habe nichts überstürzen mögen. Ich habe der Zeit vertraut. Und nun ist das alles mit einem Schlage umgestoßen. Nun ist sie bei jenen, die mich verlästern, ohne mich zu kennen, die mich zu kränken und zu demüthigen stets beflissen sind! Es ist wirklich traurig! — Und dann, was wird die hämische Welt dazu sagen? Diese Trennung! Es ist wie eine Ehescheidung, die die Tochter nach dem Tode des Vaters angezettelt und durchsetzt.

Deckers.

Sie thun gerade so, als ob wir ganz wehrlos wären und uns mit gebundenen Händen auf Gnade oder Ungnade ergeben müßten! Comtesse Paula ist zwar eingefangen, aber doch nicht gefangen, und ich sehe nicht ein, was uns daran behindern sollte, unsere natürliche Verbündete aus dem feindlichen Lager zu uns herüberzuziehen.

Lea.

Ach, Deckers, wenn Ihnen das gelingen könnte! Aber Sie kennen den unbeugsamen Stolz, den vornehmen Trotz des Mädchens nicht. Und dann . . . glauben Sie, daß Sie als mein Freund, mein Anwalt, von den Verdächtigungen verschont geblieben sind? Welche Autorität können Sie von Paula beanspruchen, die über Sie sicherlich nur das Schlimmste gehört hat?

Deckers.

Die Autorität, die ich geltend mache, ist die einzige, die Comtesse Paula anerkennt: die väterliche. Als Anwalt des Vaters werde ich die Tochter ersuchen, sich hierher zu begeben, wohin sie gehört. Und ich hoffe, sie wird kommen.

Lea.

Ach, wenn Sie wahr sprächen!

Deckers (lächelnd).

Ich will den Brief gleich aufsetzen.

Lea.

Sie sind ein Freund! (Deckers setzt sich und schreibt. Lea während dessen für sich.) Es giebt keinen besseren! Und diese stets bewährte Treue und Freundschaft glaubt die Bosheit verdächtigen zu können! Nun, sofern sich die Welt dafür interessirt, kann sie hier einmal dem unwahrscheinlichen Schauspiele beiwohnen, wie eine selbstlose Freundschaft nichts begehrt. . . . (Deckers ist aufgestanden.) Nun, mein lieber Freund?

Deckers (liest).

„Hochgeborenes und verehrtes Fräulein! Der Freund Ihres Vaters und der Vollstrecker seines letzten Willens richtet diese Zeilen an Sie und ersucht Sie eindringlich um eine Unterredung, die am zweckmäßigsten im Hause der Wittwe des Grafen Fregge stattfinden könnte. Dort würde ich Ihnen ein in meinem Besitz befindliches Schriftstück vorlegen, welches Ihnen die Wünsche des Verstorbenen über Sie kundgiebt. Ich werde heute Nachmittag fünf Uhr bei der Gräfin Lea Fregge sein und die Ehre haben, Sie dort zu erwarten. Hochachtungsvoll Ihr ganz ergebener Deckers.“

Lea.

Wie soll ich Ihnen danken? Ich stecke schon so tief in Ihrer Schuld! Die Welt glaubt nicht an so viel Uneigennützigkeit.

Deckers.

Glauben Sie daran?

Lea (reicht ihm die Hand).

Ja!

Deckers.

Das ist die Hauptsache. Was kümmern uns die Andern? Er führt Leas Hand respectvoll an seine Lippen, darauf klingelt er und schließt den Brief an Paula.)

Benedict tritt ein.

Deckers.

Der Brief ist von Wichtigkeit. Sorgen Sie dafür, daß er sofort abgegeben wird. Zu eigenen Händen.

Benedict.

Sehr wohl, Herr Baron. (Ab.)

Deckers.

Blicken Sie nicht so schwermüthig darein! Noch haben wir keinen Grund zur Verzagtheit!

Lea.

Paula hier — und nicht hier! — Es will mir nicht aus dem Sinn!

Deckers.

Um Sie auf andere Gedanken zu bringen, will ich Ihnen erzählen; was ich bei Fregges ausgerichtet habe. Ich weiß freilich nicht, ob es Sie sonderlich erfreuen wird.

Lea (etwas zerstreut).

Erzählen Sie nur!

Deckers.

Graf Erich hat mir einen Vergleich vorgeschlagen.

Lea.

So?

Deckers.

Er will sich mit Comtesse Paula in die Einkünfte von Pyrkbusch theilen.

Lea.

Gut.

Deckers.

Aber er verlangt, daß Sie dabei umgangen werden.

Lea.

Meinethalben.

Deckers.

Die Motive dieses Verlangens sind jedoch so demüthigender Natur für Sie, daß ich es mit der Vertretung Ihrer Ehre nicht für vereinbar gehalten habe, darauf einzugehen . . . (Pause.) Sie scheinen jetzt wenig Interesse an der Sache zu haben?

Lea.

Was mache ich mir aus der Meinung des Grafen Erich und seiner Schwester! Einigen Sie sich nur immerhin mit dem Grafen, unbekümmert um mich.

Deckers.

Ich soll Ihre Ansprüche fallen lassen?

Lea.

Ja!

Deckers.

Das darf ich nicht.

Lea.

Das dürfen Sie nicht?

Deckers (bestimmter).

Das darf ich nicht, weil ich dadurch das Andenken Ihres Gatten kränken und gleichsam eine posthume Beschimpfung gutheißen würde.

Lea.

Wenn Paulas Rechte nicht gekränkt werden, will ich's vor den Manen meines Gatten schon vertreten.

Deckers.

Nein, Gräfin. Die Annahme eines solchen Compromisses, dessen Grundlage Ihre Unwürdigkeit sein soll — die können Sie nicht vertreten, weder als Weib noch als Kind, weder vor Ihrem Gemahl — noch vor Ihrem Vater.

Lea
(steht langsam auf. Leise mit bewegter Stimme).

Vor meinem Vater?

Deckers.

Vor Ihrem Vater! . . Ich habe nicht das Recht, jetzt das Zartgefühl walten zu lassen. Ich darf Ihnen nichts verschweigen.

Lea (errathend).

Der Ruf meines Vaters — das also ist der eigentliche Stein des Anstoßes?

Deckers.

Ja!

Lea (immer schneller).

Lea Brändel ist unantastbar! Die Tochter von Moses Brändel ist's vielleicht weniger?

Deckers.

Ja! Von Ihrem Thun und Lassen ist nicht mehr die Rede!

Lea (sich immer mehr erregend).

Desto eifriger sucht man dem Handel und Wandel von Moses Brändel nachzuspüren und den Ursprung seines Vermögens zu bemängeln? . .

Deckers (einfallend).

Ja! Um das, was etwa unlauter daran sein sollte, auf Sie hinüberzuführen!

Lea (stärker).

Man will mir also den Makel des Ererbten anheften?

Deckers.

Ja! Und das wollen Sie dulden?

Lea
(in größter Erregung, mit bebender, vor Zorn erstickter Stimme).

Nein! . . (Weicher.) Mein Vater! Mag er gefehlt haben . . . nicht mir steht es zu, ihn zu richten! — Von dem Augenblicke an, da ich dem Rastlosen die Augen zugedrückt, bis zu dieser Stunde, habe ich getrachtet und gerungen, sein Vermächtniß zu läutern und zu adeln. Der Gedanke an ihn, der mich so sehr geliebt, der mir nur Gutes erwiesen, öffnet mir die Hand — für mich hat er gesammelt, für ihn gebe ich's hin! Ihm gebührt der Dank, der mir gezollt wird! (Sich wieder erregend.) Mein Vater! . . Ist's nicht genug, daß sie ihn mit Hohn und Ver-

achtung durch's Leben gehetzt haben, — wollen sie ihn noch beschimpfen über das Grab hinaus?! Nein, das soll nicht ungestraft geschehen! Nein, die Gräfin Fregge hat nicht vergessen, daß sie die Tochter von Moses Brändel ist! Und den Bösen soll nach ihrer That gegeben und vergolten werden, wie sie es verdient haben!!

Deckers.

Was soll ich also thun?

Lea

(den Brief Juliens Deckers übergebend, leidenschaftlich).

Dies ist das Wappen der Fregges! Die gepanzerte Faust! Lesen Sie den Wahlspruch!

Deckers.

Persequor inimicos!

Lea.

„Ich jage meinen Feinden nach!“

Deckers.

Also soll ich verfolgen?

Lea.

Verfolgen? Bis auf's Blut!!

Der Vorhang fällt.

Dritter Act.

Ein modern eingerichtetes Arbeitscabinet mit Erker. Im Hintergrunde rechts und links von der Mittelthür Bibliothek und Regal mit Cartons und Acten. Vorn links ein großer Schreibtisch ohne Aufsatz mit Büchern und Acten bedeckt. Links hinten im Erker ein kleiner Tisch, an dem zwei Stühle stehen. Das Ganze, dunkelfarbig gehalten macht einen ruhigen, vornehmen und ziemlich strengen Eindruck.

Erste Scene.

Deckers sitzt am Schreibtisch, gegenüber Fräulein Auguste Demmler. Brückner, dem Haselmann die Thür im Hintergrunde geöffnet hat, tritt ein.

Deckers
(aufblickend und Brückner zunickend).

Gleich. (Brückner grüßt vertraulich mit einer Handbewegung, bleibt im Hintergrunde stehen und beobachtet von da mit auffälligem Interesse die junge Dame. Deckers sich wieder an diese wendend.) Die persönliche Anwesenheit Ihres Herrn Vaters in der Sitzung ist also durchaus nicht erforderlich. Sagen Sie ihm nur, er möge seine Gicht in aller Ruhe pflegen. Es würde nichts versäumt werden. Im Uebrigen wünsche ich ihm recht gute Besserung.

Auguste.

Ich danke Ihnen, Herr Doctor. (Beide erheben sich.) Papa legt wie gesagt ganz besonderen Werth darauf . . .

Deckers.

Beruhigen Sie sich! Mein Vertreter, der die Sache in Händen hat, wird alles mit größter Gewissenhaftigkeit erledigen.

Auguste.

Adieu, Herr Doctor!

Deckers.

Adieu! (Sie wendet sich zum Gehen.)

Brückner

(begrüßt die Dame, als sie an ihm vorüberkommt, sehr tief).

Mein Fräulein . . .

(Auguste erwidert den Gruß etwas erstaunt und geht schnell ab.)

Brückner (kommt vor zu Deckers).

Du, wer ist das?

Deckers.

Was?

Brückner.

Die Dame, die uns eben verlassen.

Deckers.

Interessirt Dich das?

Brückner.

Frage nicht weiter. Antworte! Wer ist die Dame?

Deckers.

Die Tochter eines meiner Clienten.

Brückner.

Und heißt?

Deckers.

Was geht Dich denn das an?

Brückner.

Sehr viel. Ich möchte mich mit ihr verloben.

Deckers.

Schon wieder? Lassen wir das, lieber Brückner! Es ist jetzt meine Sprechstunde.

Brückner.

Nun, dann sprich doch.

Deckers.

Ich habe jetzt wirklich keine Zeit.

Brückner.

Also Du verweigerst mir jede Auskunft?

Deckers (lächelnd).

Jede.

Brückner.

Dann warte einen Augenblick! Ich komme gleich wieder.

Deckers (ihm nachrufend).

Brückner! ... Er ist fort! Der Mensch wird sein Lebtag nicht verständig werden.

Zweite Scene.

Deckers. Haselmann.

Haselmann (einen Brief überreichend).

Der Brief hat Eile, sagt der Diener.

Deckers (denselben betrachtend).

Warten Sie einen Augenblick. Ah, eine bekannte Handschrift! Von Paula Fregge. (Er liest.) „Geehrter Herr! Ihre Aufforderung, mich an den von Ihnen bezeichneten Ort zu begeben, vermag ich so wenig mit den Freiheiten, die mir mein seliger Vater eingeräumt hat, in Einklang zu bringen, ..." (Er stutzt etwas und liest langsamer weiter.) „daß es Ihnen nicht ungerechtfertigt erscheinen wird, wenn ich mich nach Ihrer Legitimation zu dieser Aufforderung erkundige. Da es sich nur um Geschäftliches handeln kann, habe ich den natürlichen Wunsch, daß unsre erste Begegnung nicht in einer Privatwohnung stattfinde, und werde Sie daher in Begleitung eines der Meinigen um 5 Uhr in Ihrem Geschäftsbureau aufsuchen. Ergebenst Paula Fregge." (Den Brief noch einmal überfliegend.) Hm! Hm! wie anders das lautet als die früheren unbefangenen Briefe aus Schottland! Diese

sachgemäße Kühle und Gemessenheit . . . Offenbar ein Dictat des Collegen Lendheim, der natürlich sofort zu Rathe gezogen ist. (Er schreibt einige Zeilen.) Es ist das Einfachste, das Original gleich beizulegen. (Er faltet beide Briefe in ein Convert, das er adressirt.) Der Brief muß sofort zur Gräfin Lea Fregge gebracht werden. Besorgen Sie ihn selbst, Haselmann; hören Sie? Ich ersuche die Gräfin, sich vor fünf Uhr hierher zu begeben. Es ist also durchaus nothwendig, daß der Brief vor halb fünf Uhr in den Händen der Gräfin sei. (Nach der Uhr sehend.) Sie haben keine Zeit zu verlieren. Nehmen Sie einen Wagen!

(Während Haselmann abgeht, kommt Brückner wieder.)

Dritte Scene.

Deckers. Brückner.

Brückner (zunächst außer Athem).

Ah! — Da bin ich wieder — es war die allerhöchste Zeit! Ich habe sie gerade noch erwischt, als sie an der Ecke in die Droschke stieg und mit ihrer süßen Stimme dem Kutscher zurief: Breite Straße 36! Da traf mich ihr Blick! Ein keusches Lächeln, ein holdes Erröthen . . . Und sie entschwand! Noch einige Augenblicke verweilte ich wie gebannt auf der Stätte, wo ich mein Liebstes verlor! Aber nun habe ich wenigstens die Spur entdeckt: Breite Straße 36 . . .

Deckers.

Willst Du mir vielleicht erklären, was mich die ganze Geschichte angeht?

Brückner.

Soll ich Dir erzählen, wie und wo ich ihr zum ersten Male begegnet bin?

Deckers.

Strenge Dich nicht weiter an.

Brückner.

Es war in der Pferdebahn. Sie trug eine Mappe mit der harmonischen Aufschrift: Musik . . .

Deckers.

Mein lieber Brückner, ich habe jetzt wirklich keine Zeit; heut Abend beim Glase Bier . . .

Brückner.

Weißt Du, was die Franzosen le coup de foudre nennen?

Deckers.

Nimm an, daß ich von Allem genügend unterrichtet bin, und sage mir, was Dich in den Geschäftsstunden zu mir führt?

Brückner.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl, der in die Herzen schlägt und trifft und zündet.

Deckers.

Ich danke Dir sehr. Aber nun, lieber Brückner, da unter guten Freunden kein Zwang herrscht, laß mich jetzt arbeiten. Ich habe nämlich wirklich sehr viel zu thun und erwarte wichtigen Besuch.

Brückner.

Ich will Dich ja consultiren.

Deckers.

Ernsthaft?

Brückner.

Ernsthaft.

Deckers.

So? Nun, dann setze Dich.

Brückner.

Es geht auch stehenden Fußes. Deckers, Du mußt mich vertheidigen.

Deckers.

Hast Du denn einen Proceß?

Brückner
(mit einem eigenthümlich gemüthlichen Ton).

Natürlich!! Du weißt ja, es ergeht mir wie dem frommen Jägerburschen Max: mich verfolget Mißgeschick. Das hat bei meiner Geburt angefangen. Ich bin an einem Dreizehnten und an einem Freitage geboren, unter dem boshaftesten Unsterne unsres Firmaments. Meine Jugenderinnungen . . .

Deckers.

Um des Himmels willen! Du wirst mir doch hier nicht Deine Lebensgeschichte erzählen wollen!

Brückner.

Sie ist kurz! Meine Jugenderinnerungen beschränken sich darauf, daß, wenn im Umkreise von zehn Schritten eine Ohrfeige fiel, ich selbige unweigerlich und mit unfehlbarer Sicherheit auffing. Ich bin der friedfertigste Mensch von der Welt, bin ein gar arm, einfältig Mann! — Natürlich hatte ich in Folge dessen auf der Universität dreiundzwanzig Mensuren. Bei der Staatsprüfung merkte ich im entscheidenden Momente, daß ich zwei rechte Handschuhe eingesteckt hatte. Drei Jahre lang habe ich da oben in den fernsten Oldenburgischen Enclaven als praktischer Arzt gewirkt, ohne daß ich ein einziges Mal vom Solo- oder Kegelspiel abgerufen wäre. Das Städtchen strotzte von Gesundheit. Und als mich endlich ein gewisses Gefühl der Schamhaftigkeit von dannen treibt — hierher, wo ein unbeschäftigter Arzt wenigstens nicht auffällt — geht's da oben los! Epidemien aller Art . . .

Deckers.

Hältst Du denn das alles für durchaus nothwendig zur Charakterisirung Deines Processes?

Brückner.

Ja, lieber Freund. Wehwalt muß ich mich nennen! (Er hat während des Sprechens in Gedanken seinen Hut mit dem Aermel gegen den Strich gebürstet.) Da, siehst Du! — Gegen den Strich! Dieses widerhaarige Ding — es ist ein Sinnbild meines ganzen Daseins! So ergeht es mir . . .

Deckers.

Um nun also auf Deinen Proceß zu kommen . . .

Brückner.

Ja so . . . Daß mir das Geschick in meinem Freunde unsern besten Anwalt beschieden hat, ist wenigstens ein Sonnenstrahl in meinem trüben Leben. Heinz, Du wirst die Beredtsamkeit eines Demosthenes mit der feurigen Ueberzeugungsstärke eines Paulus vereinigen. Denn es handelt sich . . .

Deckers (ungeduldig).

Um was denn eigentlich?

Brückner.

Um Folgendes. (Er setzt sich.) Vor etwa vier Wochen sitze ich arglos im Café. Ich hütete die Schafe meines Vaters, und in der Eiche Schatten saß ich gern.

Deckers (ungeduldig, aber doch lächelnd).

Ich bitte Dich, Brückner, zur Sache.

Brückner.

Da setzt sich ein höchst fatal aussehender corpulenter Herr zu mir an den Tisch. Ein Herr mit einem jener Gesichter, die zu lebhaften Gestikulationen einladen. Und dabei athmete der Mann so laut! Ich stehe also auf, zahle, ziehe den Ueberrock an und gehe. Kaum bin ich auf der Straße, so schreit ein Mensch hinter mir her: „Halt't den Dieb!“ Ich sehe mich um und erblicke unter der Gaslaterne die breiten Wangen meines Nachbars, die noch verlockender funkeln. Ich bezwinge mich aber und frage ihn höflich: „Herr, sind Sie verrückt?“ — „Paletotmarder!“ keucht mir der Mann entgegen. Unter dem Jubel einer freudig bewegten Menge kehren wir in das Café zurück. Ich constatire, daß mein Paletot funkelnagelneu, mit Seide gefüttert, der seine aber ein ganz schäbiges, abgetragenes Ding mit Kamelotfutter ist. — „Mein Herr“, sage ich ganz ruhig, „Sie sehen, daß hier eine Verwechslung vorgelegen hat. Sie werden mir doch nicht zutrauen, daß ich eines solchen Paletots fähig sei! Also revociren Sie vor dieser ehrenwerthen Gesell-

schaft!" Der Herr wird puterroth und obenein noch grob. Seine Wangen leuchten wie schwellende Rosen. Unwillkürlich greife ich danach, um sie zu pflücken. Ich fasse und halte das schlecke Geschlüpfer . . . und da verklagt mich der Mann wegen Verbal- und Realinjurien!

Deckers.

Zu wann bist Du geladen?

Brückner
(unter verschiedenen Papieren suchend, die er aus der Tasche genommen hat).

Das ist es nicht . . . das auch nicht . . . wo ist denn das Ding geblieben? (Er entfaltet ein Stück Papier, in das er seine Cigarren gewickelt hatte.) Ah, hier! (Er reicht Deckers die Vorladung.)

Deckers (liest).

Termin zur mündlichen Verhandlung. Donnerstag den achtzehnten 11½ Uhr Vormittags. Das thut mir leid, da kann ich nicht.

Brückner.

Warum nicht?

Deckers.

Weil ich zur selben Stunde in dem großen Fregge'schen Proceß zu plaidiren habe.

Brückner (mit demselben gemüthlichen Ton wie vorher).

Natürlich!! — Ich hätte es ahnen können! . . Nun hat man den geschicktesten Advokaten als Freund . . .

Deckers (der die Vorladung wieder betrachtet hat).

Demmler heißt Dein Gegner? (Lächelnd.) Demmler? — Ich glaube gar . . . (Er klingelt. Zu dem Bureaudiener, der eintritt.) Haben wir eine Sache Demmler contra Brückner?

Brückner.

Was soll das heißen? Göttliche Ruhe rast mir in Wogen.

Bureaudiener (der in seinem Notizbuch nachgesehen hat).

Jawohl, Herr Doctor. Demmler contra Brückner. Körperverletzung. Termin am achtzehnten 11½ Uhr Vormittags." (Ab.)

Brückner.

Natürlich!! — Herr Demmler hat sich an Dich gewandt, und Du hast es angenommen?

Deckers.

Ich hatte ja keine Ahnung. Es ist wirklich unangenehm. Nun wird mein Assistent gegen Dich plaidiren müssen.

Brückner.

Mir — dies! Dies, — Tristan, — mir? Meinethalben! Nun werde ich selbst die gute Sache vertreten. Ich werde mir eine Vertheidigungsrede ausarbeiten, die großartig wirken soll . . . Also gleichzeitig plaidirst Du für die Gräfin Fregge? Du, das soll ja eine großartige Frau sein. Du weißt doch, was die Leute schwatzen?

Deckers.

Laß sie schwatzen.

Brückner.

Ist es denn richtig? Willst Du sie wirklich heirathen?

Deckers.

Wie kommst Du darauf?

Brückner.

Weil Du ein interessanter junger Mann bist, und weil es nichts Alltäglicheres gibt als fröhliche Wittwen, die in der zweiten Ehe das Glück suchen, das man in der ersten so selten findet.

Deckers.

Die Gräfin ist aber nicht alltäglich, mein Lieber! Lebten wir in Indien und wäre Graf Fregge ein Rajah gewesen, — ohne mit den Wimpern zu zucken, hätte sie den Scheiterhaufen bestiegen. Da hast Du meine Antwort auf Deine thörichte Frage.

Haselmann (meldet).

Frau Gräfin Fregge.

Deckers.

Wir haben von wichtigen Geschäften zu sprechen. Entschuldige.

Brückner

(nachdem er Lea respectvoll begrüßt hat, zu Deckers, der ihn bis zur Thür begleitet). Ein wahres Glück, daß wir nicht in Indien leben! Sie hat ihrem Schmerze nicht zu unterliegen brauchen. (Er grüßt nochmals Lea, die nichts bemerkt, und sagt, nachdem ihm Deckers bereits den Rücken gewandt hat und nach vorn gegangen ist.) Bitte, bitte, begleite mich nicht! (Er geht ab.)

Vierte Scene.

Lea. Deckers.

Deckers (Leas Hand ehrerbietig küssend).

Gnädigste Gräfin . .

Lea.

Sie sehen, ich bin ihrer Einladung gefolgt, obgleich es mir nicht ganz behaglich war . . .

Deckers.

Ich bitte Sie, Frau Gräfin!

Lea.

Es ist mir ganz besonders peinlich, daß meine erste Begegnung mit Paula hier auf fremden Boden stattfindet. Die Umgebung meiner Häuslichkeit hätte mir mehr Sicherheit gegeben — und ich werde deren sehr bedürfen! Ich fühle hier eine Beklommenheit . . .

Deckers (nach einer kurzen Pause).

Die Schreibstube des Advokaten ist nicht verfänglicher als ein Postbureau oder das Consultationszimmer eines Arztes. (Indem er einen Stuhl heranrückt und auf denselben weist.) Bitte! . . Und am Vorabende Ihres' großen Processes wird man es ganz begreiflich finden . .

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Graf Erich und Paula.

Haselmann (meldet).

Graf Fregge.

(Erich und Paula treten ein. Lea und Deckers erheben sich, der letztere geht den Eintretenden entgegen. Erich, der Decker's Begrüßung mit einer gewissen Gemüthlichkeit erwidert, begrüßt Lea kalt, aber höflich. Diese entgegnet den Gruß in derselben Weise. Paula verneigt sich, ohne sich an den Einen oder Andern persönlich zu wenden.)

Deckers.

Herr Graf, ich heiße Sie willkommen.

Erich.

Sie sehen, daß ich Ihren Besuch schnell erwidere ... Ich führe Ihnen meine Nichte zu ... (Sich an Paula wendend, vorstellend.) Baron Deckers ... die nach fast dreijähriger Abwesenheit heute Mittag zu uns zurückgekehrt ist und nun gleich ihrem fleißigen Correspondenten für seine Liebenswürdigkeit danken möchte.

Deckers (zu Paula).

Sie sind mir keine Fremde mehr, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie jetzt auch zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sehe. Ich hoffe, daß nach der Unterredung, die ich von Ihnen erbeten habe, auch bei Ihnen die natürliche Befangenheit bei einer ersten Begegnung völlig weichen wird. Zuvor aber werden Sie jedenfalls den Wunsch hegen, mit der Frau Gräfin einige Worte zu wechseln ... (Paula erhebt den Kopf, als wolle sie protestiren. Deckers blickt ihr in's Auge und fährt mit discretem Nachdruck fort.) Ich begreife das vollkommen, und es versteht sich, daß ich da einstweilen zurückzutreten habe. (Paula hat die Augen wieder niedergeschlagen, Deckers wendet sich zu Erich.) Die Damen haben mit einander zu reden, und ich möchte mich mit Ihnen über einige nebensächliche Punkte verständigen.

Erich.

Verzeihen Sie ... Wir — meine Schwester und ich — sind der Meinung, daß in diesem Augenblicke eine Unterredung der beiden Damen ohne Zeugen nicht ganz opportun sein würde.

Deckers.

Wir brauchen das Zimmer nicht zu verlassen . . . Und Sie sehen, daß es der Wunsch der beiden Damen ist; ich glaube, das entscheidet.

Erich.

Ob das ganz richtig ist, ist mir zweifelhaft. Meine Schwester und ich . . .

Deckers.

Ich habe dort alles schon zurecht gelegt. (Er führt den Grafen nach hinten links, wo im Erker der kleine Tisch steht, auf welchem einige Actenstöße liegen. Da stehen zwei Stühle, auf die sich Erich und Deckers setzen, den Rücken gegen das Publikum. Sie beginnen eine leise Unterhaltung. Das folgende Gespräch zwischen Lea und Paula wird ebenfalls mit gedämpfter Stimme geführt.)

Lea.

Ich komme Dir mit freundlichen und versöhnlichen Gesinnungen entgegen, Paula, mit dem heißen Verlangen, zwischen uns zunächst eine Verständigung anzubahnen. Glaubst Du mir? (Da Paula nichts erwidert, fährt Lea fort.) Ich bitte Dich, antworte.

Paula.

Laß mich schweigen! Ich will Dich nicht kränken, und ich kann nicht lügen.

Lea.

Ich begreife, daß Du zögerst, in die Hand, die ich Dir darreiche, einzuschlagen. Du kennst mich nicht. Als Mitschülerinnen haben wir wenig Verkehr mit einander gehabt. Damals war der Altersunterschied zwischen uns viel merklicher — und wenn wir uns selbst zu jener Zeit näher getreten wären, so würdest Du eben jetzt nur eine wenig liebevolle Erinnerung bewahren an das gefallsüchtige und trotzige Mädchen, das unter der unbilligen Strenge der Lehrer und unter den Demüthigungen seiner Mitschülerinnen zu leiden hatte, — das täglich boshafte Anspielungen auf seine Abstammung, auf seinen Glauben hören mußte, aber gerade durch den Widerspruch gereizt, seine Stellung mit Zähigkeit vertheidigte, durch unermüdlichen Fleiß das Widerstreben gefügig machte und sich mit kindischer Prahlerei durch schönere Kleider an Euch zu rächen suchte. — Eine Andre steht vor

Dir, Paula. Und ich möchte wohl, daß Du Dir die Mühe gäbest, diese Andere kennen zu lernen. Du solltest es zum Mindesten versuchen! Dann wird Dir vielleicht Manches in einem andern und freundlicheren Lichte erscheinen. Einstweilen gewinne es über Dich, jede Voreingenommenheit in Dir niederzukämpfen. Begegne mir wie einer Fremden, aber tritt mir nicht feindlich entgegen.

Paula.

Du verlangst mehr, als ich vermag. Ich bin nicht so verständig, daß ich aus Klugheitsgründen, und nicht so folgsam, daß ich auf Deinen Wunsch hin vergessen könnte. Wie sollten wir uns verständigen? Ich sehe nichts, was uns nähert; ich sehe nur, was uns trennt. Ich höre es der Bestimmtheit Deiner Erklärungen an: Du kommst mir vorbereitet, mit einem fertigen Programm entgegen. Ich habe mir nicht überlegt, was ich Dir sagen werde, und wäge auch jetzt meine Worte nicht. Ich fühle nur das Eine: — aber das so klar, so tief, daß alle Beredtsamkeit daran zersplittern wird! — unsre Wege gehen auseinander.

Lea.

Ich bin nicht „vorbereitet“ — aber ich bin die Aeltere und deshalb auch wohl die Erfahrenere. Du machst Dir nicht klar, wohin Dich Dein Weg führt, wenn Du Dich von mir abwendest. Stände mir derjenige jetzt zur Seite, der der berufene Vermittler zwischen uns sein sollte, — er würde Dir die Umkehr befehlen.

Paula.

Befehlen? — Wer würde mir befehlen?

Lea.

Dein Vater.

Paula (in tiefer Erregung leise).

Sprich das Wort nicht aus!

Lea (mit erzwungenem Lächeln).

Wenn das eine Bitte sein soll, so gibst Du ihr jedenfalls eine eigenthümliche Form.

Paula.

Du wirst mich schon verstehen.

Lea.

Ich will Dich aber nicht verstehen! Ich will mich nicht hinreißen lassen, will mich beherrschen. Und zum Glück werden wir durch den Zwang der Umgebung zu leidenschaftsloser Ruhe aufgefordert. Wir haben jetzt — so ist es ja Dein Wille — nichts Anderes gemein als den Namen, den wir führen. Wenn es mir auch zu wenig ist — es ist immerhin viel. Und ich lasse mich durch Deine Schroffheiten nicht abschrecken, weil ich weiß, was ich diesem Namen schulde.

Paula.

Vielleicht hast Du in der kurzen Zeit, in der Du ihn führst, den Werth desselben doch nicht ganz ermessen können . . .

Lea (mit überlegener Ruhe).

Auch Deine Bitterkeiten verwirren mich nicht.

Paula.

Ja, ich werde bitter! Du wählst aber auch einen ganz eigenthümlichen Ort, um mich daran zu erinnern, mit welchen Mitteln Du die Ehre unsres Namens zu wahren gedenkst — hier: die Geschäftsstube eines Advokaten, in der im selben Augenblicke über Einzelheiten des Processes Fregge gegen Fregge verhandelt wird!

Lea.

Nicht ich habe diesen Proceß herbeigeführt. Aber meinst Du, daß es ein geringeres Aergerniß ist, wenn die Tochter des Grafen Fregge — so recht vor aller Welt, so sichtbarlich wie nur denkbar — die Wittwe desselben Grafen Fregge und deren Haus geflissentlich meidet?

Paula (mit unterdrückter Leidenschaft).

Ich bitte Dich, laß meinen Vater aus dem Spiel — ich bitte Dich wiederholt: sprich das Wort nicht aus!

Lea

(sich mit Mühe noch immer beherrschend, leise, aber scharf).

Ich habe dieses eigenthümliche . . . Verbot soeben überhören wollen. Du kommst darauf zurück! Machst Du Dir klar, wessen Du Dich unterfängst, wenn Du mir zu untersagen wagst, den Namen meines Gatten anzurufen?! Du solltest mir danken, daß ich seiner in diesem Augenblick gedenke! Denn wenn ich ihn jetzt nicht vor mir zu sehen, nicht seine weiche Stimme zu vernehmen glaubte, die mich zur Schonung und Nachsicht freundlich mahnt, — wahrhaftig, ich würde es nicht über mich gewinnen, Deinen berechneten Kränkungen gegenüber auch nur äußerlich die Ruhe zu bewahren.

Paula.

Aeußerlich! — Das ist das rechte Wort! Du brauchst Dich gar nicht zu beherrschen! Zeige Dich nur in Deiner wahren Gestalt! Mir ist's viel lieber so! Denn alle Verstellung, alle Heuchelei ist mir verhaßt; erheuchelte Ruhe, erheuchelte Gattenliebe! . .

Lea

(in starkem Affect, aber immer mit erstickter Stimme).

Paula!

Paula.

Nun? Was wünschest Du?

Lea (ihre Fassung wieder gewinnend, bebend).

Du wirst mir noch abbitten! (Paula macht eine abwehrende Geste. Lea fährt mit energischem Ausdrucke fort.) Kniefällig abbitten! — Mache es Dir nicht zu schwer! Sei jetzt nicht zu hochmüthig, damit Du Dich später nicht zu tief zu demüthigen brauchst.

Paula.

Demüthigen?

Lea.

Du wirst Dich demüthigen, wenn Du Deinen Vater geliebt hast! Denn Du thust mir schweres Unrecht an, und Du schuldest mir Dank! Ich habe Deinem Vater treu zur Seite gestanden, habe ihm sein schweres Herz erleichtert, bin ihm ein

Trost, eine Stütze gewesen, da Eure thatenlose Liebe ihn vor Verzweiflung zu bewahren nicht vermocht hat. Ich habe mich dessen nicht zu rühmen; denn es ist mir leicht geworden! Aber ich kann und werde es nicht dulden, daß meine Gesinnungen und Handlungen ungläubig belächelt, ja gelästert werden von der Tochter desjenigen, dessen Achtung und Liebe ich mir errungen habe.

Paula.

Deine Großmuth . . .

Lea

(immer mit erstickter, bebender Stimme, aber sehr scharf und energisch).

Schweig! (Paula erhebt trotzig den Kopf, Lea blickt ihr gebieterisch in's Auge, so daß Paula unwillkürlich den Kopf abwendet. Nach einer kurzen Pause sagt Lea in tiefer Erregung.) Ich will Dir vergeben; denn Du weißt nicht, daß ich ihn geliebt habe! (Mit weicherem Ausdrucke.) Wären wir Freundinnen, und könnte ich Dir Alles sagen, was ich empfinde, wenn ich seiner gedenke — aus der Tiefe meiner Seele heraus, würde ich zu Dir reden und Töne finden, die Dein sprödes Herz erweichen, die Dich rühren und erschüttern sollten. Du hast mein Vertrauen nicht gewollt. Ich muß mich bescheiden. Aber Du wirst die Wahrheit erkennen, und das, was Dich jetzt von mir abstößt, wird Dich dereinst an mich drängen. Dann komm zu mir! Ich will Dir zeigen, daß man vergessen kann. Und das, was uns jetzt scheidet, soll uns vereinigen! Lebe — wohl! (Sie wendet sich ab, verabschiedet sich mit einem sehr kühlen Gruße von Erich — die beiden Herren haben sich inzwischen erhoben — und geht ab. Deckers begleitet sie.)

Paula (vor sich hinblickend, langsam.)

Sollte ich ihr wirklich Unrecht thun?

Sechste Scene.

Erich. Paula.

Erich.

Nun? . . Du bist doch fest geblieben?

Paula (mit einem leisen Seufzer).

Ja!

Erich.

Das ist gescheidt. Baron Deckers . . . (Sich umsehend.) Ja, wo steckt er denn? Ah, er giebt vermuthlich seiner schönen Clientin das Geleit. — Es ist übrigens ein Teufelskerl, dieser Baron! Er hat mir eben haarklein auseinandergesetzt, daß die Unterredung mit Dir, — die beinahe den Charakter einer Testamentseröffnung habe, sagt er — durchaus nur unter vier Augen stattfinden könnte. Ich habe mich natürlich gesträubt. Aber Deckers will keine Raison annehmen. Er erklärt auf das Bestimmteste, daß er entweder mit Dir allein oder gar nicht sprechen werde. Ich habe replicirt: es wäre am Ende nicht ganz schicklich, wenn eine junge Dame . . . da hat er mir denn etwas von einem Postbureau und einem ärztlichen Consultationszimmer vorerzählt, das mir einleuchtend erschien . . . Ich hab's leider vergessen! Was meinst Du nun?

Siebente Scene.

Erich. Paula. Deckers.

Deckers.

Verzeihung, Comtesse . . . der Herr Graf wird Ihnen jedenfalls schon eröffnet haben, daß ich Sie ersuche, mir vertrauensvoll eine Unterredung ohne Zeugen zu gewähren. Dem Freunde Ihres Vaters, den dieser mit einem Auftrage an Sie beehrt hat, werden Sie diese Gunst nicht versagen. Ihren Oheim wollen wir also bitten, sich einstweilen in das anstoßende Zimmer zu begeben. (Paula tritt an den Schreibtisch und setzt sich. Sie legt möglichst discret und vom Publikum unbemerkt, ihren Hut ab.)

Erich.

Es ist mir immer noch sehr zweifelhaft, ob das das Richtige ist. Meine Schwester und ich . . .

Deckers.

Sie finden dort Cigarren, Zeitungen, Bücher, sogar ein Clavier.

Erich.

Ich danke. Ich spiele nicht . . . Clavier.

Deckers.

Aber Sie rauchen?

Erich.

Hören Sie einmal, Baron, Sie beehren mich da eigentlich mit einer etwas komischen Rolle. Ich begleite meine Nichte, blos, weil meine Schwester und ich der Ansicht sind, daß wir das junge Mädchen hier nicht allein lassen dürfen. Meine Schwester und ich wünschen, daß Comtesse Paula jetzt weder mit Ihnen noch mit Ihrer Clientin eine vertraute Unterhaltung führe. Nun machen Sie mich zunächst hier im Zimmer unschädlich, um die beiden Damen ungestört conversiren zu lassen, und jetzt complimentiren Sie mich hinaus. . . Wie gesagt, es ist mir höchst zweifelhaft, ob das das Richtige ist.

Deckers.

Es ist das Richtige, verlassen Sie sich darauf.

Erich.

Paula, was meinst Du? (Paula schweigt.) Nun, da Comtesse Paula nicht protestirt... meinethalben! (Zu Paula.) Du brauchst übrigens Julien nichts davon zu sagen. (An der Thür zu Deckers.) Lassen Sie mich nicht zu lange warten! (Beim Abgehen.) Es ist wirklich langweilig — und es ist mir noch immer sehr zweifelhaft ... Ah! (Er gähnt.) Ich bin furchtbar müde! .. (Er geht ab.)

Achte Scene.

Deckers. Paula.

Deckers.

Zunächst eine etwas unbescheidene Frage: den Brief, den Sie heut an mich gerichtet haben, haben Sie doch wohl nicht selbst aus sich herausgeschrieben? Den hat gewiß ein Andrer angeregt und in einigen Wendungen auch stilisirt? Nicht wahr, meine Gnädigste?

Paula.

Ja, Herr Baron.

Deckers.

Ich danke Ihnen. Wir waren uns ja schon näher gerückt. Jener Brief hat die Entfernung wiederum vergrößert. Betrachten wir also die letzten Schriftstücke unserer Correspondenz als nicht vorhanden, um unsrer Unterredung gleich einen etwas intimeren Charakter zu geben, der dem Gegenstand derselben viel angemessener ist. (Herzlich.) Denn ich habe Ihnen von Ihrem Vater zu reden, — den ich verehrt habe, und dessen Andenken mir theuer ist. Nun sehen Sie doch keinen Widersacher mehr in mir.

Paula.

Nein, Herr Baron! Ich glaube und fühle, daß Sie aufrichtig sprechen.

Deckers (warm).

Sie dürfen mir glauben! . . Man hat Sie nach meiner Legitimation fragen lassen. Ich will mich gern vor Ihnen ausweisen. Den Winter von 77 auf 78 habe ich in Nizza verbracht, um die einzige unangenehme Erinnerung an den Feldzug, eine verschleppte Bronchitis, gründlich los zu werden. Dort hatte ich das Glück, den Grafen Lothar Fregge kennen zu lernen. Die Umgebung war uns Beiden gleichermaßen wenig sympathisch. Inmitten von allen möglichen fragwürdigen internationalen Existenzen näherten wir uns schneller, als es sonst wohl geschehen wäre. Vor allem aber war es mein Beruf als Jurist, der mir die Zuneigung und das Vertrauen Ihres Vaters erwarb. Es war ihm ein Trost, eine Erleichterung, daß er sich mit mir gründlich aussprechen konnte über Dinge, die zu delicat sind, um in einer jungen Ehe erörtert zu werden. Er gewährte mir einen Einblick in seine Verhältnisse. Die völlige, fast kindlich zu nennende Unerfahrenheit in allen Dingen des praktischen Lebens, die er dabei offenbarte, erregte mein Erstaunen und rührte mich zugleich. Man hatte ihm böse mitgespielt, dem vertrauensseligen Mann! Aber sein glücklicher Leichtsinn, oder sagen wir lieber: die Unkenntniß seiner wahren Lage ließ es ihn nicht zu tief

empfinden. Um so weniger, als er an die Folgen seiner kostspieligen Leichtgläubigkeit nun nicht mehr gemahnt wurde. Bisweilen, wenn ich ihm kopfschüttelnd gegenüber saß und mich einmal zu einer milden Strafpredigt ermannen wollte, fühlte ich mich auf der Stelle entwaffnet, sobald er mich mit seinen hellen ehrlichen Augen anstrahlte, während er arglos schmunzelnd mit seiner schmalen weißen Hand den Parademarsch trommelte. — Und da bemerke ich eben: Sie haben ganz die Augen Ihres Vaters, Comtesse! — Ueber die ungeheuren Verluste, die er erlitten hatte, konnte er lächeln. Manchmal jedoch verdüsterte sich seine Stirn und sein Auge umschleierte sich, . . . wenn er von Ihnen sprach, Comtesse Paula! Und das geschah oft!

Paula (drückt das Tuch vor die Augen).

Mein guter Vater!

Deckers.

Er hat Sie sehr geliebt! Und der Gedanke an sein Kind, das fern von ihm lebte, und das er traurig wußte, war der einzige Schatten, der auf das Glück seiner zweiten Verbindung fiel. Denn diese Ehe, Comtesse, die von den Ihrigen so falsch aufgefaßt, die dem Grafen so verargt wird und seiner Gattin den schnödesten Undank einbringt, — diese Verbindung mit Lea Brändel war ein seltenes Glück, glauben Sie einem Kundigen!

Paula (weich).

Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, Herr Baron, rühren Sie das nicht an! — es thut mir zu wehe! — wenigstens jetzt nicht . . . nicht heute . . . ich habe eine ermüdende Fahrt zurückgelegt — starke Erregungen gehabt . . . Ich bin weich und widerstandslos . . . Bitte, schonen Sie mich . . . lieber Herr Baron!

Deckers.

Mein gnädigstes Fräulein, ich will Ihnen wahrhaftig nicht wehe thun. Ich weiß ja, wie man diese Frage nur mit äußerster Behutsamkeit berühren darf. Aber sie läßt sich nicht umgehen. Sie läßt sich jetzt, da Sie hier eingetroffen sind, nicht einmal aufschieben. Es wäre gewissenlos, wenn ich mit verschränkten

Armen dastehen und es ruhig mit ansehen sollte, wie sich die Scheidung zwischen Ihnen und der Gattin Ihres Vaters befestigt. Denn jene Frau, die Ihnen so verhaßt ist . . .

Paula (einfallend, herzlich).

Ich bitte Sie! . . (Mit veränderter Stimme.) Man hat mir schon gesagt, mit welcher Wärme Sie sich der alleinstehenden Wittwe annehmen! (Leiser.) Man hat mir auch gesagt . . . (Sie schweigt.)

Deckers.

Ich errathe. (Ernst und langsam.) Ah, Sie mißtrauen mir! Sie glauben, daß ich jetzt für Andere, vielleicht gar für mich selbst spreche? . . Ich habe nicht erwartet, daß ich einen solchen Verdacht bei Ihnen zerstreuen müßte. (Wärmer.) Nein, Comtesse ich spreche jetzt nicht für meine Clientin, an die mich auch, beiläufig bemerkt, nicht der unsaubere Eigennutz fesselt. — Wenn man Ihnen gesagt hat, daß ich an der ganzen Sache ein anderes als ein ideales Interesse habe, so hat man . . . die Unwahrheit gesprochen. — Nein, ich spreche für Sie, für die Tochter meines verstorbenen Freundes, die mir durch alles, was ich aus seinem Munde vernommen, tief sympatisch geworden ist; ich spreche für Sie, die nun durch ihr Erscheinen, durch ihr ganzes Wesen, durch ihren kindlichen Schmerz und ihre Hilflosigkeit ohne ihr Zuthun diese Gefühle einer warmen und starken Sympathie noch festigt; ich spreche für die Tochter des Grafen Fregge, die sich nicht sehr anzustrengen brauchte, um mir eine Freundin zu werden, und denke an keine Andere.

Paula.

(streckt ihm die beiden Hände entgegen, die Deckers mit Wärme drückt).

Ich danke Ihnen! — Ich glaube Ihnen!

Deckers.

Sie haben Recht!

Paula.

Was haben Sie mir nur angethan, daß ich Ihnen so ganz vertraue?

Deckers.

Sie fühlen, daß Sie sich auf mich verlassen können.

Paula.

Und das darf ich doch? Ganz und gar? Nicht wahr?

Deckers.

Ganz und gar! . . Und noch mehr, als Sie ahnen! Es fällt mir jetzt wahrhaftig nicht schwer, den letzten Wunsch Ihres Vaters zu erfüllen.

Paula.

Ach, ich athme wieder auf! . . Mein Vater! . . Seit Jahren kann ich jetzt zum ersten Male das Wort wieder aussprechen und seiner gedenken, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten. . . Sind Sie gegen ihn auch immer so gut gewesen? Wann haben Sie ihn verlassen?

Deckers.

Ein Vierteljahr vor . . . vor Empfang dieses Briefes!

(Deckers hält das Schreiben in der Hand, Paula beugt sich langsam vor und nähert sich Deckers. Sie betrachtet lange den Brief und nimmt ihn, ohne ihre Stellung zu verändern, aus Deckers Hand. Dieser läßt sie ruhig gewähren. Der Brief zittert in Paulas Hand, ihre Augen füllen sich mit Thränen.)

Paula (ganz leise).

Die Buchstaben verschwimmen . . . Bitte, lesen Sie!

(Deckers nimmt den Brief wieder aus ihrer Hand. Beide behalten die frühere Stellung unverändert bei.)

Deckers (liest mit leiser Stimme).

„Nizza, den 26. Mai 1878."

Paula (wie oben).

Sein Todestag!

Deckers (fährt fort).

„Mein heißgeliebter junger Freund! Ich fühle, daß meine letzte Stunde naht. Ich möchte mit allem Irdischen abschließen; aber die Kraft versagt mir. In der vergangenen Nacht, als ich mir vergegenwärtigte alles, was ich bis jetzt versäumt habe, und was ich nun nicht mehr werde erledigen können, überfiel mich eine seltsame Bangigkeit und peinigende Unruhe. Aber da habe ich an Sie gedacht, an Ihre treue Freundschaft, und ich

habe den Frieden wieder gewonnen. Ich hinterlasse kein Testament, denn ich weiß nicht einmal, worüber ich verfügen kann. Sie werden zu Gunsten der Meinigen meine materiellen Rechte wahren und besser wahren, als ich es gethan und zu thun vermocht habe. Sie werden der Gräfin Lea, deren Edelsinn Sie kennen, mit Rath und That getreu zur Seite stehen und das Mißverständniß, das sie von den Meinigen trennt, zu beseitigen bemüht sein. Vor allem aber empfehle ich Ihrer nimmer rastenden Fürsorge mein theures Kind. Es ist mein sehnlicher Wunsch, daß Paula, sobald sie es über sich vermag, mit Lea sich vereinige und mit ihr in Frieden und Freundschaft lebe. Seien Sie meiner Paula ein Beistand, eine Stütze. Sie wird sich Ihnen gern vertrauen, wenn sie von mir erfährt, daß Sie mir ein Freund gewesen sind. Leben Sie wohl, geliebter Freund, empfangen Sie den thränenerfüllten Dank und den Segen eines Sterbenden. Lothar Fregge."

(Während des letzten Theils des Briefes hat Paula den Kopf noch mehr gesenkt und bei der Stelle, in der von ihr die Rede ist, leise geschluchzt. Zuletzt weint sie bitterlich.)

Deckers

(hat sich langsam erhoben. Er tritt hinter Paula und neigt sich zu ihr. Er streichelt leise ihr Haar und sagt sanft und innig).

Weinen Sie nur!

(Paula zuckt heftig zusammen, dann erhebt sie sich, ohne die Hände von den Augen zu nehmen. Endlich läßt sie die Hände langsam herabgleiten und richtet den Kopf etwas auf. Sie blickt Deckers an, der mit inniger Theilnahme sie betrachtet. Da wirft sie sich plötzlich laut schluchzend an seine Brust.)

Deckers

(tief gerührt, umfängt sie und sagt, während er lächelnd ihre Locken glättet).

Beruhigen Sie sich, mein theures Kind! Sie sind ja nicht mehr allein!

Paula

(hebt den Kopf auf und wiederholt selig lächelnd).

Nicht mehr allein? . . Das fühle ich jetzt zum ersten Mal!

Deckers.

Und nun werden Sie mir doch glauben, daß ich Sie nicht mehr verlassen werde! . . Ich hab's gewußt, Paula, als ich Sie sah!

Paula (selig).

Ich auch!

Deckers
(küßt innig ihre Hand).

Paula (erröthend).

Nun haben wir uns wohl alles gesagt?

Deckers.

Alles!

Paula.

... Und mein armer Onkel ... Er wartet.

Deckers.

Richtig! .. Den hatte ich ganz vergessen.

Paula.

Ich auch.

Deckers
(küßt ihre Hand nochmals und geht dann leichten Schrittes zur Thür, die er öffnet).

Er schläft! — Herr Graf!

Erich (im Nebenzimmer, verschlafen).

Wie?

Deckers.

Sie sind erlöst.

Erich (im Nebenzimmer).

Gott sei Dank!

Paula (für sich, glücklich).

Ja, Gott sei Dank!

Neunte Scene.

Erich. Die Vorigen.

(Während der folgenden Unterredung zwischen Paula und Erich schneidet Deckers eine Rose von einem blühenden Stocke, die er Paula beim Abschied überreicht.)

Erich
(reibt sich die Augen, sehr vergnügt).

Meiner Treu, ich glaube, ich habe fest geschlafen. Kein Wunder! .. Nun, ist die Conferenz zu Ende?

Paula.

Ja.

Erich (die Beiden betrachtend).

Scheint ja zu allgemeiner Zufriedenheit verlaufen zu sein. (Zu Paula.) Du siehst ganz verändert aus!

Paula.

Ich bin auch eine Andere geworden.

Erich.

Wieso?

Paula.

Komm nur! Julie wartet. (Sie zieht Erich fröhlich, fast übermüthig der Thür zu, während sie Deckers schelmisch zunickt.)

Erich (beim Abgehen).

Du brauchst übrigens Julien nicht zu erzählen, daß ich Euch allein gelassen und geschlafen habe.

Paula.

Komm nur! Adieu! Adieu! (Sie führt die Rose an ihre Lippen und grüßt Deckers herzlich damit. Beide ab.)

Deckers

(der ihr mit heitrem Lächeln nachgeblickt hat, stützt den Arm auf den Stuhl und schüttelt behaglich lächelnd den Kopf.)

Also so sieht meine künftige Frau aus! . . Ich bin's zufrieden! Und dabei soll man morgen plaidiren! (Er setzt sich und streckt sich behaglich auf dem Sessel, während er übermüthig laut ruft.) Haselmann!! (Derselbe erscheint an der Thür.) Die Acten Fregge contra Fregge!! — Ich bin's zufrieden! von ganzem Herzen zufrieden! . . (Langsam, lächelnd.) Paula Deckers! Es klingt!

Der Vorhang fällt.

Vierter Act.

Sitzungssaal im Gerichtsgebäude.

Ein monumentaler Säulenbau in strengem Stile.

Links vorn ein langer Tisch, der auf einem mehrstufigen Podium steht und mit tiefgrünem Tuch ganz behangen ist. Um diesen vier Sitze: an der Langseite zwei Stühle, in der Mitte der Sessel des Präsidenten, an der Schmalseite der Stuhl für den Gerichtsschreiber. Nach der Mitte der Bühne zu zwei kleine Tische für die Anwälte, der eine hinter dem andern; hinter diesen Stühle. Rechts von diesen, etwa in der Mitte, die Schranke, die das Publikum vom Verhandlungsraume trennt. Diese Schranke (mit practicabler Thür) geht parallel mit der rechten Seitenwand von der zweiten Gasse bis zur vierten oder fünften und parallel mit dem Hintergrunde, bildet demnach einen stumpfen Winkel. Ein großes Frescogemälde, welches die ganze Breite des Hintergrundes ausfüllt, schmückt die Hauptwand desselben. Dasselbe stellt irgend ein angemessenes Sujet dar; etwa allegorisch die Themis mit verbundenen Augen, das Urtheil Salomonis, das jüngste Gericht oder dergleichen.

Vorsitzender, Räthe und Gerichtsschreiber sitzen an einem langen Tische, Deckers an dem ersten kleinen Tisch vor demselben; Lendheim steht an dem zweiten Tisch im Begriff seine Rede abzuschließen. Das Publikum befindet sich außerhalb der Schranken.

Lendheim.

Weisen Sie die Klägerin ab, meine Herren Richter! Selbst wenn Sie sich den rechtlichen Folgerungen unseres Gegners anschließen wollen — aus sittlichen Gründen werden Sie dazu genöthigt sein. Wir haben nicht das Recht, vorurtheilsfreier zu sein, als der Stifter des Fideicommisses es gewesen ist. Wir haben dessen Willen einfach zu respectiren! Und der Stifter hat in weiser Voraussicht der Gefahren, die wider uns Christen von Seiten des sogenannten modernen Aufklärungs- und Toleranzdusels heraufziehen werden, angeordnet, daß in seiner Erbfolge

die Einheit des Glaubens, der Abstammung, der Gesellschaft gewahrt werden solle. Dieser schöne Gedanke soll jetzt durch fremde, pietätlose Hände zu Schanden gemacht und zertrümmert werden. An die Stelle des stolzen Wahlspruchs auf dem Fregge'schen Wappen soll eine Zahl treten: Fünfzig Procent Zinsen! Und da, wo das ritterliche Schwert der Fregges blitzte, will Shylock sein ruchloses Messer wetzen. Auch die glänzendste Beredtsamkeit wird aus dem Vater der Lea, aus Moses Brändel, keinen Biedermann machen. Die Tochter des Wucherers Brändel hat keinen Anspruch auf das Fregge'sche Erbe. Weisen Sie die Klägerin ab! Es hat ihr nicht genügt, den Namen Fregge mit der Familie gemein zu haben; sie hat den Fregges auch das ehrwürdige Familienbesitzthum entziehen und zu ihren — redlich ererbten Millionen schlagen wollen. Angesichts eines solchen Vorhabens kenne ich keine Rücksichtnahme; da empört sich in mir der Christ und Germane! Und Ihr Votum, meine Herren, kann nur zu Gunsten meines Clienten, zu Gunsten des in ihm bedrohten Germanenthums ausfallen. Sie werden die Klägerin abweisen.

(Bewegung im Publikum, Lendheim trocknet sich die Stirn und setzt sich. Deckers steht auf.)

Vorsitzender (zu Deckers).

Sehen Sie sich zu einer größeren Replik veranlaßt?

Deckers.

Ja wohl, Herr Präsident.

Vorsitzender.

In diesem Falle möchte ich den Vorschlag machen, daß wir jetzt eine Pause eintreten lassen. Sie werden dann das Wort nehmen.

Deckers.

Sehr wohl, Herr Präsident.

Vorsitzender.

Ich vertage die Sitzung auf 12 Uhr.

Der Gerichtshof erhebt sich und tritt nach links ab. (Berathungszimmer.) Deckers und Lendheim gehen rechts in das Zimmer der Anwälte. Das Publikum erhebt sich geräuschvoll und steht in Gruppen umher. Es herrscht allgemeine Bewegung, Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, allen Gesellschaftsklassen angehörig und jeden Alters, gehen ab und zu, zum Theil in Gruppen, zum Theil allein, einige in lebhafter Unterredung, andere schweigsam. Dazwischen bemerkt man die Gerichtsdiener in einfacher dunkler Uniform, die auf allerlei Fragen Auskunft ertheilen, Subalterne, die Actenstöße von einem Bureau in das andere tragen, höhere Beamte ꝛc.

Julie, Erich, Paula, denen **Joseph** folgt, kommen nach vorn.

Julie.

Ein wahres Glück, daß der Präsident ein Einsehen gehabt und eine Pause hat eintreten lassen! (Sich fächelnd.) Uff! Ich ersticke! Diese Hitze! Dieser Dunst!

Erich.

Geschieht Dir ganz recht! Wer nicht hören will . . .

Julie.

Trotzdem bin ich ganz froh! Nun weiß ich wenigstens, was ich von diesem Deckers zu halten habe. Der Mann hat mich gründlich enttäuscht! Langweilig und nüchtern! Paragraph so und Paragraph so . . . Und das sagt . . . Und daraus folgt . . . Und das Obertribunal . . . Und das Landrecht . . . Alles im trocknen Geschäftstone, ohne Schwung . . . Nichts Packendes, nichts Pikantes!

Paula (trägt die Rose von Deckers).

Warte doch nur den Schluß ab, bis jetzt hat Herr v. Deckers ja nur von der Rechtsfrage gesprochen.

Julie.

Mit diesem Baron bin ich fertig! . . . Lendheim! Ah! Den lasse ich gelten! Dieser vernichtende Sarkasmus, diese Sittlichkeit, dieses christliche Bewußtsein! Charmant, ganz charmant, das muß ich sagen! — Aber nun möchte ich in der Loggia einen Zug frischer Luft thun. Vielleicht bekommt man da auch ein Glas Selterwasser. Kommst Du mit?

Erich.

Laßt Euch lieber von Joseph begleiten. Es wäre doch möglich, daß Lendheim eine Frage an mich zu stellen hätte ... Ich erwarte Euch also hier in einer Viertelstunde.

(Julie, Paula und Joseph ab.)

Thomas

(zu Demmler, einem corpulenten Herrn, der ihm eine Vorladung zeigt; hinter diesem Emilie, ein ältliches Fräulein in bürgerlicher Kleidung, und Auguste Demmler, die jetzt einen blauen Schleier trägt).

Körperverletzung? — Links eine Treppe höher! (Der Herr und die beiden Damen gehen ab.)

Ein Arbeiter

(im Gespräch mit einem Bürger nach vorn kommend).

Nehmen Sie Loertsch! Der gewinnt alle Processe.

Erster Bürger.

Loertsch? Wer ist denn das?

Arbeiter.

Den Volksanwalt Loertsch kennen Sie nicht? Da steht er! Der kleine Semmelblonde, der da mit dem Langen spricht. Ich sage Ihnen: ein feiner Kopf und billig. Loertsch gewinnt alle Processe!

Erster Bürger.

Mir ist eine Hypothek gekündigt worden, obgleich mir der Mann ausdrücklich gesagt hatte ...

Arbeiter.

Sie brauchen nichts zu bezahlen, wenn Loertsch die Sache macht. Sie hätten blos sehen sollen, wie der meinem Wirthe eins aufgespielt hat mit der Exmissionsklage ... Und ich habe die Miethe noch nicht gezahlt ... Ich sage Ihnen, dieser Loertsch ...

Erster Bürger.

Versteht er denn auch etwas von Hypotheken.

Arbeiter.

Loertsch versteht alles! ...

Brückner (schnell von links).

Sie war's! Mein Auge hat mich nicht getäuscht! (Sich an Thomas wendend.) Entschuldigen Sie, können Sie mir vielleicht sagen, wo die junge Dame mit dem blauen Schleier hingegangen ist?

Thomas.

Was für eine Dame?

Brückner.

Die junge Dame, auf welche alle Grazien das Füllhorn überschwänglicher Anmuth ausgeschüttet haben, blondlockig und blauäugig, mild wie der Sonne Licht . . .

Thomas.

Was sagen Sie?

Brückner.

Ah! Er versteht mich nicht einmal, der in Ehren ergraute Biedermann!

Thomas.

Herr! . . Was wollen Sie denn eigentlich?

Brückner.

Ach, Sie verstehen mich nicht! (Er geht schnell nach rechts ab.)

Thomas (ihm nachrufend).

Sie denken wohl, Sie können hier Beamte . . .

Loertsch (mit dem zweiten Bürger im Gespräch nach vorn kommend).

Natürlich muß er vom Zins ablassen! Sie haben Sonnenseite gemiethet?

Zweiter Bürger.

Ja.

Loertsch.

Schriftlicher Contract mit dem Worte Sonnenseite?

Zweiter Bürger.

Ja.

Loertsch.

Und nun werfen die Bäume vor Ihrem Hause Schatten, und Sie haben keine Sonne?

Zweiter Bürger.

So ist es.

Loertsch.

Die Sache ist klar. Wir klagen auf Erlaß der Hälfte des Miethzinses. Die Bäume absorbiren den . . . Kohlenstoff oder den . . . Stickstoff . . . in Folge dessen ist die Luft in Ihrer Stube dumpfig und ungesund, und bei Ihren starken körperlichen Anstrengungen . . . Was sind Sie denn?

Zweiter Bürger.

Diener im Museum.

Loertsch.

Dann erst recht! Wenn Sie den ganzen Tag in der schwülen Luft des Museums zugebracht haben . . .

Zweiter Bürger.

Entschuldigen Sie, ich bin unten, bei den Antiken, da ist es kühl.

Loertsch.

Dann erst recht! Wenn Sie den ganzen Tag in der eisigen Kellerluft des Museums zugebracht haben, dann brauchen Sie Abends ein behagliches, von der Sonne durchwärmtes Stübchen. Der Proceß ist gewonnen.

Arbeiter (zu seinem Begleiter).

Nun, was habe ich Ihnen gesagt? Dieser Loertsch! Was? Das ist ein Mann! Loertsch gewinnt alle Processe.

Loertsch (zum zweiten Bürger leiser).

Uebrigens . . . wissen Sie von Ihrem Wirthe nichts? Hat sich der Mann nichts zu Schulden kommen lassen? Besinnen Sie sich! . . So eine kleine Beamtenbeleidigung oder dergleichen wird sich doch wohl finden lassen.

Zweiter Bürger.

Nicht, daß ich wüßte.

Loertsch.

Es ist nämlich immer gut, wenn man die Civilsachen auf den Criminalproceß hinausspielt. Da bekommen Sie Ihr Recht viel schneller.

Zweiter Bürger.

So? Ich weiß aber nichts.

Loertsch.

Besinnen Sie sich nur. (Zu einem Reporter, der an ihn herankommt.) Ah, Herr Doctor! Heute ist's hier vornehm! Der große Fregge'sche Proceß!

Reporter.

Ich will versuchen wenigstens den Anfang noch in das Abendblatt zn bringen. Die Sache macht viel von sich reden. Es scheint schlecht für die Gräfin zu stehen.

Loertsch (schüttelt ungläubig den Kopf.)

Deckers verschießt sein Pulver nicht zu früh! Ganz mein System! Den muß man kennen! (Es bildet sich allmählig um Loertsch eine Gruppe, zu der auch Erich stößt, als er merkt, wovon die Rede ist.) Graf Fregge wird verlieren, und die Gräfin Lea wird gewinnen. Das sage ich Ihnen! Weshalb? Weil die Sache gründlich verfahren ist von dem großen Herrn Justizrath. Wäre der Graf zu mir gekommen, zum Winkelconsulenten, für tausend Mark hätte ich ihm die Viertelmillion jährliches Einkommen gerettet. Ich hätte einen schönen, lustigen Scandal- und Criminalproceß daraus gemacht; und wie ich die Lea kenne . . .

Reporter.

Sie kennen die Gräfin?

Loertsch.

Ob ich sie kenne! Sie und ihre werthe Familie! Für den alten Moses Brändel habe ich manchen lieben Proceß geführt und gewonnen. Das war ein Kunde! Der ließ nicht locker! Unsereins weiß, wie man mit den Leuten zu sprechen hat.

Thomas.

Meine Herrschaften, hier ist keine Volksversammlung!... Und Sie, Herr Loertsch, halten Sie hier keine Reden! Sie wissen, der Präsident ist so wie so nicht gut auf Sie zu sprechen.

Loertsch.

Werden Sie nur nicht ungemüthlich! (Ihm die Dose reichend.) Ein Prischen gefällig?

Thomas (nimmt die Prise).

Alles schön und gut; aber es muß doch alles seine Ordnung haben! (Die Gruppe zerstreut sich.)

Loertsch (den Grafen Erich erblickend).

Ah, Herr Graf!

Erich (von oben herab).

Woher kennen Sie mich?

Loertsch.

Wer sollte den Herrn Grafen nicht kennen? Ich wollte mir schon einmal die Ehre geben, den Herrn Grafen aufzusuchen, um über den Herrn Moses Brändel gewisse Dinge mitzutheilen, die den Herrn Grafen vielleicht interessiren könnten.

Erich.

Jedenfalls kennen wir uns hier nicht.

Loertsch.

Hier nicht ... Wie der Herr Graf befehlen. (Er geht unter Verbeugungen nach hinten.)

Erich (ihm verächtlich nachblickend).

So sehen also die Hausfreunde meiner Schwägerin aus.

Ein Dandy (zu Thomas).

Zimmer 76.

Thomas.

Wechselklage? Zwei Treppen höher, rechts. Das müßten Sie doch wissen!

Dandy (Erich erblickend).

Ah, cher comte! Richtig, heute ist ja Ihre Sache.

Erich.

Was machen Sie denn hier?

Dandy.

Ich? Ah, nichts Besonderes . . . Ich will mir den Schwindel einmal ansehen.

Loertsch

(der langsam sich genähert hat, die Achseln zuckend, lächelnd).

Schwindel! (Er tritt vor. Zum Dandy. Sie verzeihen ... Wenn Sie zwei Drittel baar decken und für die andre Hälfte ein sicheres Accept auf zwei Monate geben, will mein Client die Klage gegen Sie zurücknehmen.

Dandy.

Lassen Sie mich zufrieden!

Loertsch.

Wie Sie meinen. (Er tritt zurück.)

Dandy.

Ich kenne den Menschen gar nicht . . . Ich bin nämlich — aber unter uns — das Opfer eines schmählichen Ueberfalls geworden. Morgen Nachmittag könnte ich Alles reguliren. Aber diese infamen Halsabschneider . . . Sagen Sie 'mal, Graf, sind Sie bei Kasse?

Erich.

Bedaure sehr.

Dandy.

Es handelt sich um lumpige 2000 Mark, und deswegen die Blamage! . . .

Erich.

Es thut mir leid, aber ich habe alles in allem etwa hundert Mark bei mir.

Dandy.

Dann leihen Sie mir die! Damit stopfe ich den Leuten schon einstweilen den Mund, und, wie gesagt, morgen Nachmittag regulire ich alles.

Erich (giebt ihm ein Bankbillet).

Uebrigens ... ich erwarte Damen ... meiner Familie ... wir brauchen uns wohl nicht zu kennen?

Dandy.

Ich verstehe ... also auf morgen! Bonjour, cher comte (Er geht ab.)

Brückner (schnell von rechts).

Noch habe ich sie nicht gefunden. (Zu Thomas.) Entschuldigen Sie, haben Sie vielleicht eine Dame mit einem blauen Schleier gesehen?

Thomas.

Das haben Sie mich ja schon einmal gefragt.

Brückner.

So? Dann bitte ich um Vergebung. Aber da inzwischen die Erde ihren Kreislauf um die Sonne fortgesetzt hat, schließt die Verneinung jener früheren Frage die Nothwendigkeit einer erneuten Verneinung auf meine jetzige nicht in sich.

Thomas.

Was sagen Sie da?

Brückner.

Ach, Sie verstehen mich nicht!

Thomas.

Herr! nun hab' ich's aber satt!

Brückner (giebt ihm eine Cigarre.)

Beschwichtigen Sie die Wallungen Ihres Gemüths, und wenn Sie eine hübsche junge Dame sehen ...

Thomas (der die Cigarre eingesteckt hat.)

Da kommt eine.

Brückner (sich umsehend).

Wo? — Ach, das ist sie nicht! Nein, herrlich in der Jugend Prangen! . . . Ich empfehle mich Ihnen . . . (Er geht ab nach links.)

Thomas (ihm nachblickend).

Merkwürdig, ich verstehe den Herrn gar nicht.

Erich.

O weh! Irma vom Circus! Wenn sie mich nur nicht sieht!

Irma (Erich erblickend).

Das trifft sich aber glücklich! Geben Sie mir den Arm, Graf! Man wird hier so angestarrt.

Erich.

Unmöglich, Irma. Ich erwarte ... Familie. Wir kennen uns nicht! Sie verstehen?

Irma.

Vollkommen. Auf Wiedersehen! (Irma geht nach hinten.)

Erich.

Ist das hier eine Gesellschaft beisammen! Und eine Luft weht hier! Man muß es sehen und athmen, um es zu glauben. (Auf Julie und Paula, denen Joseph folgt, zugehend.) Schon wieder da?

Julie.

Wer war denn die elegante Dame, mit der Du eben sprachst.

Erich.

Eine Dame? Ich habe keine gesehen.

Julie.

Da steht sie noch .

Erich.

Ach so, die! . . . Die Dame ist — ich glaube Erzieherin! . . . Wir wollen noch ein Glas Selterwasser trinken ... Es ist ein schrecklicher Aufenthalt hier! Kommt nur!

Paula.

Wenn wir nur nichts versäumen!

(Deckers tritt aus dem Zimmer der Anwälte, sinnend und ernst vor sich hinblickend. Paula sieht ihn an, ohne daß er es bemerkt, und folgt dann, sich nochmals umblickend, den Ihrigen.)

Brückner (von links).

Noch immer nicht! . . (Deckers erblickend.) Ach, Heinz, das trifft sich gut! Hast Du vielleicht die junge Dame mit dem blauen Schleier gesehen? Du weißt . . . Breite Straße . . .

Deckers (kurz).

Nein! (Er will gehen.)

Brückner.

Noch ein Wort! Ich habe mir hier (Ein ziemlich voluminöses Schriftstück aus der Tasche ziehend.) die wesentlichen Momente meiner Vertheidigung in großen Zügen skizzirt. Willst Du Dir das einmal ansehen und mir sagen . . .

Deckers.

Ich darf mich jetzt nicht zerstreuen. (Er geht ab.)

Brückner (ihm nachsehend).

Wie er kurz angebunden war! Einerlei! Er läßt sich viel entgehen. Es ist nämlich ganz einfach ein Meisterwerk, das ich da abgefaßt habe. Höre blos diese Stelle . . . Ach so, ich bin allein . . . Mit Wellgunde wär' ich zu Zwei'n. (Sich umsehend, zu Thomas, der mit verschiedenen Andern hinten steht.) Heda, Freund Beckmesser!

Thomas.

Eine Dame mit blauem Schleier habe ich noch immer nicht gesehen.

Brückner.

Noch immer nicht? Das thut nichts! Haben Sie Zeit?

Thomas.

Nicht viel.

Brückner (giebt ihm eine Cigarre).

Hören Sie blos diesen Passus! (Er liest.) „Gedenken Sie, meine Herren Richter, des tiefsinnigen Ausspruchs unseres Goethe: „Uns bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich; und wär' er von Asbest, er ist nicht reinlich!" Und in diesem Sinne (Er klappt das Manuscript zu.) bitte ich Sie, das Glas zu erheben und einzustimmen in den Ruf . . : Ach nein . . . ich gerathe in einen Toast! . . . Ich wollte sagen: Und in diesem Sinne, meine Herren Richter, bitte ich um meine Freisprechung . . Nun? Wird das wirken?

Thomas.

Ganz schön!

Brückner.

Er versteht kein Wort, aber das thut nichts! (Lea tritt auf, Benedict hinter ihr.) Ah, die Gräfin Fregge!

Lea (zu Thomas).

Wollen Sie gefälligst dem Herrn Baron von Deckers meine Karte bringen und ihm sagen, daß ich hier warte?

Thomas.

Der Herr Doctor läßt sich nicht sprechen, wenn er zu plaidiren hat.

Lea.

Es ist sehr dringlich. Ich bitte Sie . . .

Thomas.

Es thut mir leid, aber ich darf nicht.

Brückner.

Für die Dame wird eine Ausnahme gemacht. — Entschuldigen Sie, Frau Gräfin, daß ich mich einmische . . . Ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen bei meinem Freunde Deckers zu begegnen. (Sich vorstellend.) Doctor Brückner.

Lea.

Sehr artig von Ihnen, Herr Doctor.

Brückner (zu Thomas).

Nun, worauf warten Sie noch? Wollen Sie noch eine Cigarre?

Thomas.

Ich thät's ja sehr gern, aber was nicht geht, das geht doch nicht!

Lea (zu Brückner).

Würden Sie die Freundlichkeit haben, mir einen Augenblick Gesellschaft zu leisten?

Brückner.

Es ist mir eine Auszeichnung.

Lea (zu Benedict).

Bringen Sie dem Baron meine Karte. (Benedict nach rechts ab.)

Lea (zu Brückner).

Sie versäumen doch nichts?

Brückner.

Bewahre! Ganz und gar nichts! . . . Das heißt, wenn ich sage . . . ganz und gar nichts, so ist das vielleicht etwas zu viel gesagt . . . Ich habe nämlich Termin. (Er sieht nach der Uhr.) Fünf Minuten vor Zwölf! — Ich habe um halb Zwölf Termin.

Lea.

Gehabt!

Brückner.

Nein. Er steht mir noch bevor. Für halb Zwölf ist's allerdings schon ein bischen spät! Aber die Herren werden wohl nicht so pünktlich anfangen. (Zu Thomas, indem er ihm eine Cigarre und die Vorladung giebt.) Erkundigen Sie sich, ob die Sache bald vorkommt. (Thomas nach links ab.)

Deckers.

(dem Benedict folgt, tritt aus dem Zimmer der Anwälte).

Aber gnädigste Gräfin, was machen Sie denn hier? Ich hatte Sie so dringend gebeten . . . Das ist gegen die Verabredung!

Lea.

Es duldete mich nicht im Hause. Die Unruhe hat mich hierher getrieben. Und da es sich um mich handelt . . .

Deckers.

Gerade weil es sich um Sie handelt, sollen Sie fern bleiben. Ich habe jetzt keine Zeit, Sie zu überzeugen . . . aber glauben Sie mir: ersparen Sie sich überflüssigen Verdruß! Sie kennen unsern Stil nicht! Sie würden Dinge vernehmen, die Sie peinlich berühren müssen. Wollen Sie durchaus das Erkenntniß hören, so folgen Sie mir in das Zimmer der Advokaten und warten Sie da! Aber ich bitte Sie, verlangen Sie keine Unterhaltung von mir. Ich habe den Kopf sehr voll, auf mir ruht eine große Verantwortlichkeit, ich bin nicht gut disponirt und muß mich sammeln. (Deckers, Lea und Benedict nach rechts ab.)

Brückner.

Der ist ja auf einmal wie ausgetauscht! Diese Amtsmiene! (Zu Thomas, der nach vorn kommt.) Nun?

Thomas.

Das Urtheil ist eben gesprochen.

Brückner.

Was?

Thomas.

Der Verklagte ist in contumaciam zu hundert Mark Geldbuße, im Unvermögensfalle zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Brückner.

Natürlich!! . . in contumaciam! Deswegen bin ich ja gekommen! und deswegen habe ich die ganze Nacht über diesem Opus gebrütet! (Er erblickt die beiden Damen, die von links kommen.)

Brückner

(geht auf Augusten und Emilien zu. Zu dem älteren Fräulein, Emilie).

Verweilt! ein Wort! ein einzig Wort! Gnädige Frau . . .

Emilie.

Fräulein!

Brückner.

Gnädiges Fräulein, in dieser anmuthigen Person begrüße ich ohne Zweifel Ihr Fräulein Tochter? . .

Emilie (verweisend).

Meine Nichte!

Brückner.

Natürlich, Ihre holde Nichte! Der Ort ist zwar ungewöhnlich, aber irgendwo muß man sich doch zum ersten Male sprechen . . .

Demmler (tritt vor von links).

Mein Herr!

Brückner.

Herr Demmler . . . mit dem Paletot!

Demmler.

Komm, meine Tochter! (Die Drei gehen nach rechts ab.)

Brückner (wie niedergeschmettert).

Der Vater!! Und das ist der Vater, er sagt es ja selbst... Natürlich!!

(Man vernimmt im anstoßenden Zimmer den Anschlag eines Timbres.)

Thomas (mit erhobener Stimme.)

Ruhe, meine Herrschaften! Ruhe! Der Gerichtshof!

Das Publikum füllt nunmehr die rechte Seite und den Hintergrund. Vorn rechts erblickt man Paula, Erich, Julie, Brückner, hinter diesen Joseph, Loertsch u. s. w.

Deckers und Lendheim kommen von rechts und treten hinter ihre Tische, Deckers an den vorderen. Von links kommt der Vorsitzende, dem zwei Räthe und der Gerichtsschreiber folgen. Diese treten auf das erhöhte Podium. Nach einer kurzen Pause setzt sich der Vorsitzende, diesem Beispiele folgen die beiden Räthe, der Gerichtsschreiber und die Advokaten. Im Publikum herrscht noch einige Bewegung, und man vernimmt noch gedämpftes Gemurmel von Gesprächen mit halblauter Stimme. Der Vorsitzende gibt mit einem kurzen Glockenschlage das Zeichen. Alsbald tritt vollständige Ruhe und tiefe Stille ein.

Der Vorsitzende.

Wir fahren in den Verhandlungen fort. Ich ertheile nunmehr dem Herrn Vertreter der Klägerin das Wort zur Replik.*)

Deckers (erhebt sich).

Meine Herren Richter! Nachdem ich die Rechtsfrage abgethan und Ihnen den Beweis erbracht zu haben glaube, daß das Nutzungsrecht keinem Andern zusteht als der Wittwe des Grafen Lothar, der Gräfin Lea Fregge, erübrigt mir noch, die menschliche und sittliche Berechtigung meiner Clientin nachzuweisen; denn diese ist ja vornehmlich hier bemängelt worden. Es ist Ihnen genugsam bekannt — unser Gegner hat Ihnen ja den famosen Artikel 8 der Stiftungs-Urkunde, ich glaube: dreimal verlesen, — daß derjenige, der sich etwa mit einer der Familie Fregge Unwürdigen verbinden würde, von der Berechtigung an Pyrkbusch ausgeschlossen werden solle. — Gräfin Lea eine Unwürdige?! Hat sie etwa ihre Pflichten als Gattin vergessen? Hat man sie irgend einer schmählichen Handlung geziehen, die den edlen Namen befleckte? Ich habe nicht einmal den Versuch einer solchen Beschuldigung vernommen. Das was man gegen meine Clientin einzuwenden hat, ist nichts Persönliches, sondern etwas ungemein Generelles, so generell, daß ich es kaum zu fassen vermocht habe. — Man macht meiner Clientin zunächst den Vorwurf, daß sie nicht in dem Glauben der Fregges geboren sei. Von dieser delicaten Frage hätte ich am liebsten hier geschwiegen. Ich muß indessen meinem Gegner folgen, da dieser die Glaubensverschiedenheit der beiden Parteien so schroff betont und wiederholt auf seinen christlichen Standpunkt verwiesen hat. Für unsern Gegner scheint eben das Christenthum, abgesehen von der tief ethischen Bedeutung, auch noch den Reiz der Neuheit zu haben.

(Bewegung unter den Zuhörern.)

*) Während der folgenden Rede bekunden die Hauptbetheiligten durch discretes stummes Spiel den Eindruck, den dieselbe auf sie macht, beziehungsweise die Wandlung, welche sie in ihnen verursacht. Am passivsten verhält sich Julie, die zwar aufmerksam zuhört, ohne jedoch den spöttischen Ausdruck ihres Gesichts zu verändern. Erich verfolgt das Plaidoyer mit gespanntestem Interesse und empfängt sichtlich einen tiefen Eindruck davon. Am meisten wirkt dasselbe auf Paula, deren Gesicht alle Phasen ihrer Gemüthsstimmung, von dem bloßen Interesse an der Sache bis zur völligen Ueberzeugung wiederspiegelt. Brückner und später Benedict beobachten hauptsächlich Paula.

Vorsitzender (aufblickend).

Ich bitte um Ruhe!

Deckers (fortfahrend).

Es ist nicht zu verwundern, daß diese Frage auch in diesen Räumen zur Sprache kommt. Sie drängt sich uns überall auf — nicht blos auf ihrem eigensten Gebiete: dem religiösen, auch auf dem des socialen Verkehrs, auch auf dem der Aesthetik — überall! Der Taufschein hat selten eine größere Rolle gespielt als gerade in unsern Tagen, und die stillschweigende Erkundigung danach begleitet unwillkürlich jeden ersten Händedruck mit einem jeden neuen Bekannten. — Es ist das nicht ein Zeichen tadelnswerther Unduldsamkeit; es ist nur ein Symptom der Uebergangsepoche, die wir noch nicht überwunden haben. Die Gleichberechtigung der Confessionen ist uns noch etwas sehr Neues. Durch Jahrhunderte hat es als eine ausgemachte, selbstverständliche Sache gegolten, daß die Nichtchristen in dem christlichen Staate eine niedrigere Stufe einzunehmen hätten. Das Gesetz, das ohnmächtig ist, mit einem Schlage neue Auffassungen zu begründen und in das tiefste Bewußtsein des Volkes eingedrungene Anschauungen zu verändern, schafft aber allerdings neue Thatsachen; und indem es die Schranken hinweggräumt, ermöglicht es denen, die bisher zurückgedrängt waren, sich nunmehr vorzudrängen. Und so sieht denn der frühere Privilegirte nun auf einmal neben sich, bisweilen sogar vor sich neue, fremde Gesichter — Leute, die — um mich des Ausdrucks meines Herrn Gegners zu bedienen — uns die besten Bauplätze in der Stadt und die besten Sitzplätze im Theater wegnehmen. — Da stellt sich denn bei Manchen, der sich nun gleichsam in seinem Besitze gestört fühlt, eine gewisse Verstimmung über die winzige, aber sehr bemerkliche Minorität ein — ein Gefühl unbehaglicher Verwunderung, wie es etwa Adel und Clerus in Frankreich empfunden haben mögen, als sich der tiers-état neben ihn aufrichtete. Meine Herren, das ist menschlich! In diesen Räumen soll aber nicht das menschlich erklärliche, meinethalben sogar berechtigte Vorurtheil, soll nicht Sympathie oder Antipathie walten. Hier waltet das Recht! Und dessen erste und grundlegende Bestimmung lautet: Alle Bürger sind vor dem Gesetze gleich. Die Andersgläubigkeit hat aufgehört,

ein juridisches Moment zu sein; und für unser Gesetz ist nunmehr die völlige ideale Gleichheit der drei Ringe, von denen Nathan spricht, zur Wahrheit geworden.

(Zustimmendes Gemurmel im Publikum. Einzelne Stimmen: Bravo! Gut!)

Vorsitzender.

Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich bei dem geringsten Versuche, die Verhandlungen durch Zustimmung oder Widerspruch zu stören, den Saal unnachsichtlich räumen lassen werde. (Zu Deckers.) Bitte, fahren Sie fort.

Deckers.

Ist diese erste Beschuldigung also ein Anachronismus, so ist die andere geradezu eine juridische Ungeheuerlichkeit. Der Vater meiner Clientin soll ein schwarzer Wucherer der schlimmsten Art gewesen sein. Ich habe diese Beschuldigung hier nicht zu untersuchen; denn ich stehe vor Ihnen, nicht, um Moses Brändel zu vertheidigen, sondern um der Gräfin Lea zu ihrem Rechte zu verhelfen. Zu welchem Zwecke wird denn überhaupt dieser Moses Brändel herbeigezerrt? Soll etwa der Rechtsgrundsatz von der Erblichkeit der väterlichen Schuld, der uns in die wüstesten Anfänge der Cultur zurückversetzt, in unsere moderne Rechtsprechung eingeführt werden? Meine Herren, in jeder Familie ist ein wunder Fleck; aber nur die äußerste Rohheit rührt geflissentlich daran. Lassen wir den Vater ruhen. Unsere Moral und deren höchster und entscheidender Ausdruck: das Gesetz, kennt keine Uebertragung von Vergehen des Individuums auf ein anderes. Wie es das persönliche Recht schützt, so ahndet es auch nur das persönliche Unrecht. Scheiden wir also die verwirrende Frage: was hat Moses Brändel gethan? aus diesen Verhandlungen gänzlich aus, und fragen wir uns nur: was hat Lea Brändel gethan? Und darauf will ich Ihnen Antwort geben!

(Wiederum Bewegung, durch einen kurzen Glockenschlag des Vorsitzenden wird die tiefe Stille wieder hergestellt.)

Deckers.

Es ist Ihnen erzählt worden, meine Herren, wie der in Geschäften ganz unerfahrene Graf Lothar ruinirt worden ist. Es ist die alte und allbekannte Tragödie von den Wechselaccepten. Moses Brändel hatte alle diese Wechsel an sich ge-

bracht. Er wußte ja, daß dieselben früher oder später, nach dem Ableben des hochbetagten Vaters, aus den Erträgnissen von Pyrkbusch gedeckt werden würden. Nun starb aber Moses Brändel ganz plötzlich, noch bevor er mit seinem Schuldner abgerechnet hatte. Der Vormund, den er für sein damals noch nicht mündiges Kind, Lea, die einzige Erbin seiner sehr bedeutenden Hinterlassenschaft eingesetzt hatte, war ein Mann ganz nach seinem Herzen — ein unerbittlicher Mann, starr wie Eis und hart wie Stein. Sobald sich dieser von der Lage der Dinge unterrichtet hatte, ging er mit fast unmenschlicher Schonungslosigkeit gegen den Grafen Fregge vor und drang auf sofortige Tilgung der Schuld. Der Graf war in Verzweiflung. Er sah den Ruin vor sich und die Schande dahinter. Er demüthigte sich, ihm Nahestehenden seine Lage zu offenbaren und deren Hülfe zu erbitten. Vergeblich! Vor der Größe der Schuldenlast schreckten selbst die Willigen zurück. Und der Vormund bestand auf seinen Scheinen. Zahlen! zahlen! sofort zahlen! — Der unglückliche Graf ward dem Wahnsinn nahegebracht. — Soweit war die Sache gediehen, als Lea ihre Mündigkeit erreichte. Als der Vormund sein Amt niederlegte und lächelnd seinem Mündel erzählte, wie er dem Grafen zugesetzt, wie er ihn gehetzt und dessen Schuldenlast nahezu verdoppelt habe, — da durchschauerte es das nichtsahnende Mädchen. Eine Stunde nach dieser Unterredung mit ihrem Vormunde hatte Lea die gesammten Fregge'schen Papiere in ihren Händen, und in derselben Stunde hatte auch bereits Graf Lothar eine Depesche empfangen, die ihm das Leben wiedergab. „Man hat Sie ohne mein Wissen und wider meinen Willen gedrängt. Beruhigen Sie sich. Zu gelegentlicher Besprechung erwartet Sie Lea Brändel." . . . Ich habe hinzuzufügen, daß noch am selbigen Tage durch einen bisher nicht aufgeklärten Zufall diese Papiere in Brand geriethen und in Rauch aufgingen. (Im Publikum wiederum discrete zustimmende Bewegung. Der Präsident stellt durch einen Glockenschlag die Ruhe wieder her. Während des Schlusses der Rede von **Deckers** erscheint **Lea** gefolgt von **Benedict**, unbemerkt vom Publikum, hinten. Sie hört den Worten von **Deckers** mit sichtlicher Bewegung zu.)

Deckers (fortfahrend).

Wie diese gelegentliche Besprechung verlief, wie sich an diese andre reihten, die dann nicht mehr gelegentliche waren,

wie sich da zwei edle Menschen zusammenfanden, und wie sich zwischen diesen eine so starke und echt herzliche Zuneigung herausbildete, daß dieselbe allen wahrscheinlichen Mißdeutungen zum Trotz und über alle wirklichen Schwierigkeiten hinweg zur Ehe führte — das habe ich hier nicht zu erzählen. Ich kann nur sagen: alle reinen und hehren Gefühle — Liebe, Achtung, Dankbarkeit, großherziges Mitgefühl mit unverdientem Leid — alle lauteren und vornehmen Empfindungen, die in der Menschenbrust wohnen, haben diesen idealen Bund gestiftet, und alles Niedrige und Gemeine ist ihm fern geblieben. Wie der Eine nie wieder daran dachte, daß er Schuldner, und wie die Andre ganz vergessen hatte, daß sie Gläubigerin gewesen, — das kann nur derjenige begreifen, der diese in ihrer Art einzige Ehe gekannt hat. Es war eine seltsame Innigkeit, ein Gleichempfinden, ein lieblicher Wettkampf in Liebesbezeugungen, ein wechselseitiges Bestreben in der Vermeidung eines jeden Bitternisses . . Nun hat der Tod diesen Bund gesprengt. (Lea ab.) Und die Ueberlebende, die in ein unglückliches Dasein den hellen Sonnenschein gebracht, und es bewirkt hat, daß ein guter Mann mit stillem Lächeln und ohne Gewissensqualen vom Diesseits scheiden konnte, — die von einer edlen Familie Jammer und Schimpf abgewandt, dem Vermächtniß des Gatten: dem Namen Fregge, die fleckenlose Reinheit erhalten und das väterliche Vermächtniß durch verschwenderisches Wohlthun geläutert hat — Gräfin Lea, die sich den sittlichen Adelsbrief erworben, der am Ende gerade so viel werth ist, wie der auf Pergament! — diese Frau, vor der wir Alle den Hut bis auf die Erde ziehen sollten, soll eine Unwürdige sein?! Entscheiden Sie, meine Herren Richter!! (Deckers hat die letzten Worte mit großer Wärme, mit erhobener Stimme und Nachdruck gesprochen. Nach einer ganz kurzen Pause fügt er in ganz trockenem Geschäftstone hinzu, während er sich langsam niedersetzt.) Ich halte meinen früheren Antrag aufrecht: den Grafen Erich Fregge zur Herausgabe des Fideicommisses und aller Hebungen anzuhalten. (Er hat sich gesetzt. Im Zuschauerraume herrscht eine starke, durch den Respect vor dem Gerichtshof jedoch niedergehaltene Bewegung. Lendheim ist an Erich herangetreten, mit dem er leise spricht.)

Vorsitzender (nach einer Pause).

Von Seiten des Verklagten wird dem nichts mehr hinzugefügt? . . Die Verhandlungen sind geschlossen. Der Gerichtshof wird in Berathung treten.

Der Vorsitzende, die beiden Räthe und der Gerichtsschreiber treten in das Zimmer links, vorn. Publikum erhebt sich geräuschvoll).

Erich.

Ich glaube, es geht schief.

Julie.

Dann wird natürlich appellirt.

Erich.

Nein! (Julie blickt ihn erstaunt an.)

Paula (nähert sich Deckers langsam).

Sie begleiten mich nachher?

Deckers.

Wohin?

Paula (leiser).

Zu meiner Mutter. (Deckers drückt ihr herzlich die Hand.)

Julie.

Zu Lea Brändel?

Paula (mit Nachdruck wiederholend).

Zu meiner Mutter!

(Unruhe und allgemeine Bewegung.)

Der Vorhang fällt.

Fünfter Act.

Leas Salon. (Die Decoration des zweiten Aufzuges.)

Erste Scene.

Lea. Benedict.

Lea.

Benachrichtigen Sie mich, sobald der Herr Baron kommt.

Benedict.

Die Frau Gräfin befehlen?

Lea.

Ich wünsche von dem Eintreffen des Herrn Barons sofort benachrichtigt zu werden.

Benedict.

Des Herrn Barons?

Lea.

Aber Benedict, es ist das erste Mal, daß ich Ihnen einen Auftrag wiederholen muß. Sie sind aufgeregt und zerstreut. Was fehlt Ihnen?

Benedict.

Nichts Besonderes, Frau Gräfin: nur eben, im Gerichtssaal, als ich plötzlich Comtesse Paula wiedersah — das Kind ist ja unter meinen Augen aufgewachsen, und ich habe mit der kleinen Comtesse spielen dürfen, wie ein Vater mit seinem Lieblinge, . . . und das spukt wohl noch nach.

Lea.

Haben Sie mit Comtesse Paula gesprochen?

Benedict.

Sie hat mich wohl nicht gesehen, die Gnädige. — Die Frau Gräfin haben sonst keine Befehle?

Lea.

Sobald Baron Deckers kommt, geben Sie mir Bescheid. Sonst nichts. (Benedict ab.)

Zweite Scene.

Lea (allein).

Eine anhängliche und treue Seele! (Lächelnd.) Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte ich den guten Alten zum Vertrauten gemacht. So voll ist mir das Herz! Hätt' ich nur Jemand, zu dem ich sprechen könnte! Aber vor meinem einzigen Freunde muß ich schweigen — vor dem ganz besonders! Wie er mich gerührt hat, als er von Ihm, von unserm Zusammenleben sprach! Nun weiß ich's: ich gehöre wieder mir selbst — nein, nicht mir, nur dem, dem ich allein gehört habe und stets gehören werde! — Gottlob, ich habe meine Ruhe, ich habe mich selbst wiedergefunden — aber der gute Deckers thut mir leid!

Dritte Scene.

Deckers. Lea.

Deckers
(mit den Akten unter dem Arm, sehr vergnügt).

Nun also: Victoria! Sie haben wohl daran gethan, das Erkenntniß nicht abzuwarten. Der hohe Gerichtshof hat sich viel Zeit gelassen, aber blos, um in langen und wohlgefaßten Motiven — die ich Ihnen gar nicht mittheilen will, um Sie

nicht noch eitler zu machen — den Verklagten, Grafen Erich Fregge nach unsern Anträgen in allen Punkten zu verurtheilen.

Lea (drückt ihm die Hand).

Ich sage Ihnen kein Wort mehr. Sie wissen ja, wie ich's meine. Also Graf Erich bekommt nun gar nichts?

Deckers.

Gar nichts . . . außer der Kostenrechnung.

Lea.

Ach, das ist doch wohl etwas hart!

Deckers.

Das ist auch meine Meinung. Graf Erich hat Vorurtheile, aber er ist nicht boshaft; und er hat im besten Glauben gehandelt . . .

Lea.

Haben Sie ihm . . .

Deckers.

Ich habe ihm unmittelbar nach der Verkündigung des Urtheils den von Ihnen gewünschten und von mir gebilligten „Vergleich" auf der Basis seines früheren vorgeschlagen, nur mit der sehr wesentlichen Modification: das Fideicommiß geht auf Sie über, und Sie theilen sich mit ihm in die Einkünfte.

Lea.

Und er ist darauf eingegangen?

Deckers.

Nicht ohne Widerstreben.

Lea.

Er erblickte in diesem Vergleiche gewissermaßen eine Schenkung? Und sein Stolz . . .

Deckers.

Behüte! Die Schwierigkeiten lagen ganz wo anders! Es war eine wahre Komödie — und Sie hätten herzlich gelacht, wenn Sie es mit angehört hätten, wie ich ihm beibringen mußte,

daß wir vor der Appellation und dem Urtheil der zweiten Instanz Angst hätten! — Schließlich habe ich es auch durchgesetzt, daß der einfache Mensch sich fest einredete, er würde zuguterletzt doch noch gewinnen, und sich beinahe großmüthig vorkam, als er auf unsern Vergleich einging ... Sie lächeln? Sie sind gut gestimmt? Sie sind mit mir zufrieden? Vortrefflich! — Die günstige Conjunctur soll nicht ungenützt vorübergehen. (Für sich.) Sie muß jetzt erfahren, daß Paula und ich einig sind.

Lea (für sich).

Der arme Deckers!

Deckers.

Ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges mitzutheilen, von dem ich nicht recht weiß, wie Sie es aufnehmen werden.

Lea (befangen).

Etwas Wichtiges?

Deckers.

Jawohl! Es betrifft eine Angelegenheit, die mein ganzes Leben vollkommen verändern wird ...

Lea.

Ihr Leben allein?

Deckers.

Auch das einer Andern! Sie errathen also schon, daß es sich um eine Herzensangelegenheit handelt. Trauen Sie mir zu, daß ich einer Geldheirath fähig sein könnte?

Lea.

Nein.

Deckers.

Mitten in meiner Rede kam mir urplötzlich der Gedanke; die Bosheit wird mir nachsagen können, ich plaidire hier pro domo, ich vertrete indirect meine eigenen Interessen. Bei diesem unheimlichen Gedanken stieg's mir heiß auf, und ich mußte alle meine Energie zusammennehmen, um ihn niederzukämpfen, um streng bei der Sache zu bleiben. Es drängte mich auch, sobald

ich geschlossen hatte, meinem Herzen Luft zu machen. Ich mußte es los werden! Und da habe ich denn gerade so offen, wie jetzt mit Ihnen, mit Comtesse Paula gesprochen und ihr dieselbe Frage vorgelegt.

Lea (erstaunt).

Mit Paula?

Deckers.

Sie hat mich angestrahlt mit den wundervollen Augen, die sie von ihrem Vater hat, hat gelächelt und geschwiegen.

Lea.

Sie haben mit Paula gesprochen, sagen Sie? Und Paula hat dazu gelächelt?

Deckers (mit immer größerer Wärme).

Ja, Paula, das ist ein Mädchen! — Eine echte, edle, reine Seele! Da ist nichts Gemachtes, nichts Verzerrtes! Alles wahr und lauter! Einstweilen wohl noch ein bischen verschüchtert und ungelenk, aber ihre herrliche Frische und Jugend . . . (Leas Erstaunen wahrnehmend.) Ja so! . . Sie wundern sich?

Lea
(höchst überrascht, aber ohne jede Verstimmung).

Deckers! Sie sprechen ja wie ein Verliebter!

Deckers.

Natürlich! Wie ich es bin! . . Seit zehn Minuten bemühe ich mich redlich, Ihnen das klar zu machen! Wie es scheint, nicht mit dem glänzendsten Erfolge, da Sie noch fragen können. Bereiten Sie sich also vor, die überraschendste, reizendste und kürzeste Geschichte zu vernehmen. . .

Lea.

Sie — und Paula? — Ich muß mich erst zurecht finden! Um Paula handelt es sich?

Deckers.

Um wen denn sonst? Ich war darauf vorbereitet, daß ich Sie höchlich überraschen würde. — Aber Sie sind eine vernünftige Frau . . .

Lea.

Ich eine vernünftige Frau? Ich bin das einfältigste, thörichteste, unverständigste Geschöpf auf Gottes weiter Welt ... Paula und Sie — ich kann's noch immer nicht fassen! Ich muß Sie erst zusammen sehen, eher glaube ich's Ihnen gar nicht.

Deckers.

Sie werden es uns schon glauben! — Ich gehe jetzt zu Fregges und führe Ihnen meine Braut zu.

Benedict (meldet).

Frau Baronin Leesen ...

Lea (erstaunt).

Baronin Leesen? (Zu Deckers.) Verstehen Sie das?

Deckers (nach seinem Ueberrocke suchend).

Einstweilen noch nicht.

Lea.

Ich lasse bitten. (Benedict ab.)

Deckers.

Ich gehe durch's Boudoir, um nicht mit ihr zu kreuzen. Sie würde mich blos aufhalten. Nun also, adieu! .. (An der Thür.) Sie werden es uns schon glauben. (Er geht ab.)

Lea (für sich).

Und ich habe auch nur einen Augenblick annehmen können ... (Sie schüttelt den Kopf.) Ah! .. Zum Glück hat er meinen Irrthum und meine Beschämung nicht bemerkt. (Julie tritt ein.)

Vierte Scene.

Julie. Lea.

Julie.

Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Ihre Ruhe schon wieder störe, noch ehe Sie Zeit gefunden, meinen Besuch zu erwiedern. Sie können sich denken, daß mich Wichtiges dazu veranlaßt.

Lea.

Ich bitte . . .

Julie.

Die geschäftliche Frage ist zwischen uns erledigt. Der hohe Gerichtshof hat soeben entschieden, daß unser Besitzthum, auf dem mein Vater und meine Brüder geboren sind, auf dem auch meine Wiege gestanden hat, nicht mehr uns gehören, sondern in fremde Hände, in die Ihrigen, übergehen soll. Das ist abgemacht. Sie haben einen materiellen Triumph gefeiert, um den Sie mancher beneiden wird. Es steht Ihnen aber noch ein andrer bevor — ein moralischer. Paula hat mir soeben auf das Bestimmteste erklärt, daß sie zu Ihnen kommen wird.

Lea (freudig).

Ah! das ist eine gute Nachricht, für die ich Ihnen danke.

Julie.

Nicht mir, Ihr Dank gebührt nur dem Baron Deckers. Nun fragt es sich also — und das ist es, was mich zu Ihnen führt — wie Sie Ihr Verhältniß zu Paula zu gestalten gedenken: ob es Ihrem Ehrgeize genügt, wenn meine Nichte Ihnen gegenüber die gesellschaftlichen Pflichten erfüllt, Sie von Zeit zu Zeit besucht, Ihre Einladungen annimmt und dergleichen, oder ob Sie danach trachten, Paula gänzlich zu sich hinüberzuziehen?

Lea.

Es wird mein eifriges Bestreben sein, mich mit Paula völlig aussöhnen und mit ihr mich zu vereinigen.

Julie.

Sie haben Unrecht.

Lea.

Weshalb?

Julie.

Sie haben Unrecht aus einem doppelten Grunde: erstens, weil ein ausgewachsenes Mädchen mit offnen Augen im Hause einer jungen Mutter überhaupt unbequem und störend ist, und

dann, weil Sie auf's Neue einen Kampf eröffnen, der diesmal vielleicht — man kann ja nie wissen — mit Ihrer Niederlage enden könnte!

Lea (ohne pikirt zu sein).

Ich verstehe Sie wahrhaftig nicht! Ein unbequemes Mädchen, ein neuer Kampf, eine mögliche Niederlage — was soll denn das alles heißen?

Julie.

Sie können sich doch denken, daß wir Paula nicht ohne Widerstand aufgeben werden. Ich habe weder das Recht noch die Lust, Sie zu schulmeistern und mich um Ihre Privatangelegenheiten zu kümmern. Einstweilen sind das eben Ihre Privatsachen. Sobald aber Panla mithineingezogen wird, habe ich als deren nächste Verwandte, als Schwester ihres Vaters, das Recht mitzusprechen.

Lea (wie oben).

Sie scheinen eine Thatsache als bekannt vorauszusetzen, die ich wirklich nicht kenne. Ich weiß daher noch immer nicht, was Sie meinen.

Julie.

Nun, wenn Sie es denn durchaus mit dürren Worten hören wollen: ich meine Ihre Beziehungen zum Baron Deckers.

Lea.

Und diese Beziehungen?

Julie.

Mögen so unverfänglich sein, wie es Ihnen beliebt. Aber der Schein ist nun einmal gegen Sie. Die Welt glaubt an eine starke Intimität zwischen Ihnen und Ihrem Sachwalter, und Paula würde darunter zu leiden haben.

Lea.

Ich höre Ihnen mit wachsendem Erstaunen zu und bin geradezu sprachlos über Ihre Auffassungen und die nüchterne

Kühle, mit der Sie denselben Ausdruck geben. Wären Sie wenigstens eine Verleumderin, so ließe sich diese Sprache doch erklären! Aber nein, Sie sind in Ihren schmählichen Beleidigungen ganz naiv, handeln in gutem Glauben und sprechen von der Ehre oder Unehre einer Frau wie vom guten oder schlechten Wetter! Da muß ich Sie denn doch fragen, welche Thatsache Sie veranlaßt, in meinen Beziehungen zum Baron von Deckers etwas Strafbares, oder auch nur Unstatthaftes zu erblicken? Antworten Sie mir, wenn Sie wünschen, daß ich Ihr Benehmen anders nennen soll als eine ruchlose Frivolität!

Julie.

Ich will mich nicht mit Ihnen zanken und überhöre Ihre starken Ausdrücke. Eine Thatsache wollen Sie? Tausend für eine! Gedenken wir doch nur der nächstliegenden! Das Plaidoyer, das wir soeben vernommen haben! Halten Sie uns für so schlechte Menschenkenner, daß wir nicht herausgefühlt haben sollten, was der Beredtsamkeit Ihres Vertreters die Schwingen der Begeisterung verliehen hat? Das war nicht mehr eine gegeschäftliche Vertretung geschäftlicher Interessen, das war der Durchbruch einer starken Leidenschaft, eine Liebeserklärung vor den Herren Richtern, ein Billet-Doux, so leserlich wie nur möglich, trotz des Actenstaubes. So plaidirt kein Advokat, so jubelt ein Geliebter! Où est la femme? fragte sich alle Welt — wo steckt das Weib? Und ich antwortete darauf: la voilà! — — Was haben Sie mir darauf zu erwidern?

Lea (einfach).

Nicht das Geringste.

Julie.

Das ist jedenfalls bequem — oder vornehm.

Lea.

Es soll weder das Eine noch das Andere sein. Ich weiß aber in der That nicht, wie ich auf Ihre Beschuldigungen anders als mit Aufhebung des Gastrechts antworten könnte.

Julie.

So, so!

Lea.

Wenn Sie mich eines Besseren belehren können, soll es mir lieb sein. Sie führen eine Sprache, die ich nicht verstehe. Sie gehören einer anderen Welt an . . .

Julie.

Sehr richtig.

Lea.

Die aber lediglich mit der Erziehung und dem Charakter, nicht, wie Sie spöttisch andeuten wollen, mit der Geburt und der Abstammung zu schaffen hat. Da wird das Wort „Freund" nur mit einer gewissen Betonung ausgesprochen, die alle Welt versteht. Eine „alleinstehende Frau" — dieselbe Betonung wird wieder angewandt — und das Uebrige versteht sich wiederum von selbst. Es heißt: da die Frau keinen Mann hat, hat sie sicher einen Geliebten — das Eine oder das Andere, da nicht Beides! Denn ein jedes Dasein muß doch einen befriedigenden Abschluß haben, wie in einer rechtschaffenen Komödie. Nun — denken Sie sich, wie eigenthümlich! — mich würde dieser Abschluß nicht befriedigen! Ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, dem Einen, den ich liebe, die Treue zu halten — auch über's Grab hinaus. Das verstehen Sie wieder nicht, und es ist Ihnen viel bequemer, vorauszusetzen, daß durch mein Beispiel die guten Sitten eines unschuldigen Mädchens verdorben werden, obwohl Sie mir persönlich die schlechten Sitten nicht weiter verübeln. Nun, das kann mich in meinem Vorsatze nur noch bestärken: daß ich alles thun werde, was ich vermag, um Paula sobald wie möglich in meine Nähe zu ziehen, damit sie der Gefahr entgeht, von dem Hauche einer solchen moralischen Duldsamkeit berührt zu werden.

Benedict.

Graf Fregge!

Lea.

Bitte! (Benedict ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Erich.

Erich.

Ah, Julie! (Er verbeugt sich tief vor Lea.) Es freut mich, mit meiner Schwester ohne Verabredung und jedenfalls in derselben Absicht hier zusammenzutreffen — in diesem Hause, von dem mich ein bedauerliches Mißverständniß bisher ferngehalten hat. Seit einer Stunde weiß ich erst, wem ich gegenüberzustehen die Ehre habe. Meine Gnädige, wenn ein Cavalier einsieht, daß er einer Frau, die seine Hochachtung fordern darf, Unrecht gethan, so ist er dieser Frau die stärkste aller Genugthuungen schuldig: er demüthigt sich tief und leistet Abbitte. Das hat mich hierher geführt. Vergeben Sie mir, Frau Schwägerin, und gestatten Sie mir, Ihre Hand ehrerbietig zu küssen.

Lea (ihm die Hand reichend).

Diejenigen, denen ich wirklich etwas zu vergeben hätte, machen es mir viel schwerer . . . (Eine Bewegung Juliens bemerkend.) Ich glaube Ihre Frau Schwester hat Ihnen etwas zu sagen . . .

Julie.

Nur ein Wort, wenn Sie erlauben! Ich will dann Ihre Nachsicht und das Gastrecht, mit dem Sie mich noch immer begünstigen, nicht länger mißbrauchen. (Lea macht eine kühl zustimmende Bewegung, tritt an den Tisch und nimmt ein Buch zur Hand, in dem sie blättert. Julie zu Erich, der an sie herangetreten ist.) Hattest Du Dich auf die schöne Rede, die Du uns eben gehalten hast, präparirt?

Erich.

Ein bischen, ja! Ich hatte es mir so zurechtgelegt . . .

Julie.

Es war eine bedeutende Leistung. Ich wartete nur noch auf den Höhepunkt! Du warst so schön im Zuge!

Erich.

Wie meinst Du?

Julie.

Du solltest lieber gleich der schönen Wittwe einen Heirathsantrag machen.

Erich.

Ist das Dein Ernst?

Julie.

Gewiß. Sie hat unsern Namen, sie hat unser Gut, — wenn sie Dich nun noch dazu bekommt, ist die Sache complett.

Erich.

Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Aber Deine Idee ist nicht schlecht.

Julie.

Du wärst dessen wirklich fähig!

Erich.

Weshalb nicht? Es ist eine großartige Frau ... vor der wir alle den Hut ziehen müssen ...

Julie.

Sagt Deckers.

Erich.

Und sie gehört zu uns. Ihr sittlicher Adelsbrief ...

Julie.

Ich habe ja die Rede schon einmal genossen. (Mit veränderter Stimme.) Erich, ich begreife Dich nicht! Ich weiß zwar, daß Du jedem Einflusse zugänglich bist und Dich von aller Welt bestimmen lässest; daß Dich aber das sophistische Pathos eines redegewandten Advokaten ...

Erich.

Bitte, Julie, darüber kein Wort mehr! Um des lieben Friedens willen habe ich mich Deinen Anordnungen und Launen gewöhnlich ohne Murren untergeordnet — nicht immer zu meinem Vortheil, wie ich öfter bemerkt, zu meinem offenbaren Schaden, wie ich heut erfahren habe. Deckers hat mich voll-

kommen überzeugt — das mag Dir genügen. Ich bin glücklich und stolz, eine Frau wie Gräfin Lea meine Anverwandte nennen zu dürfen.

Benedict (meldet).

(Mit vor freudiger Erregung stark zitternder Stimme.) . . . Comtesse Paula! (Lea ist, nachdem sie Benedict durch eine Kopfbewegung beschieden hat, nach vorn getreten.)

Erich (für sich).

Paula! Die bleibt mir ja noch!

Sechste Scene.

Julie. Erich. Lea. Paula. Deckers. Benedict.

(Paula reicht Benedict an der Thür die Hand, die dieser ergreift und innig küßt.)

Benedict (leise).

Meine theure, theure Comtesse! Daß ich die Freude noch erlebe . . .

Paula.

Mein guter alter Benedict! (Benedict tritt zurück. Paula geht langsam nach vorn, Lea nähert sich ihr und streckt ihr die beiden Hände entgegen. Paula blickt sie mit warmer Innigkeit an und sinkt ihr langsam zu Füßen. Sie sagt unter Thränen.) Kniefällig! — Wie Du es befohlen hast!

Lea
(ebenfalls tief gerührt, während sie Paula an sich zieht).

Steh auf, meine liebe Paula! (Paula lehnt ihren Kopf an Leas Brust. Lea richtet denselben liebevoll auf Deckers, der mit zärtlichem Ausdruck die Gruppe betrachtet. Sobald Paula Deckers erblickt, nimmt ihr Gesicht den Ausdruck einer freudigen Verklärung an, und sie löst sich, als Deckers an sie herantritt, langsam aus Leas Armen. Deckers schlingt den Arm um ihre Hüfte und klopft ihr liebkosend und lächelnd die Wangen. Erich und Julie folgen den Vorgängen mit immer größerer Verwunderung.)

Deckers.

Nun sehen Sie uns zusammen! Glauben Sie es nun? Es ist so einfach.

Lea (freudig).

Ja, nun glaub' ich's.

Erich (in höchstem Erstaunen).

Was denn?

Deckers.

Ja, so! Sie wissen von nichts! Darf ich Ihnen gleich hier die einstweilen noch vertrauliche Mittheilung von meiner Verlobung mit Comtesse Paula Fregge machen? Ich werde mir noch die Ehre geben officiell die Hand des jungen Mädchens (Auf Erich, Julien und Lea weisend.) von den theuren Angehörigen zu erbitten.

Julie (für sich).

Die Schiebung ist wirklich köstlich! Die Geschicklichkeit dieser Frau ist imposant?

Erich.

Ich bin ganz starr! Wie hat sich denn das so schnell gemacht?

Deckers.

Dieweil ihr eben schliefet!

Erich.

Meine herzlichsten Glückwünsche! Meine allerherzlichsten Glückwünsche! .. Ich schlafe nie wieder auswärts! ..

Lea (zu Deckers, dem sie die Hand reicht).

Mein treuer Freund! (Paula die andere Hand reichend.) Geliebtes Kind! (Mit Ausdruck.) Mein geliebtes Kind!

Der Vorhang fällt.

Verschämte Arbeit.

Schauspiel in drei Aufzügen.

Juni 1880.

Personen.

Friedrich von Hegershausen, Staatsminister.
Gottfried Rössel, Geh. Commerzienrath, dessen Schwager.
Hildegard, Tochter des Vorigen.
Zacharias Gerhardt.
Isabella Weichsel, geb. **Gerhardt** } dessen Kinder.
Raimund Gerhardt, Referendar, }
Caroline Geißler, verw. Geh. Regierungsräthin.
Dr. **Franz Geißler,** } deren Kinder.
Martha, }
Wilhelm Fellner, Deputirter.
Sharper, Correspondent der „New World".

Ein Ladenmädchen, Diener der Frau Weichsel, Diener bei Rössel. Gäste &c.

Ort der Handlung: Die Hauptstadt. Zeit: Die Gegenwart.

Erster Act.

Bei Frau Isabella Weichsel.

Ein vornehm eingerichteter Salon. Haupteingang in der Mitte des Hintergrundes. Eine Thür links (vom Zuschauer) führt in das nur durch eine Portière geschlossene Nebenzimmer. Rechts vorn ein großer Tisch mit Schreibzeug, Papier, Tischglocke 2c.

Erste Scene.

Sharper (allein).

(Er sitzt an dem Tisch rechts und ist, während der Vorhang aufgeht, mit Schreiben emsig beschäftigt. Er raucht. Nachdem er einige Secunden geschrieben hat, legt er die Feder bei Seite.)

So! . . . Die Depesche über meine Unterredung mit Seiner Excellenz, dem Herrn Staatsminister von Hegershausen wäre fertig! Sobald ich nun die Unterredung wirklich gehabt haben werde, kann das Ding da durch das Kabel der Redaction meines Blattes, der „New World“, übermittelt werden. (Er zählt die Blätter der Depesche.) Fünf . . . sechs . . . sieben . . . 7 × 35 Worte . . . macht . . . (Schnell vor sich hinbrummend.) 5 × 7 = 35, 7 × 30 = 210 . . . Also 245 Worte; 3 Mark 45 das Wort . . . der Spaß wird meiner Redaction etwa 800 Mark kosten . . . Ein etwas kostspieliges Vergnügen. Aber für eine Unterredung mit dem jüngsten und interessantesten unserer Minister, mit Friedrich von Hegershausen, gewiß nicht zu viel. — Aenderungen im Texte werden wohl nicht erforderlich werden. Was wird er mir anders sagen können? (Er liest die letzten Zeilen.) „Der Friede ist für uns ein Verdauungsbedürfniß.“ (Lächelnd.) Das Wort ist so gut, daß ich es ihm beibringen muß. (Im Lesen fortfahrend.) „Mit diesen Worten schloß interessante Inter-

view! Sharper." (Während er die Blätter faltet.) Schloß die Interview! Wenn ich sie nur erst hätte! Aber Frau Isabella hat es mir versprochen, und die Frau setzt alles durch.

Zweite Scene.

Fellner. Sharper.

Fellner

(mit einem Veilchenstrauße, Sharpers Hand kräftig schüttelnd.)

Es lebe die Freiheit!

Sharper (lächelnd).

Sie lebe hoch! Guten Morgen, Herr Fellner! Sie kommen aus dem Parlamente?

Fellner.

Leider! Sprechen Sie mir nicht von dieser Versammlung von Ja-Brüdern! (Sharper will seine Hand, die Fellner drückt, entziehen; Fellner läßt sie nicht los und unterstützt jeden Satz, den er spricht, durch einen energischen Druck und Ruck.) Sie hätten es nur sehen und hören sollen, wie sie sich geberdeten, ... wie sie dem Hegershausen zujohlten ... bei jeder Alltäglichkeit ... wie sie klatschten, als er sich setzte ... drei Salven! ... Es fehlte bloß noch der Tusch nach der Bravourarie ... Ist das eine Zeit! Ist das eine Zeit!

Sharper

(der endlich seine Hand los gemacht hat, halb für sich).

Gott sei Dank!

Fellner (mit veränderter Stimme).

Nun bin ich's los! Nun will ich wieder Mensch mit Menschen sein. ... Wo ist denn die freundliche Wirthin?

Sharper.

Im Parlamente so viel ich weiß. Haben Sie sie nicht gesehen?

Fellner.

Doch! Aber Sie hat das Haus schon vor einer Stunde

verlassen, unmittelbar nach der Rede dieses Hegershausen . . . (Wiederum sich erregend.) Wie sie jubelten, diese Lakaien . . . dieser Rössel!

Sharper (besänftigend).

Sie wollten ja menschlich sein! . . . Und Rössel ist doch Ihr alter Freund!

Fellner.

Mein Jugendfreund — privatim, ja! Mein Dutzfreund — menschlich, ja! — Aber nicht öffentlich, nicht politisch! Ich hasse ihn als Politiker, — diesen Schleppenträger . . . diese Wetterfahne! (Wieder ruhig, mit veränderter Stimme.) Aber ich will mich ja nicht erregen. Sprechen wir von etwas Anderem! . . . Also Frau Isabella . . .

Sharper.

Frau Isabella wird wohl bald kommen. Wenn Sie nichts zu versäumen haben, machen Sie sich's bequem. Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?

Fellner (erstaunt lächelnd).

Danke sehr . . . Sie fühlen sich hier ganz wie zu Hause?

Sharper.

Gewiß! Wie Sie . . . wie Ihr Freund Rössel . . . wie wir Alle! Ein wunderliches Haus — es gibt kein zweites in der Stadt — und eine wunderliche Frau — habe ich nicht Recht?

Fellner.

Allerdings . . .

Sharper.

Ich habe bekanntlich immer Recht . . . Seit ich der liebenswürdigen Frau Isabella den Gefallen gethan habe, in meiner Correspondenz ihren Salon als den interessantesten der Residenz zu bezeichnen . . .

Fellner.

In der „New World"! Sie hat es mir gezeigt. Es hat ihr große Freude gemacht, und Sie sind jetzt sehr gut bei ihr angeschrieben.

Sharper.

Natürlich — und das ist mir bequem, sehr bequem. Ich schreibe hier meine Briefe, ich lese hier meine Zeitungen, ich rauche hier . . . und man hört hier doch mancherlei! . . . ihr Haus ist mein Club!

Fellner.

Ein wunderliches Haus! Sie haben Recht!

Sharper.

Ich habe immer Recht, mein lieber Herr Fellner! Und deswegen sollten Sie sich von einem praktischen Manne, wie ich es bin, berathen lassen.

Fellner.

Berathen lassen? Inwiefern?

Sharper.

Sie haben da einen Veilchenstrauß . . .

Fellner.

Ja.

Sharper.

Sie sind Wittwer, Vater von drei unerzogenen Kindern, Grubenbesitzer und Freiheitskämpfer . . .

Fellner.

Nun, und? . .

Sharper.

Frau Isabella Weichsel ist eine junge, kluge, reiche Wittwe . . .

Fellner.

Worauf wollen Sie denn hinaus?

Sharper.

Geben Sie den Strauß nicht ab!

Fellner.

Weshalb nicht?

Sharper.

Die Frau paßt nicht für Sie. Sie brauchen für Ihre Kinder eine zweite Mutter; Sie sind ein vernünftiger Mann und brauchen für sich eine vernünftige Frau. Frau Isabella ist aber nichts weniger als das.

Fellner.

Erlauben Sie . . .

Sharper.

Sie wollen sagen, die Geschichte geht mich nichts an? Das gebe ich Ihnen zu! Ich sage auch kein Wort mehr!

Fellner.

Sie sind auf Frau Isabella nicht gut zu sprechen, wie es scheint.

Sharper.

Im Gegentheil! Sie ist mir eine liebe Freundin!

Fellner.

Dann hatte ich Sie also mißverstanden.

Sharper.

Ich bewundere ihre Regsamkeit. Wie sie sich abmüht, um alle erdenklichen Eitelkeiten und den kleinlichsten Ehrgeiz zu befriedigen! Es hat wirklich etwas Rührendes! Sie hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt: sie will einen Salon haben! Ist das nicht ein sehr löbliches Bestreben? Und muß man es nicht bewundern, mit welchem Geschick jede Berühmtheit, die sich in ihrer Erreichbarkeit blicken läßt, von ihren Polypenarmen umschlungen und festgehalten wird? Nun kommen die Berühmtheiten schon freiwillig. Und wie hat sie das fertig gebracht? Ganz einfach! Sie erweist Gefälligkeiten. Damit hat sie den gesellschaftlichen Stein der Weisen gefunden.

Fellner.

Sie erweist Gefälligkeiten! Das ist richtig!

Sharper.

Es ist ihr Lebensberuf, in dem sie völlig aufgeht. Sie ist unerschöpflich in ihren Liebenswürdigkeiten. Sie condolirt

zum fünfundzwanzigsten Todestage des verstorbenen Großvaters, sie gratulirt mir als Bürger der Vereinigten Staaten zum Jahrestage der Unabhängigkeitserklärung. Sie macht sinnige Geschenke, die man nicht zurückweisen kann, weil deren Hauptwerth eben nur in der zarten Aufmerksamkeit beruht . . .

Fellner.

Sehr wahr . . . aber alles das ist doch sehr hübsch!

Sharper.

Ohne Zweifel! Mache ich ihr etwa einen Vorwurf daraus? Ich bin ihr dankbar dafür, daß sie sich diesen Salon geschaffen hat, — einen Taubenschlag mit lauter seltenen Exemplaren — aber ich muß mich doch fragen: wenn eine Frau aller Welt zu Gefallen lebt, — was bleibt da für den übrig, der einstens ihr zweiter Herr Gemahl sein wird? Können Sie mir die Frage beantworten?

Fellner.

Hier möchte ich nicht gern in eine Debatte darüber eintreten.

Sharper.

Weshalb nicht?

Fellner (stockend).

Nun . . . ich bin doch augenblicklich . . . der Gast der Frau Isabella Weichsel . . .

Sharper.

Ich auch! Aber ich bin vor allen Dingen objectiv. Und ich kann die Augen nicht schließen, wenn ich sehe, wie sie Feuer und Flamme wird, sobald sich ihr die Aussicht eröffnet, daß irgend ein kleiner Attaché einer exotischen Gesandtschaft seine Karte bei ihr lassen wird. Ich kann mir die Ohren nicht zustopfen, wenn sie ihre kleinen Flunkereien vorbringt, um ihre plebejische Abkunft zu vertuscheln und die Ihrigen mit dem Nimbus des Originellen zu umgeben. Ich bin eben zu objectiv, um das nicht lächerlich zu finden . . . Hat sie Ihnen noch nichts von ihrem Vater erzählt?

Fellner.

Vom alten Zacharias Gerhardt? Sehr viel.

Sharper.

Hat sie Ihnen erzählt, daß ihr Vater in gerader Linie von dem Kirchenlieddichter Paul Gerhardt abstammt?

Fellner.

Auch das.

Sharper.

Und das glauben Sie natürlich?

Fellner.

Welches Interesse könnte sie daran haben, eine solche Fabel zu ersinnen?

Sharper.

Welches Interesse? Aber mein Lieber! Man frage doch die Lügner nach dem Zweck ihrer Lügen, und in den meisten Fällen werden sie wieder lügen müssen.

Fellner.

Aber ihr Vater hat ja auch Choräle gedichtet . . . Atavismus . . . Gesetz der Vererbung.

Sharper.

Haben Sie von diesen Chorälen schon etwas zu sehen bekommen?

Fellner.

Frau Isabella weiß, daß mein religiöser Standpunkt mir nicht gestattet . . .

Dritte Scene.

Die Vorigen. Rössel.

Rössel (an der Thür).

Guten Tag, meine Herren! (Gegenseitige Begrüßung. Er kommt nach vorn.) Das war ein heißer Tag! Ein schöner Tag!

Sharper.

Sie kommen aus dem Parlamente?

Rössel.

Gott sei Dank! Und geraden Wegs. (Indem er Sharpers Hand ergreift und schüttelt:) Ach, mein lieber Mr. Sharper! Sie haben viel versäumt! Hegershausen — ich sage das nicht, weil er mein Schwager ist — aber er war wirklich großartig, hinreißend! Jeder Satz ein Stoß in die Brust des Gegners! Jedes Wort ein Gedankenblitz!

Sharper (ihm seine Hand entziehend).

Aber lassen Sie doch meine Hand los! . . Diese Parlamentarier sind von einer Lebhaftigkeit in den Gesticulationen!

Rössel.

Es war schön! es war groß!

Fellner.

Du gestattest mir wohl, lieber Freund und College, Deine Ansicht nicht zu theilen.

Rössel.

Sie bleibt darum nicht minder bestehen, lieber Freund und College.

Fellner.

Nur für Dich, lieber Freund! Herr von Hegershausen ist Dein Schwager — als solchem will ich ihm durchaus nicht zu nahe treten. Aber Herr von Hegershausen ist auch Minister. Und den Minister möchte ich darauf aufmerksam machen, daß es gerade ihm übel ansteht, seine früheren Parteifreunde zu schmähen und zu verdächtigen. Aber es ist nun einmal die Art aller Renegaten . . .

Rössel.

Hegershausen ein Renegat?

Fellner.

Er hat der Opposition anzugehören die Ehre gehabt und ist in die Regierung eingetreten . . .

Rössel.

Sehr richtig, aber erst, nachdem die Regierung sein Programm, das Programm der Opposition, angenommen hatte.

Fellner.

Gleichviel! Dann hat eben eine gesinnungstüchtige Oppositon ihr Programm zu ändern, um Opposition zu bleiben!

Rössel.

Nach meiner Meinung . . .

Fellner.

Ach, Du hast ja gar keine Meinung!

Rössel.

Keine Meinung?

Fellner.

Du gehst mit der Regierung durch dück und dünn! Du hast keine Meinung!

Rössel.

Meinethalben! Aber ich habe den Muth keiner Meinung! . . Und das kann noch lange nicht ein Jeder von sich sagen.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Franz Geißler.

Franz (die Herren begrüßend, zu Rössel).

Der Diener sagte mir, daß ich Sie hier treffen würde, Herr Geheimrath. Und da mich Se. Excellenz beauftragt hat, diesen Brief persönlich abzugeben und, wenn möglich, die Antwort der Frau Weichsel abzuwarten . . .

Rössel.

Ah, jetzt erkenne ich Sie erst . . . (vorstellend) Herr Dr. Geißler, Privatsecretair des Ministers von Hegershausen . . . Mr. Sharper, Correspondent der „New World“, Herr Fellner . . . — Ein Brief von meinem Schwager an Frau Weichsel, sagen Sie? (Die Herren werden aufmerksam.)

Franz.

Jawohl, Herr Geheimrath. Und der Inhalt des Briefes ist kein Geheimniß. Es liegt Sr. Excellenz daran, Frau Weichsel für die große Aufmerksamkeit . . .

Sharper (zu Fellner leise).

Aha!

Franz (fortfahrend).

. . . für den prachtvollen Müller'schen Stich der Sixtinischen Madonna, der die Kupferstichsammlung meines Chefs um ein Kunstwerk ersten Ranges bereichert, selbst zu danken. Se. Excellenz fragt daher an, ob Frau Weichsel im Laufe des Nachmittags zu sprechen sei?

Rössel.

Was? Der Minister kommt? (Franz bejaht.)

Fellner (wiederholt erstaunt).

Der Minister kommt?!

Sharper (halblaut zu Fellner).

Nun hat sie es also richtig durchgesetzt! . . Nun ist mir auch die Interview gesichert!

Fellner (halblaut).

Nun kommen die Minister hier gar noch ins Haus! Hier auch noch! Wo bleibt da die Gemüthlichkeit! Ich empfehle mich . . .

Sharper.

Und ich begleite Sie. (Für sich hinzusetzend:) Um bald wiederzukommen.

Fellner (zu Rössel mit Betonung).

Niemals werde ich den mannhaften Nacken vor dem Tyrannen beugen!

Rössel.

Das brauchst Du auch gar nicht . . . (Leise, auf Franz deutend). Das ist ihr Bruder . . . Martha Geißlers Bruder!

Fellner (ihn aufmerksamer betrachtend).

So?!

Sharper.

Und Ihr Strauß?

Fellner.

Ah, den gebe ich nun nicht ab! Ich habe andere Verwendung dafür. Nicht wahr, Rössel?

Sharper.

Adieu, meine Herren!

Fellner (lächelnd wiederholend).

Ich habe andere Verwendung dafür! (Sich verabschiedend.) Es lebe die Freiheit!

Fünfte Scene.

Rössel. Franz.

Rössel
(einigermaßen erstaunt darüber, daß Franz sich den Herren nicht anschließt).

Nun, wenn Sie mir den Brief anvertrauen und meinem Schwager sagen wollen, daß ich die Beförderung übernommen habe . . . und daß Frau Weichsel sich geehrt fühle . . . sie muß gleich kommen . . . Ich erwarte sie.

Franz.

Sehr wohl, Herr Geheimrath. (Er wendet sich der Thür zu, bleibt einige Secunden unentschlossen stehen und kehrt dann um.) Herr Geheimrath! Ich weiß jetzt, nachdem Sie mich eben wie einen Fremden begrüßt haben, kaum, woher ich den Muth nehmen soll, Sie mit einer Privatangelegenheit zu behelligen. Indessen, Sie haben meinen Vater gekannt, meine Schwester Martha ist die beste Freundin ihrer Tochter . . . und so will ich's denn wagen! Ich bin in einer verzweifelten Lage, . . . vielleicht können Sie mir helfen, mich retten!

Rössel.

Was fehlt Ihnen denn? Sie sehen ja ganz verstört aus!

Franz.

Ich bin unverantwortlich leichtsinnig gewesen! Um kleine Schulden zu decken, habe ich größere gemacht, und um diese abzutragen, mein Glück am Spieltisch versucht . . . und verloren! Ich muß bis Sonnenuntergang 5000 Mark zahlen oder . . . ich muß etwas Anderes thun!

Rössel.

Nur keine theatralischen Uebertreibungen, junger Mann! Es wird sich schon alles machen lassen. Sie haben wohl daran gethan, sich vertrauensvoll an mich zu wenden, Ich will Ihnen helfen.

Franz.

Ich athme auf!

Rössel.

Ich kenne ihre Situation — und weil ich es gut mit Ihnen meine, will ich Ihnen als erfahrener Freund zur Seite stehen. Meinte ich es weniger gut mit Ihnen, so würde ich Ihnen die 5000 Mark einfach hinlegen — und Sie würden wieder Schulden machen. Damit wäre Ihnen nicht gedient! Nein, so bequem soll es Ihnen nicht gemacht werden! Selbst ist der Mann! Das ist mein Wahlspruch, und damit habe ich's weit gebracht. Der Mann, den sie hier vor sich sehen — der Chef des Hauses Gottfried Rössel und Compagnie, dessen Tratten von Kapstadt nach Hammerfest, von Rio nach Halifax, von San Franzisko nach Nikolajewsk laufen und überall respectirt werden — dieser Mann ist vor 25 Jahren mit zerrissenen Sohlen nach Berlin gekommen, — verstehen Sie wohl? Und wie habe ich das erreicht? Ich habe mir als junger Mann gesagt: wenn du fünf Thaler verdienst, darfst du nur drei ausgeben, wenn du aber zehn Thaler verdienst, . . . auch nur drei — nicht sechs! verstehen Sie wohl? Die Hauptsache ist: die Einnahmen erhöhen, die Ausgaben nicht!

Franz.

Das ist gewiß sehr richtig, Herr Geheimrath! Und ich bin von der Verdienstlichkeit Ihres Verfahrens vollkommen überzeugt. Aber augenblicklich . . . mir brennt das Feuer unter den Nägeln! Es fragt sich nicht, was ich vernünftigerweise hätte thun sollen, sondern was ich nun zu thun habe.

Rössel.

Darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen. Also Sie sagen: Sie haben 5000 Mark Schulden . . .

Franz.

Die noch heute bezahlt werden müssen. Es sind Spielschulden, Ehrenschulden!

Rössel.

Papperlapapp! Nur keine cavaliermäßigen Chimären! Wir wollen die Sache doch geschäftlich regeln? Also besitzen Sie Vermögen?

Franz.

Nein! Mein Vater, der Geheime Regierungsrath Geißler' ist vor sechs Jahren gestorben. Die kärgliche Pension hat nur sehr knapp hingereicht, um für die Subsistenz meiner Mutter und die Erziehung der beiden Kinder die nöthigen Mittel zu bieten. Ich stand vor dem Abiturientenexamen, als mein Vater starb. Ueber die Hälfte der Pension wurde auf mein Studium verwandt. Es hätte mir genügen sollen. Aber ich war eben sehr jung und sehr unbedacht . . . und ich machte noch Schulden obenein, während sich meine Mutter und meine Schwester Martha mit der kleineren Hälfte einzurichten wußten . . . (Er stockt.)

Rössel (wiederholt ruhig).

Einzurichten wußten . . . Nun also?

Franz.

Was soll ich Sie mit der alltäglichen, aber darum nicht minder traurigen Geschichte behelligen? Im täglichen Verkehr mit Alters- und Berufsgenossen, die an Bildung neben mir standen und deren Neigungen ich theilte, die aber zumeist reicher

waren, als ich, kam ich in ungeregelte Verhältnisse, aus denen ich durch meinen Wohlthäter, Ihren Schwager, befreit worden bin. Mein Vater hatte seinen jüngeren Freund, den damaligen Oberstaatsanwalt von Hegershausen, zum Vormund über uns eingesetzt. Ich beichtete ihm, er redete mir scharf in's Gewissen und regulirte Alles! Da ich zum Glück meine Studien nicht vernachlässigt und in der Stenographie mich vollkommen ausgebildet hatte, stellte er mich nach Ablauf des Trienniums als seinen Privatsecretair an. Ich hatte ihm mein Wort darauf geben müssen, fleißig und verschwiegen zu sein und keine Schulden mehr zu machen. Ich habe zu seiner Zufriedenheit gearbeitet, — aber (gepreßt) mein Wort habe ich doch nicht gehalten . . . und das Uebrige wissen Sie ja!

Rössel.

Nun, junger Mann, Sie sind offen zu mir gewesen, ich will es auch sein! Ich könnte Ihre Schulden bezahlen. Aber helfen kann ich Ihnen nicht, ich so wenig, wie der Minister, so wenig, wie . . . irgend wer. Selbsthülfe ist das große sittliche Princip unserer Tage. Sie müssen die Suppe, die Sie sich eingebrockt haben, selbst auslöffeln. Es kommt Ihnen gewiß schwer an! Um so besser! Solche Prüfungen stählen und stärken den Charakter. Ihre Gläubiger . . . es sind deren wohl mehrere?

Franz.

Es ist nur Einer — ein Bekannter, der meinen Verlust an die übrigen mitgedeckt hat.

Rössel.

Um so besser für Sie! . . Also: Ihr Gläubiger wird das Geld so nöthig nicht brauchen. Begeben Sie sich zu ihm, sprechen Sie mit ihm ein Bürgerwort, verpflichten Sie sich zu monatlichen Abzahlungen in kleinen Raten . . geben Sie ihm Wechsel dafür . . .

Franz.

Aber das geht ja nicht! Es ist ja unmöglich! Begreifen Sie denn nicht . . .

Rössel (ruhig).

Ich begreife nicht, wie ich dazu kommen soll, mit meinem wohlerworbenen Gelde die leichtsinnigen Streiche eines jungen Mannes zu unterstützen.

Franz.

Ihnen, einem Geschäftsmanne gegenüber, will ich die Verbindlichkeit, von der Sie eben sprachen, gern eingehen, und ich will sie redlich erfüllen . . .

Rössel.

Solche Geschäfte mache ich nicht! Das ist gegen mein Princip . . . Von mir bekommen Sie keinen Heller.

Franz.

Dann habe ich Sie nur noch zu bitten, diese Unterredung als nicht stattgefunden zu betrachten.

Rössel.

Seien Sie ganz unbesorgt! Und überlegen Sie sich's noch einmal: Selbsthülfe ist das große sittliche Princip unserer Tage. Selbsthülfe! Verstehen Sie wohl? (Er nimmt eine Zeitung vom Tisch und liest darin. Franz geht langsam der Thür zu. Er drückt die Hand an die Stirn und seufzt tief auf.)

Franz (für sich).

Es geht nicht! Es geht nicht! (Wie nach einem harten Kampfe.) Nun denn, meinetwegen. (Er kehrt entschlossen um.) Herr Geheimrath! Nun zu etwas Anderem! Wollen Sie für mich ein Geschäft machen?

Rössel (aus der Zeitung lächelnd aufsehend).

Ein Geschäft?

Franz (hastig und zugleich stockend).

Wenn ich zufällig — und in authentischer Weise erfahren haben sollte, daß der Staat im Begriff steht, ein großes industrielles Unternehmen . . . ein Actienunternehmen, zu erwerben . . . daß die Verhandlungen abgeschlossen, die Zustimmung der Actionäre und die Genehmigung der Kammern zweifellos sind — daß diese Angelegenheit in etwa vierzehn

Tagen zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden wird — was würde die Folge davon sein?

Rössel.

Was sagen Sie? . . (Er hat die Zeitung bei Seite gelegt, ist aufgestanden und geht behutsam nach der Thür links, deren Portière er etwas aufhebt. Er wirft einen Blick in das Zimmer und kommt dann wieder auf Franz zu.) Niemand da! Aber sprechen Sie leiser, die Wände haben Ohren . . . (leise.) Also der Staat will kaufen . . . und was die Folge davon ist? Die Folge davon ist: daß die betreffenden Actien um zehn, um zwanzig Procent, um mehr — was weiß ich — steigen werden, daß jetzt ein Vermögen damit zu verdienen ist — verstehen Sie wohl?

Franz.

Ich will kein Vermögen damit verdienen. Ich brauche in vier Wochen etwa 7000 Mark. Kaufen Sie mir soviel Actien der . . . (Leise und scharf.) West-Centralbahn, wie erforderlich sind, um mir nach Ihrer Schätzung diese 7000 Mark in vier Wochen zu sichern. Und verkaufen Sie die Papiere, sobald der Gewinn die Höhe der mir nöthigen Summe erreicht hat.

Rössel.

Also doch! Die West-Central! Ich hab's ja längst gewußt! Wenn Sie denken, daß Sie mir damit Neues gesagt haben . . . Aber . . . man erzählt sich doch, daß der Staat einstweilen das Project, die West-Central anzukaufen, aufgegeben habe, weil er durch die Errichtung der Secundärbahn Flößthal-Neuenried vortheilhafter . . .

Franz.

Die Verhandlungen wegen dieser Bahnstrecke sind abgebrochen.

Rössel.

Sind abgebrochen! — Ich hab's ja längst gewußt — ! Neues haben Sie mir nicht gesagt . . . aber gleichviel! Sprechen Sie mit keinem Menschen ein Wort darüber!

Franz.

Das wollte ich mir gerade von Ihnen geloben lassen!

Rössel.

Von Gottfried Rössel hat noch nie ein Mensch etwas erfahren. Wenn Sie mir versprechen, reinen Mund zu halten, mache ich Ihr Geschäft . . .

Franz.

Das Wort West-Central kommt nicht wieder über meine Lippen! . . .

Rössel (nach der Uhr sehend).

Es ist jetzt halb zwei. Wir haben noch reichlich Zeit . . . 7000 Mark gebrauchen Sie? Sie sprachen doch vorhin von 5000?

Franz.

Um mir die 5000 Mark heute zu verschaffen, brauche ich 7000 Mark in vier Wochen . . . ich habe von früher her eine Adresse . . .

Rössel.

Zu einem Wucherer wollen Sie gehen? . . . diese jungen Leute! Wozu bin ich da?! Weshalb kommen Sie nicht zu mir? Sie sind wahrhaftig nicht der erste junge Mann, dem Gottfried Rössel aus der Verlegenheit geholfen hat. Es macht mir Vergnügen!

Franz.

Herr Geheimrath!

Rössel.

Nur ruhig, junger Mann! Wir sind ja alle einmal jung gewesen! Ich will Ihnen die Summe gleich anweisen. Aber Sie müssen mir auch einen kleinen Gefallen thun . . .

Franz.

Gern!

Rössel.

Einen Augenblick. (Er setzt sich und schreibt.) „Kaufen Sie von West-Central Alles, was zu haben ist. Aeußerste Vorsicht! Fremde Märkte erst morgen, um Aufsehen zu vermeiden." So — Und nun noch die Commission . . . „Zahlen Sie Herrn Dr. Franz Geißler auf Rechnung eigene: 5000 Mark. Gottfried Rössel." —

(Er steht auf.) Nun fahren Sie sofort zur Börse — nehmen Sie meinen Wagen, der vor der Thür wartet; — lassen Sie sich meinen Disponenten, Herrn Mittelsburg, herausrufen, geben Sie ihm das, und schärfen Sie ihm nochmals größte Vorsicht ein, — Sie brauchen im Uebrigen natürlich von nichts zu wissen . . . Schicken Sie mir den Wagen hierher zurück, und dann gehen Sie an meine Kasse, die Ihnen die 5000 Mark auf diese Anweisung zahlen wird. Ihre Quittung genügt.

Franz.

Ach, Herr Geheimrath! Ich bin wie erlöst! Tausend Dank!

Rössel.

Hat nichts zu sagen! Ich bin jungen Leuten gern gefällig . . .

Franz.

Aber es ist doch unverantwortlich, daß ich die in meiner Vertrauensstellung erlangte Nachricht so benutze . . .

Rössel.

Wieso? Sie fügen ja keinem Menschen Schaden zu.

Franz.

Allerdings . . . das sage ich mir auch . . . indessen . . .

Rössel.

Erheben Sie die 5000 Mark, dann werden Sie sich schon beruhigen! . . . Und nun keine Zeit verlieren! Adieu, lieber Geißler, Adieu! — (Franz ab.)

Sechste Scene.

Rössel (allein.)

Dieser Hegershausen! Keine Spur von verwandschaftlichem Gefühl! Hätte er mir, seinem Schwager, nicht selbst einen Wink geben können? Aber nein! . . . Den jungen Mann wollen wir uns aber warm halten! Ob ich nicht lieber doch noch gleich nach Frankfurt und Wien telegraphire? . . .

Siebente Scene.

Rössel. Isabella Weichsel.

Isabella
(von einem Diener, der zahlreiche Cartons trägt, gefolgt).

Sieh da! Herr Geheimrath! Eine unerwartete Freude! Ich glaubte Ihrem Wagen gerade vor der Thür zu begegnen und fürchtete schon, Sie verfehlt zu haben. (Zum Diener:) Legen Sie das in mein Zimmer.

Rössel (der Isabella höflichst begrüßt hatte).

Gute Nachrichten, meine Gnädige!

Isabella.

Um so besser! (Während sie Hut und Ueberwurf ablegt und sich vor dem Spiegel zurecht macht.) Aber ehe wir von etwas anderem sprechen: war er nicht bezaubernd? Sie dürfen wirklich stolz sein, Sie, der Schwager eines solchen Mannes! Heute fand ich ihn womöglich noch hinreißender als neulich in der Arbeitsdebatte. Uebrigens, Sie wissen doch, das Wort „verschämte Arbeit“, das er da gebraucht hat für die Thätigkeit jener Unglücklichen, denen der eigene Stolz und das gesellschaftliche Vorurtheil verbieten, ihren Broderwerb einzugestehen, — das Wort ist in Aller Munde. „Verschämte Arbeit“ kommt noch in den Büchmann! Ich habe mir schon etwas ausgedacht . . . ich denke, es wird Sr. Excellenz Freude machen . . .

Rössel.

Nun, ich will Ihnen auch eine Freude machen, und zwar eine große Freude; wie ich glaube . . . Aber eins nach dem andern! Als ich meinem Schwager den Müller'schen Stich der Sixtina mit Ihrem Briefchen übergab, war er zunächst ganz außer sich. Man muß Sammler sein, um so etwas nachzuempfinden. — Dann aber kamen ihm doch allerlei Bedenken! Er könne es nicht annehmen; es sei ein Capitalstück! ein Unicum . . . Von diesem Stich avant la lettre sei seit zehn Jahren ein einziges Exemplar in den Handel gekommen, für das man neulich in London eine Unsumme gezahlt habe . . . Diese

Sammler wissen Alles . . . Erst auf mein dringliches Zureden, und erst nach der bestimmten Versicherung, die Sie ihm brieflich gaben, daß das Stück für Sie gar keinen Werth habe, — erst da hat er sich zur Annahme bereit finden lassen. Nun ist er aber geradezu begeistert . . .

Isabella.

Mein Gott! wegen einer solchen Bagatelle! Das Bild hat seit Jahren in einer Kammer bei meinem Vater gehangen, verstaubt und unbeachtet, ich weiß nicht einmal woher es stammt! — und da ich erfuhr, daß sich Se. Excellenz für alte Stiche interessirt, habe ich nach Hause geschrieben, und der gute Alte hat es mir geschickt. Et voilà tout. Ich glaube, wir haben noch ein paar solche Dinger auf dem Söller stehen . . . Davon ist wirklich nicht viel Aufhebens zu machen.

Rössel (verschmitzt lächelnd).

Sie sind eine discrete und zartfühlende Frau.

Isabella.

Daran haben Sie doch hoffentlich nie gezweifelt?

Rössel (vertraulich, leise).

Und ich bin auch discret . . . Von mir wird Niemand erfahren, für wen Mr. Campbell den Müller'schen Stich auf der Londoner Auction erstanden hat.

Isabella (erschrocken).

Um des Himmels willen! . . .

Rössel.

Beruhigen Sie sich! Von Gottfried Rössel hat noch nie ein Mensch etwas erfahren . . . Kein Wort mehr darüber! . . . (In den Conversationston zurückfallend.) Also mein Schwager ist entzückt . . . und er will sich die Freude nicht nehmen lassen, der liebenswürdigsten Frau persönlich zu danken.

Isabella (freudig.)

Se. Excellenz kommt zu mir?!

Rössel.

Heute noch . . . in einer halben Stunde . . . vielleicht früher . . .

Isabella.

Heute noch? Da kann ich mich ja nicht einmal auf den Besuch vorbereiten!

Rössel.

Auch nicht nöthig! Ich werde schon Ehre mit Ihnen einlegen. Denn ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich meinem Schwager Wunderdinge von Ihrer Grazie, von Ihrem Geiste, von Ihrer Schönheit erzählt habe . . .

Isabella.

Wie Unrecht!

Rössel.

Und er hat sehr aufmerksam zugehört; er hört seit einiger Zeit immer aufmerksam zu, wenn man von schönen Frauen spricht. Denn obwohl mein Haus das seinige ist . . . in seiner jetzigen Stellung . . . es scheint ihm nahe gelegt zu sein . . .

Isabella.

Ich verstehe . . .

Rössel.

Der Mangel an einem eigenen Hausstande bringt für ihn doch mancherlei gesellschaftliche Unzukömmlichkeiten mit sich . . . Er muß empfangen . . .

Isabella.

Ich verstehe! Aber er wird hochgreifen . . . in seiner Stellung!

Rössel.

Was heißt: hochgreifen? Eine elegante geistvolle Frau . . .

Isabella.

Von altem Adel?

Rössel.

Wozu? Der Name Hegershausen ist für zwei adlig genug . . . Ich habe ihm — ganz discret natürlich — von einer Dame gesprochen, die zufällig nicht adlig ist.

Isabella (langsam).

Nun . . . und darf man fragen?

Rössel.

Nun, da er die Dame bisher wenig kennt . . . und ich mir überdies die Zustimmung jener Dame noch nicht gesichert hatte . . .

Isabella.

Oh!

Rössel.

So habe ich ihm angedeutet, daß es ganz zweckmäßig wäre, die nähere persönliche Bekanntschaft zu machen . . .

Isabella.

Lieber Geheimrath, ich fürchte, ich fürchte . . . die gar zu bescheidene Herkunft der Dame . . . die ich zu errathen glaube . . .

Rössel.

Meine Gnädige! Mein Vater hat Steine geklopft, und der Mann, den Sie vor sich sehen, ist vor 25 Jahren mit zerrissenen Sohlen nach Berlin gekommen . . .

Isabella (lächelnd).

Ich weiß, Herr Geheimrath . . .

Rössel.

Und jetzt laufen meine Tratten von Kapstadt nach Archangel . . . und ich bin Deputirter . . . und Schwager des Ministers . . . und da ist sein Brief! (Er gibt Isabellen das Schreiben, das diese mit sichtbarer Freude überfliegt. Für sich.) Ich hab's mir überlegt. Es ist doch besser, gleich nach Frankfurt zu telegraphiren. (Nach der Uhr sehend.) Eine dringliche Depesche . . . Dann reicht es noch! . . . Auf Wiedersehen, Gnädige Frau . . . Ja so, ehe ich's vergesse! Und Ihr Bruder, Herr Raimund?

Isabella.

Er ist in die reizende Hildegard ganz vernarrt!

Rössel.

So? Nun, wir werden ja sehen! Vielleicht macht es sich... Auf Wiedersehen! (Schnell ab; auf der Schwelle begrüßt er Raimund, der ihm begegnet).

Achte Scene.

Raimund Gerhardt. Isabella.

Raimund (Rössel nachblickend).

Der hat auch wohl für Dich zu laufen? Guten Morgen, Bella!

Isabella.

Guten Morgen, Raimund! (freudig.) Große Neuigkeit: Der Minister kommt! Herr von Hegershausen!

Raimund (sich setzend).

Das ist mir höchst gleichgültig... ich bin todtmüde!... Nun aber laß mich aus, wie die Wiener sagen... Ich kann nicht mehr...

Isabella.

Hast Du Alles besorgt?

Raimund.

Alles!

Isabella.

Die Einzahlung für Campbell in London?

Raimund (sein Portefeuille aus der Tasche ziehend).

Auch! Bei Rössel! Da ist die Quittung!

Isabella (für sich).

Bei Rössel! Nun begreife ich den Zusammenhang.

Raimund (der in seinem Portefeuille gesucht hat).

Ah!.. Ah! Das thut mir aber leid!!

Isabella.

Was denn?

Raimund.

Da habe ich aus Versehen meinen Glücksschein mit eingezahlt — das Bankbillet Nr. 999, einen Talisman, mit dem ich in der vorigen Nacht Unsummen gewonnen habe . . .

Isabella.

Ein rechtes Unglück!

Raimund.

Das ist es auch! Aber darüber wollen wir uns jetzt nicht weiter erzürnen . . . Und nun gute Nacht! . . Ich gehe zu Bett.

Isabella.

Jetzt?! Um zwei Uhr Nachmittags?

Raimund.

Ja, wann soll ich denn schlafen? . . Liebste Bella! Du meinst es gut mit mir, aber gib Dir weiter keine Mühe! Es wird Dir doch im Leben nicht gelingen, aus mir einen Cavalier mit cavaliermäßigen Neigungen zu erziehen. Ich bin nun einmal ein eingefleischter Plebejer. Sieh Dir meine Cravatte an, — wie die wieder sitzt — und meine Nägel, die trotz des eleganten Necessaires mit fünfunddreißig Instrumenten, das Du mir neulich verehrt hast, noch immer nicht schöner geworden sind. Es geht eben nicht!

Isabella.

Du bist ein schrecklicher Mensch!

Raimund.

Bella . . . ich will ausschlafen . . . und dann will ich Dir eine schöne Rede halten.

Isabella.

Sprich nur lieber gleich! Du scheinst ja disponirt zu sein!

Raimund.

Bereite Dich auf das Schlimmste vor! Ich mache nicht mehr mit! Ich hab's satt — bis hierher! Dir macht dies

Leben Spaß, — mir nicht! Ich bin ein solider und philiströser Mensch, und die vornehme Bummelei, die Du mir auferlegst, ist mir verhaßt. Seit drei Jahren lebe ich nach Deinem Gefallen. Anstatt hübsch bürgerlich in der Artillerie oder bei den Pionieren oder bei urwüchsigen Infanteristen zu Fuß mein Jahr abzudienen, bin ich auf Deine Veranlassung in ein sogenantes Eliteregiment zu Pferde eingetreten, wo man mich trotz aller kameradschaftlichen Artigkeit niemals so recht für voll angesehen hat, (ernst) wo ich erröthete, wenn man mich nach meinem ehrlichen Vater fragte! Ich schäme mich in meine Seele hinein, wenn ich daran denke, daß ich unsern guten Vater vom Bäcker zum Productenhändler habe avanciren lassen! Und daß ich den von Dir erfundenen Stammvater Paul Gerhardt in die Reihe meiner Ahnen aufgenommen habe.

Isabella.

Aber Raimund, ich bitte Dich!

Raimund.

Ich mag den Lügenkram nicht mehr mit mir herumschleppen! Und mein ganzes Dasein ist eine Lüge. Ich gehöre nicht zu den Leuten, an die Du mich gedrängt hast, und die mich aus Höflichkeit Herr Kamerad nennen! Ich sage das ohne alle Erbitterung. Ich begreife es. Ich fühle den Unterschied, weshalb sollten sie ihn weniger fühlen? Es liegt eben im Blute. Art läßt nicht von Art, und unsereins wird nun einmal den Mehlstaub nicht los!

Isabella.

Mehlstaub! Es macht Dir förmlich Vergnügen . . .

Raimund (sich erwärmend).

Ja, es macht mir Vergnügen, wieder einmal ein vernünftiges und wahres Wort reden zu können . . . Mehl . . . Hefe . . . Bärme . . . Sauerteig . . . Trog . . .

Isabella (sich die Ohren zuhaltend).

Um Gotteswillen, hör auf!

Raimund (kräftig und frisch).

Ach, es ist ein Vergnügen!! (Mit verändertem Tone.) Als ich

heut Morgen um fünf aus dem Casino nach Hause ging — mit wüstem Kopf und blinden Stiefeln — begnete ich einem Bäckerjungen mit einem Korbe voll frischer Semmeln . . ich blieb stehen und redete den Jungen an. Bella! Da wurde mir's ganz curios zu Muthe! Der Geruch des warmen Brodes . . . er wehte mich an wie heimatlicher Duft — mir wurde es ganz sehnsüchtig um's Herz, wie dem Schweizer beim Kuhreigen . . . Der gehört zu mir, sagte ich mir — mehr, weit mehr als meine Herren Kameraden! Und so ist's in der Ordnung! Denn der Junge, der mir für die fünf Groschen gerührt dankte und vergnügt, den Fatinitza-Marsch pfeifend, die Waare zur Kundschaft trug — der Junge — es hilft Alles nichts! — der ist unsers Vaters Kamerad!

Isabella.

Willst Du Dich vielleicht wieder an den Backtrog stellen?

Raimund.

Das nicht! Aber ich will arbeiten; ich will mein Examen machen — es wird nachgerade Zeit und dann . . ?

Isabella.

Heirathen?

Raimund.

Vielleicht sogar das! Aber nicht die kleine Hildegard Rössel, von der Du jetzt beständig mit mir sprichst! — Die kenne ich fast gar nicht! Nein. Um Dich zu ärgern, ein Mädchen aus dem Volke . . . eine Stickerin!

Isabella.

Du scherzest!

Raimund.

Durchaus nicht! Siehst Du, das kommt von Deinen Commissionen! Hättest Du mich nicht in das Kaiser'sche Stickerei-Geschäft geschickt, so wäre ich dem reizenden Mädchen nicht begegnet . . .

Isabella.

Sag einmal, sprichst Du ernsthaft?

Raimund.

Außerordentlich ernsthaft. Ich habe die Dame allerdings nur flüchtig gesehen . . . sie schien sehr befangen zu sein, — während ich einer andern Dame Deine Wünsche über das Portefeuille mit der Aufschrift „Verschämte Arbeit" explicirte. Ich erkundigte mich . . . „Eine junge Dame die für unser Geschäft arbeitet" . . . Und sie heißt? . . . „Namen werden nicht genannt" . . . Nun, ich werde sie schon wiederfinden . . . ich habe ja einstweilen nichts Besseres zu thun . . . Von dem Fräulein, das Deine Bestellung entgegen nahm, hörte ich übrigens eine Bemerkung, die mich etwas stutzig gemacht hat. Eine hochstehende Persönlichkeit soll sich für sie interessiren . . . sagt man.

Isabella.

Aha! . . Aha!

Raimund.

Sagt man! Und was sagt man nicht Alles! Ich glaube es nicht! Sie sieht aus . . . . . wie Marienblümchen!

Isabella.

Natürlich! (Zum Diener, der eintritt.) Was gibt's?

Diener.

Eine Depesche für die gnädige Frau . . . und das für den Herrn . . . der Bote bittet um Empfangsbescheinigung.

Raimund (der den Brief geöffnet hat).

Ach so! (Er schreibt auf seine Visitenkarte einige Worte und gibt sie dem Diener, der damit abgeht.) Von Dr. Geißler! Dem armen Teufel hat es gewiß mehr Sorge gemacht, sich das Geld zu verschaffen, als es mir Freude macht, es einzustecken. (Während er die Bankscheine in das Portefeuille stecken will, mustert er plötzlich einen derselben mit besonderer Aufmerksamkeit; freudig überrascht.) Nr. 999! Mein Talisman!! Wenn das nicht Glück bringt! . . Merkwürdig! . . Dr. Geißler hat also offenbar denselben Banquier wie wir! . . . (Bella erblickend, die wie versteinert die entfaltete Depesche in der Hand hält.) Was ist denn geschehen? . . Ein Unglück?

Isabella (reicht ihm die Depesche).

Lies!

Raimund.

„Ich komme mit dem Drei-Uhr-Zuge. Zacharias Gerhardt!" (Freudig.) Der Alte kommt! Das ist famos! Ich sagte es ja: mein Talisman! .. Dem guten Alten wollen wir hier aber vergnügte Tage machen!

Isabella.

Gewiß, gewiß! Ich freue mich ja auch sehr ... freue mich herzlich ... Aber Raimund, sei vernünftig, halte mich nicht für lieblos! .. Du weißt ja, Vater ist so einfach, und in seinem Wesen so geradezu ... er paßt so gar nicht in diese Umgebung ... ich begreife überhaupt nicht, wie Vater in unsere Familie kommt ... und wenn er mit unsern Bekannten zusammenkäme ... (leiser.) die dumme Geschichte mit Paul Gerhardt ... und andere Kleinigkeiten ... wir kämen in die tödtlichste Verlegenheit ... und der Minister! ...

Raimund.

Ach so! Du fürchtest, daß die kleinen Geschichten ...

Isabella.

Auch Vaters wegen ist es besser, wenn wir ihm anderswo ein Logis miethen ... ganz in unserer Nähe ... hier gegenüber — das fällt mir eben ein, — sind ein paar freundliche Zimmer zu vermiethen — ich habe eben noch den Zettel gesehen ... Mr. Sharper hat früher da gewohnt ... bei einer Geheimräthin, ... Geißler, glaube ich, heißt sie ... und er rühmte es sehr ... Und unser Vater ist ja so genügsam! Da hat er seine Ruhe! Wir besuchen ihn ... Schnell, Raimund! Du miethest die Wohnung ... Du holst den Vater von der Bahn ab ... und bereite ihn vor! ... Nicht wahr? Du thust es? Mir zu Liebe? ..

Raimund.

Natürlich thue ich es! Ich muß wohl! Ach das verwünschte Flunkern! Das hat man nun davon! — Aber ich freue mich doch kindisch, den Alten wieder zu sehen! Wenn ich übrigens rechtzeitig an der Bahn sein soll ... es ist die höchste Zeit! ... Frau Geißler? ..

Isabella.

Ja! So beeile Dich doch!

Diener.

Eine junge Dame . . .

Isabella.

Ich bin nicht zu sprechen . . .

Diener.

Sie sagt, sie käme aus dem Kaiser'schen Stickereigeschäft wegen der Arbeit . . .

Isabella.

Ach so! ich lasse bitten . . . Noch eins! Wenn der Herr Minister von Hegershausen kommt, So melden Sie einfach: Seine Excellenz!

Diener.

Sehr wohl!

Neunte Scene.

Die Vorigen. Martha.

(Martha grüßt stumm, Isabella ebenso.)

Isabella.

Nun, bist Du noch nicht fort? Du wirst den Zug noch versäumen.

Raimund.

Ich kann meinen Hut nicht finden.

Isabella.

Du hast ihn ja in der Hand.

Raimund.

Ach so! . . (Leise zu Isabella.) Das ist sie!

Isabella.

Wer?

Raimund.

Das Marienblümchen.

Isabella.

So?!

Raimund.

Suche den Namen zu erfahren! . . Daß ich jetzt gerade fort muß, . . es ist schändlich! . . Mein Fräulein! . . (Er geht ab.)

Isabella.

Darf ich bitten . . . ich bin sehr eilig . . . ich erwarte Besuch.

Martha (nach vorn kommend).

Ich will Sie nicht lange in Anspruch nehmen, gnädige Frau; ich möchte Ihnen zunächst die angefangene Arbeit vorlegen . . .

Isabella.

Schön, liebes Kind.

Martha

(eine Rolle aufwickelnd und eine angefangene Arbeit hinreichend).

Hier, gnädige Frau . . .

Isabella (wirklich überrascht).

Ach, das ist reizend! ganz reizend!

Martha.

Es gefällt Ihnen?

Isabella.

Vollkommen!

Martha.

Das freut mich.

Isabella.

Und das haben Sie componirt? So darf man ja sagen, denn es ist ein Kunstwerk! . . . wirklich entzückend! Ich mache Ihnen mein Compliment! . . . Welche Farben wollen Sie für die Aufschrift nehmen?

Martha.

Ich denke: ganz matte, abschattirt. Ich wollte erst Veilchen hineinsticken — Sie wissen ja, gnädige Frau: „dem stillen Veilchen gleich“ — aber das stimmt so schlecht im Colorit. Ich meine, die Worte „Verschämte Arbeit“ sprechen auch so deutlich genug — dazu bedarf's keines Commentars.

Isabella.

Sie haben vollkommen Recht, mein Kind! Es ist ganz magnifique, was Sie da gemacht haben! . . . Aber nun muß ich es auch bald fertig haben!

Martha.

Ich lege die Arbeit nicht mehr aus der Hand . . . Bis Sonnabend dürfen Sie darauf rechnen.

Isabella.

Bis Sonnabend? Ah! das ist ja viel zu spät! Da würde mir der ganze Spaß verdorben! Ich brauche das Portefeuille spätestens, aber allerspätestens Donnerstag Abend . . .

Martha.

Dann würde ich wohl die Nacht hinzunehmen müssen . . . und bei den kleinen Stichen . . .

Isabella.

Thun Sie's, liebes Fräulein, thun Sie's mir zu Liebe! So weit es mir möglich ist, Sie für die Nachtarbeit zu entschädigen . . .

Martha.

Der Preis bleibt derselbe, gnädige Frau. Den hat das Geschäft zu bestimmen.

Isabella (verbindlich).

Ich wußte das nicht; entschuldigen Sie, mein Fräulein. —

Martha.

Bitte, gnädige Frau! . . . Ich bin aus eigenem Antriebe zu Ihnen gekommen, weil ich Sie um etwas bitten möchte. —

Der Herr, der das Portefeuille bestellt hat, — Ihr Herr Bruder, so viel ich weiß — ist mir im Geschäft begegnet; er hat sich nach meinem Namen erkundigt und denselben vielleicht auch erfahren. Ich bin nun in einer etwas eigenthümlichen Lage. Ich bin nämlich keine eigentliche Stickerin; ich beschäftige mich mit diesen Arbeiten nur nebenher, weil ich einige Geschicklichkeit dafür besitze — und ich habe bisher mit Niemandem davon gesprochen — nicht einmal mit meiner Mutter . . . Ich möchte Sie daher freundlichst bitten, — da Sie ja mit der kleinen Arbeit zufrieden sind — mich ja nicht etwa weiter zu empfehlen und Ihren Herrn Bruder zur Geheimhaltung zu veranlassen.

Isabella.

Also wirklich verschämte Arbeit!

Martha.

Ja, und deshalb macht mir diese da besondere Freude!

Isabella.

Nun, Sie dürfen ganz beruhigt sein, mein Fräulein! Mein Bruder kennt Ihren Namen so wenig wie ich. Und Ihr Wunsch, anonym zu bleiben, genügt mir natürlich, um meine begreifliche Neugier zu beherrschen. (Der Diener überbringt eine Karte.)

Isabella (liest).

„Staatsminister von Hegershausen.“ (Martha macht eine lebhafte Bewegung des Staunens und der Verlegenheit.) Wartet der Diener auf Antwort?

Diener.

Der Herr ist selbst im Vorzimmer.

Isabella (schnell zum Diener).

Einen Augenblick . . . Diese Verlegenheit! (Zu Martha). Wir wollen das nur schnell bei Seite schaffen . . . (Martha rollt die Stickerei wieder zusammen.) Es wäre mir nicht ganz angenehm, wenn man Sie hier träfe . . . man könnte vermuthen . . .

Martha (schnell).

Jawohl, gnädige Frau. Ich wollte Sie gerade bitten, mir womöglich die Begegnung zu ersparen.

Isabella.

Aber wohin? Dieser Salon hat nur den einen Ausgang nach der Straße . . . (Plötzlich.) Bitte, treten Sie da ein! (Auf das Zimmer links weisend.) Die Visite wird ja nicht lange dauern. (Martha mit der Stickerei nach links ab. Isabella zum Diener.) Ich bitte . . . (Diener ab. Isabella schließt die Portièren.) Diese Angst!

Zehnte Scene.

Isabella. Hegershausen.

Diener (meldet).

Seine Excellenz!

Hegershausen
(verbeugt sich, Isabella dankt tief, Hegershausen reicht ihr einige Rosen).

Meine gnädigste Frau . . .

Isabella
(die Rosen mit freundlichem Lächeln entgegennehmend).

Ah, wie liebenswürdig, Excellenz, wie ungemein liebenswürdig! (Beide setzen sich. Sie legt das Vorsteckbouquet, das sie bisher getragen, bei Seite und befestigt die Rosen an ihrer Brust.)

Hegershausen.

Ich komme, um Ihnen persönlich meinen herzlichsten Dank zu sagen. Ich bin durch Ihr wundervolles Geschenk tief in Ihre Schuld gerathen. Ich sehe für's Erste noch keine Möglichkeit, diese Schuld abzutragen, aber ich kann sie wenigstens anerkennen. Und das bezweckt mein heutiger Besuch bei Ihnen.

Isabella.

Ihre Liebhaberei als Sammler, Excellenz, gibt der Geringfügigkeit eine viel größere Bedeutung, als sie verdient.

Hegershausen.

Durchaus nicht! Aus Ihrem freundlichen Briefchen habe ich schon ersehen, daß Sie sich in vollkommener Unkenntniß über den Werth Ihres Geschenkes befinden, und diese Unkenntniß muß ich zerstreuen. Die Stiche der Sixtina avant la lettre von

Johannes Friedrich Müller sind wegen ihrer Schönheit und Seltenheit außerordentlich werthvoll. Und das Exemplar, das Sie mir verehrt haben, ist in so ausgezeichnetem Zustande — vollkommen fleckenlos, mit unbeschnittenen Rändern, daß ich hätte schwören mögen, es stamme aus der Mustersammlung eines Kundigen, wenn ich nicht aus Ihrem Briefe ersehen hätte . . .

Isabella.

Daß das Bild unbeachtet und bestaubt in einem dunkeln Winkel meines väterlichen Hauses gehangen hat — Niemandem zur Freude! Jetzt erst erfüllt das Blatt seinen Beruf; und ich bin Stolz darauf, den Schatz gehoben und nutzbar gemacht zu haben.

Hegershausen.

Vor etwa drei Wochen ist ein anderes Exemplar dieses seltenen Blattes in London versteigert worden, — natürlich zu einem horrenden Preise — und denken Sie nur, wie eigenthümlich! Das Londoner Exemplar stimmt mit dem meinigen — so darf ich es ja jetzt nennen — nicht nur bis auf den Zehntel-Millimeter im Maße überein, auch die Unebenheiten des unbeschnittenen unteren Randes sind, nach der dem Kataloge beigefügten Photographie zu urtheilen, ganz identisch übereinstimmend.

Isabella.

Ein Zufall, Excellenz! . . . Ich bin sehr glücklich, daß mir das Blatt, das — wie ich wiederhole — für mich ganz werthlos war, die große Freude verschafft, Sie hier zu sehen. Ich gehöre nämlich zu Ihren begeisterten Verehrerinnen. Einem Minister darf man so etwas doch sagen? Heute haben Sie mich wieder geradezu entzückt!

Hegershausen.

Heute? Waren Sie denn in der Kammer?

Isabella.

Ich versäume nie eine Sitzung, wenn man hoffen darf, daß Eure Excellenz das Wort ergreifen.

Hegershausen.

Die heutige Tagesordnung war aber nicht grade sehr verlockend für Damen.

Isabella.

Das ist ja eben das Eigenthümliche, das ich so bewundere: wie Eure Excellenz die Kunst besitzen, einem jeden Stoffe, auch dem sprödesten, eine menschlich packende Seite abzugewinnen. Ich habe bis vor vier Tagen gar nicht gewußt, was der gesetzliche Arbeitstag eigentlich zu bedeuten hat. Und wie hat mich Ihre Rede gefesselt, gerührt, ergriffen! Und das herrliche Wort „verschämte Arbeit“. . .

Hegershausen.

Ich habe wirklich keine Ahnung gehabt, daß ich so aufmerksame Zuhörerinnen besitze. Die Beschäftigung mit so allgemeinen Fragen, die die große Gemeinsamkeit, den Staat, betreffen, liegt der Natur der Frauen eigentlich fern.

Isabella.

Denken Sie so gering von uns? Halten Sie uns für Egoistinnen?

Hegershausen.

Im Gegentheil! Die Frauen sind gewöhnlich selbstloser als die Männer. Aber das Quantum von Theilnahme und Liebe, das das menschliche Individuum zu vergeben hat, zerstreut der Mann in weitere Kreise, während die Frau es nur für ihre Lieben und — ein wenig auch für sich selbst verausgabt. Da kommt denn natürlich auf den Bevorzugten um so mehr.

Isabella.

Nun, ich muß sagen: meine Theilnahme reicht weiter, reicht über die mir Lieben hinaus. Ich interessire mich z. B. lebhaft für den Sieg des neuen Colonial-Gesetzentwurfes. Wird die Linke denn endlich Vernunft annehmen? . .

Hegershausen (lächelnd, sehr freundlich).

Meine Gnädige! Wenn es Ihnen recht ist, lassen wir die Colonien einstweilen in der Südsee! . . . Sehen Sie, unter

den dramatischen Scenen in unsern klassischen Meisterwerken gefällt mir eine ganz besonders: die Scene, in der der große Staatsmann Egmont in lieblicher Vertraulichkeit mit dem arglosen Bürgermädchen sich seine politischen Sorgen von der Seele herunterplaudert. Das ist so tief menschlich, so wahr und gesund!

Isabella.

Ja, wer ein Clärchen wäre!

Hegershausen.

Sollte nicht ein jedes Weib, das sich von einem Manne geliebt weiß, zu dem es aufblickt, mit jenem Clärchen mancherlei, sogar das Wesentliche gemein haben?

Isabella.

Aber wie wenig gibt es deren, Excellenz! Ich mag mich besinnen, so viel ich will, ich finde zwischen der Geliebten des thatkräftigen Egmont — und mir z. B. nur eine Gemeinsamkeit: die bescheidene bürgerliche Herkunft. Aber schon das macht mir in diesem Augenblicke Freude. Denn ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß ich mir auf meinen Stammbaum wirklich etwas einbilde. Ich gehöre einer der spärlichen Bürgerfamilien an, die von ihren Ahnen sprechen dürfen! Der Dichter unserer schönsten Kirchenlieder, Paul Gerhardt, ist mein Ururgroßvater. Die Manuscripte seiner Choräle, die Concepte seiner Predigten werden von uns wie Heiligthümer aufbewahrt. Mein guter Vater, Zacharias Gerhardt, hat ein besonderes Zimmer eingerichtet, in dem er alles, was auf Paul Gerhardt Bezug hat, zusammengetragen hat: die alten Möbel, und Bilder und Bücher . . . wir nennen das mit Stolz unsern Ahnensaal.

Hegershausen.

Ahnensaal? . . Ah, das ist ja sehr interessant, und ich brauchte nichts als diesen einen Zug zu kennen, diese schöne pietätvolle Gesinnung, um Ihrem Herrn Vater von vorn herein eine respektvolle Sympathie entgegenzubringen.

Isabella.

Ja, es ist ein prächtiger Mann! Und dabei ein Original! Wie oft habe ich ihn gebeten, zu mir zu kommen, — ich komme

mir hier in den großen Zimmern mitunter so unsagbar verlassen vor, und meine, mit meinem alten, aber noch rüstigen Vater, müßte Leben und Freude hier einziehen! — Aber er ist nicht dazu zu bewegen, sein stilles Flößthal aufzugeben . . . „Kinder, ich brauche fließendes Wasser und Buchen,“ ist seine stete Antwort. Die können wir ihm hier nun allerdings nicht bieten! Und so bleibt er denn daheim, in der waldigen Abgeschiedenheit . . . und da findet der alte Mann noch heute für seine Empfindungen so rührende und ergreifende Worte, daß sich Paul Gerhardt selbst deren nicht zu schämen hätte.

Hegershausen.

Ihr Vater dichtet auch?

Isabella.

Er hat herrliche Lieder gedichtet, aber er ist nicht zu bewegen . . .

Elfte Scene.

Die Vorigen. Zacharias
(in grauem Anzuge; Reisemütze und Reisetasche).

Zacharias (an der Thür).

Ach was! dummes Zeug! Anmelden! Der Vater bei seiner Tochter! Das wäre noch schöner! (Er hat die Tasche bei Seite gelegt, die Mütze abgenommen und bleibt nun breitbeinig mit ausgespreizten Armen stehen.) Nun, meine Bella? . . .

Isabella
(die beim Eintreten des Alten schnell aufgesprungen ist, zunächst starr vor Schrecken, geht dann schwankend auf ihren Vater zu, der sie herzhaft umfängt und küßt).

Vater! . . .

(Hegershausen ist aufgestanden und tritt discret zurück.)

Zacharias.

Aber Du siehst ein bischen blaßschnäblich aus, mein Herz!

Isabella.

Ich habe mich so erschrocken . . .

Zacharias.

Hast Du denn meine Depesche nicht erhalten? (Isabella verneint.) Ich wundere mich auch, daß kein Mensch auf der Bahn war. Ist das eine Zucht mit diesen Staatstelegraphen!

Isabella (bedeutsam).

Vater! . . . (vorstellend.) Se. Excellenz, der Herr Staatsminister von Hegershausen. (Hegershausen tritt vor und reicht Zacharias die Hand, die dieser schüttelt.)

Zacharias.

Der Herr Staatsminister! Ah! das ist mir sehr lieb! Ich bin nämlich eigens nach Berlin gekommen, um Sie aufzusuchen.

Hegershausen.

Ich weiß, daß es Ihnen schwer wird, sich von den Buchen Ihrer Heimat zu trennen.

Zacharias (erstaunt).

Von den Buchen? (Isabella zupft ihn am Rock. Zacharias merkt, daß irgend etwas nicht stimmt und sagt ausweichend:) Nun ja . . . von den Buchen . . . und überhaupt! In meinen Jahren wird man eben etwas schwerfällig und fühlt sich in seinen vier Pfählen am wohlsten.

Hegershausen (verbindlich lächelnd).

Im Ahnensaal! . . . Sie sehen mich erstaunt an? Ja, wir sind hier vortrefflich unterrichtet!

Zacharias
(wie oben, nachdem ihn Isabella wieder am Rocke gezupft hat).

Ei, ei!

Hegershausen (verbindlich).

Umgeben von theuren Erinnerungen an einen ruhmreichen Vorfahren ... den alten Paul ... „Befiehl Du Deine Wege“ ...

Zacharias.

„Und was Dein Herze kränkt!“

Hegershausen.

Sie müssen mir von dem alten Paul Gerhardt noch viel erzählen . . .

Zacharias.

Von dem alten Paul Gerhardt? (Für sich.) Den Mann kenne ich ja gar nicht. (Isabella gibt ihm wieder ein Zeichen.) Von dem erzähle ich Ihnen Alles . . . Alles, was ich weiß. Aber eigentlich habe ich mit Ihnen von einer Secundärbahn der West-Central-Linie, von Flößthal-Neuenried, zu reden . . . Das hat aber noch Zeit! Darf ich Sie morgen aufsuchen, Herr von Hegershausen?

Hegershausen (mit wirklicher Theilnahme).

Sie haben in Sachen der Bahn Flößthal-Neuenried mit mir zu sprechen? Ah, das ist mir ja sehr interessant.

Zacharias.

Ich bin von den Vertrauensmännern des Kreises bevollmächtigt . . .

Hegershausen.

So?! Dann stehe ich Ihnen jeder Zeit zur Verfügung! So früh Sie wollen! Sobald Sie aufgestanden sind.

Zacharias.

Das dürfte Ihnen doch wohl etwas zu früh werden! Ich stehe Winter und Sommer um vier Uhr auf. Das bin ich von meinem früheren Geschäft her noch so gewöhnt. (Isabella zupft wieder.)

Hegershausen.

Das ist mir allerdings etwas zu früh. Ich erwarte Sie . . . um acht Uhr.

Zacharias.

Schön, Herr Minister.

Hegershausen.

Ah! und da hätte ich beinahe vergessen, Ihnen zu danken!

Zacharias.

Mir?

Hegershausen.

Sie wissen wahrscheinlich auch nicht, welches Schatzes Sie sich zu meinen Gunsten entäußert haben?

Isabella.

Aber ich bitte Sie, Excellenz! Sprechen Sie doch nicht von der Kleinigkeit!

Hegershausen (komisch wichtig).

Nein, meine Gnädige, Ihr Herr Vater soll aus meinem Munde erfahren, daß der Stich der Sixtina . . .

Isabella (mit erzwungener Komik).

Ich protestire . . .

Hegershausen (lächelnd und mit etwas erhobener Stimme fortfahrend).

Von Friedrich Müller eine Perle ist . . .

Isabella.

Aber Excellenz, Sie wollen mir doch die Freude nicht verderben? (Für sich.) Einer von beiden muß fort!

Hegershausen.

Das haben Sie nicht gewußt?

Zacharias.

Gott bewahre! . . Die Sixtina . . .

Hegershausen.

Von Friedrich Müller, die Sie Ihrer Tochter geschickt haben . . .

Zacharias.

Ach so! . . die meinen Sie! . . die Sixtina, die ich meiner Tochter geschickt habe . . .

Isabella.

Ich habe hier in meinem Boudoir noch ein altes Bild — vielleicht auch einen vergrabenen Schatz . . . wenn Eure Excellenz es einmal ansehen wollten.

Hegershausen.

Ah! mit Vergnügen!

Zwölfte Scene.

Die Vorigen. Dann **Martha.**

(Isabella schlägt den Vorhang zurück und gibt ihrem Vater ein Zeichen, zu bleiben.)

Isabella (Martha erblickend, für sich).

Um Gottes Willen! Die hatte ich ganz vergessen!

Hegershausen (überrascht).

Martha? — Sie hier?

Isabella (erstaunt und verlegen).

Eine junge Dame meiner Bekanntschaft — — Fräulein ..

Hegershausen.

Fräulein Geißler! — Ah, wir kennen uns sehr gut.

Isabella.

Ah! Fräulein Geißler! ..

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Raimund.

Raimund

(tritt schnell ein; nachdem er verwundert den Minister und Martha begrüßt hat, erblickt er seinen Vater, auf den er sofort zueilt und den er umarmt).

Alter! Geliebter Alter!

Zacharias.

Mein lieber Junge!

Raimund.

Um zwei Minuten habe ich den Zug versäumt! Der alte Gaul wollte nicht vom Fleck ... Weshalb hast Du auch so spät telegraphirt?

Zacharias.

Ich denke, meine Depesche ... (sich an die Stirn fassend) Kinder, hier werde ich verrückt!

Isabella

(die sich währenddem im Hintergrunde mit Hegershausen und Martha beschäftigt hat, noch immer sehr befangen zu Martha).

Wollen Sie sich nicht setzen?

Martha.

Ich danke sehr! Meine Mutter erwartet mich.

Hegershausen.

Dann begleite ich Sie! (Zu Isabella.) Das Bild kann ich mir ja das nächste mal ansehen. Meine Gnädige! (Er nimmt seinen Hut.) Adieu, Herr Gerhardt! Ich erwarte Sie also morgen!

Zacharias

(gleichzeitig mit Hegershausen, halblaut für sich, kopfschüttelnd).

Ahnensaal . . . Buchen . . . Friedrich Müller . . . Paul Gerhardt . . . Sixtina . . . (Zu Raimund.) Hier wird fürchterlich geflunkert, oder ich habe mein bischen Verstand nicht mehr beisammen!

(Während Martha und Hegershausen die Bühne verlassen, fällt der Vorhang.)

Zweiter Act.

Bei Frau Geißler.

Ein sehr bescheidenes kleines, ordentliches Zimmer, mit altem, wohlerhaltenem Mobiliar. Ein Bücherschrank. Thüren in der Mitte des Hintergrundes und an den beiden Seiten.

Erste Scene.

Martha (mit einer Stickerei beschäftigt). **Franz** (der von rechts auftritt).

Franz
(sehr vergnügt, indem er sich dem Ausgang im Hintergrunde zuwendet).

Also Adieu, Kind . . . ich muß zum Chef . . . nicht so fleißig!

Martha
(ohne von der Arbeit aufzusehen).

Adieu!

Franz.
(bleibt stehen, kehrt dann um und kommt nach vorn).

Weshalb denn so mürrisch? . . Soll ich Dir etwas mitbringen? (Martha zuckt die Achseln). Ernsthaft! Wünsch' Dir etwas recht hübsches! Ich habe Dir so lange nichts geschenkt!

Martha
(blickt auf, sieht ihren Bruder mit vorwurfsvollen Blicken an und schüttelt den Kopf).

Ich danke, ich brauche nichts! — Wenn man Dich so sieht! Als ob Du Dir Pferde und Diener halten könntest! — Und Du willst mir etwas schenken? Ach, Du machst mir Sorgen, Franz!

Franz.

Ich mache Dir Sorgen? Nun wird's immer besser.

Martha.

Es ist unverantwortlich, wie Du gedankenlos in den Tag hineinlebst!

Franz.

Geht's schon wieder los? Aber heute sollst Du mir die Laune nicht verderben! Ich bin nun einmal vergnügt, und ich bringe Dir doch etwas mit — Dir zum Aerger.

Martha.

Ich will kein Geschenk von Dir!

Franz.

Weshalb nicht?

Martha.

Weil Du kein Geld zu Geschenken haben darfst, und wenn Du Geld dazu hast, so kann es nicht redlich erworben sein.

Franz.

Martha!

Martha (erregt und traurig).

Ich habe es nun lange genug ruhig ertragen, und es drückt mir das Herz ab, wenn ich sehe, welche Wege Du einschlägst! Haben wir denn nicht schon genug Unglück in der Familie? Ist's nicht schon schlimm genug, daß unsere gute Mutter bei ihren leichten und lustigen Auffassungen so geringes Verständniß für unsere Lage besitzt? Willst Du denn Deinem Leichtsinn Deinen ehrlichen Namen opfern? . . Was soll denn aus uns werden? — Unser Vater würde sich im Grabe herumdrehen, wüßte er, wie Du es treibst, und was aus Dir noch werden wird!

Franz.

Martha, es hat Alles seine Grenzen!

Martha.

Dein Leichtsinn nicht!

Franz.

Du behandelst mich, als ob ich gestohlen hätte . . .

Martha.

Viel besser ist's auch nicht, was Du treibst! (Franz will unterbrechen.) Laß mich ausreden! Du gibst zehnmal soviel aus, wie Du ausgeben darfst — ich weiß es! — Ich weiß auch, woher Du die Mittel dazu nimmst! Ich habe Dich heute Morgen kommen hören — ich war schon wach! Du darfst im Spiel nicht gewinnen, weil Du nichts zu verlieren hast!

Franz.

Siehst Du, wie ungerecht Du bist! — Du irrst Dich! Ich habe nicht gewonnen. Würde es Dich beruhigen, wenn ich Dir die Wahrheit sagte: daß ich nämlich zufällig ein gutes Geschäft gemacht habe?

Martha.

Du hast gar keine Geschäfte zu machen! Ueberlaß das den Geschäftsmännern! Du hast beim Minister Deine Schuldigkeit zu thun und Dich mit Deinem vollkommen ausreichenden Gehalte einzurichten — nichts weiter!

Franz.

Du bist ein ausgemachter Philister, Martha, nimm's mir nicht übel! Die richtige Schulmeisternatur! Ein alt' Mütterchen! . . Freu Dich des Lebens!

Martha
(die ihre Stickerei wieder aufgenommen hat).

Das ist nun Alles, was ich mit meiner ernsten Warnung erreicht habe! (Aufseufzend.) Ach, du lieber Gott!

Franz
(der die Stickerei betrachten will).

Was machst Du denn da?

Martha
(mit dem Bogen Fließpapier, der über den Rahmen gebreitet ist, die Arbeit ganz bedeckend).

Das geht Dich nichts an!

Franz.

Oho! So ungehalten! Das wird sich schon wieder geben! . Apropos: gehst Du zum Rössel'schen Ball?

Martha.

Bewahre! Ich habe schon abgeschrieben.

Franz.

Weshalb denn?

Martha.

Weil ich kein Geschäft gemacht und keine Balltoilette habe.

Franz.

Mit Dir ist heute nicht zu reden, und ich muß zum Chef. Rössel hat mir eben auch eine Einladung geschickt . . . ich gehe hin . . . Lebe wohl!

Zweite Scene.

Martha, dann **Zacharias.**

(Martha arbeitet einige Zeit stumm weiter. Man klopft links).

Martha (ohne aufzuschauen).

Herein! (Kurze Pause.) Herein!

Zacharias (hinter der Couliſſe).

Die Thüre geht nicht auf.

Martha (mit etwas erhobener Stimme).

Es ist zugeschlossen, aber der Schlüssel steckt. (Für sich.) Unser neuer Miether!

Zacharias (hinter der Couliſſe).

Ich habe aufgeschlossen, aber es geht immer noch nicht.

Martha (laut).

Sie müssen auch den Riegel zurückschieben!

Zacharias (wie oben).

Es ist keiner da!

Martha (lächelnd).

Ach ja, der ist auf dieser Seite! (Sie schiebt den Riegel zurück. Zacharias tritt ein).

Zacharias.

Entschuldigen Sie! Sie sind fleißig? Bitte, lassen Sie sich nicht stören! . .

Martha (die Arbeit wieder aufnehmend).

Wenn Sie erlauben.

Zacharias.

Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie vielleicht ein Nachschlagebuch haben?

Martha.

Wenn es nicht allzu neu zu sein braucht. Da im Bücherschrank, in der zweiten Reihe steht eine alte Ausgabe von Brockhaus . . . die grünen Bände.

Zacharias.

Ich hab's schon! (Halb für sich, während er in einem Bande blättert.) Nun muß ich alter Mann mich noch präpariren! . . Aha! Da ist er! „Gerhardt, Paul, geboren 1607 in Gräfenhainichen". Also in Gräfenhainichen steht meine Stammburg! „Gestorben zu Lübben 1676" . . . (Er notirt.) 1607—1676. Und nun der andere! (Er nimmt einen neuen Band.) Müller . . . das hat seine Schwierigkeiten, . . deren gibt's ein paar Dutzend . . . Müller, Alterthumsforscher . . . das ist er nicht . . . Müller, Physiker . . . das ist er auch nicht . . . Johannes von . . . das wird er sein! „Geschichtsschreiber" — doch nicht! Ah! Hier: Kupferstecher! Johann Gotthard . . . ausgezeichnete Portraits . . . Das ist er! „Sein Sohn Johann Friedrich Wilhelm" . . . Das ist bedenklich. Vater oder Sohn? (Befriedigt.) Ah! jetzt haben wir ihn: „Hauptwerk: Sixtinische Madonna!" Es ist der Sohn! (Notirend:) Geboren 1782, gestorben auf dem Sonnenstein 1816 . . . So! Und nun danke ich Ihnen auch!

Martha.

Bitte, bitte!

Zacharias.

Darf ich mich ein bischen zu Ihnen setzen und mit Ihnen plaudern?

Martha.

Gern!

Zacharias.

In meinem Zimmer habe ich mich nämlich gelangweilt . . . Zum Ausgehen habe ich keine Lust mehr . . . Ich bin an den Lärm nicht gewöhnt. Ich bin auch schon im Panoptikum gewesen . . . sehr schön . . . und auf der Siegessäule . . . und dann habe ich die Ringbahn genommen und bin um die Stadt gefahren.

Martha (lächelnd).

Für die kurze Zeit Ihres Hierseins alles Mögliche!

Zacharias.

Nun habe ich auch für heute genug! Aber es ist wirklich großartig hier geworden. Sie merken das nicht so! Aber unsereins wird es gewahr! . . Als ich eben all die neuen Straßen durchfuhr und mir die Häuser ansah und mir sagte! da wohnen nun überall Menschen, die alle leben wollen, und die alle ihr Leben für wichtig halten, — da wurde mir ganz wirr! — Und da ist kein Platz, der nicht besetzt wäre! Da muß immer erst der Eine verdrängt werden, wenn der Andre ihn nehmen will! Und das plagt sich und chicanirt sich und kämpft — und wofür?

Martha.

Ja wofür?

Zacharias.

Sehen Sie, liebes Fräulein, ich habe, wie man so sagt, Glück gehabt. Ich habe schon von meinem Vater selig, der Großmüller war, ein hübsches Vermögen geerbt, und habe es durch mein Geschäft vermehrt. Durch meinen verstorbenen Schwiegersohn Weichsel wurde ich an Getreidelieferungen für die Armee betheiligt. Wir verdienten . . . sehr viel!!.. Er hat sich den Tod dabei geholt! Was hat er nun von seinem Gelde? Und was habe ich davon? Meine Kinder können wie die Fürsten leben . . . ob es ihnen gut thut, ich weiß es nicht! Ich erzähle Ihnen das, weil es mir Freude macht, Sie so

fleißig bei der Arbeit zu sehen . . . Sie verdienen sich etwas! Das ist gescheidt! . . Ich habe mich auch oft gefragt: wie fangen es nur die Beamtenfamilien an, um zu existiren? Da ist ein Sohn beim Militär, einer auf der Universität, da ist ein heirathsfähiges Mädchen — da müssen Bälle mitgemacht, . . Gesellschaften gegeben werden. Und wenn's auch noch so bescheiden ist . . . das Alles kostet . . . Und was kann der Staat zahlen? . . Aber Sie sind ja glühend roth geworden! Habe ich etwas Unschickliches gesagt? . . Ich wollte Ihnen ja gerade eine Freude machen, weil ich mich über Ihren Fleiß freue. Es ist doch höchst ehrenhaft, was Sie da thun . . . und ich habe mein Lebtag gehört: Arbeit schändet nicht!

Martha
(hat die Arbeit bei Seite gelegt; vor sich hinblickend).

Wie oft habe ich darüber nachgedacht und gegrübelt! So wie Sie sagen, so sollte es sein! Aber es ist anders. Ja, es gibt Verhältnisse, in denen Arbeit schändet, oder wenigstens die Achtung der Gesellschaft beeinträchtigt! Und deshalb verberge ich das, was ich thue — obschon es gewiß kein Unrecht ist — verberge es, wie ein Unrecht! Und deswegen ist mir das Blut in die Wangen gestiegen, als Sie eben ganz unbefangen davon sprachen. Sie sind ehrlich; aber die Gesellschaft, die den Respect vor der Arbeit predigt, ist es oft nicht. (Sie steht auf.)

Zacharias.

Ach, das ist ja gar nicht denkbar!

Martha.

Aber es ist so! Denken Sie sich einen Mann in einer hohen gesellschaftlichen Stellung — recht hoch! — der Mann verliebt sich in ein junges Mädchen . . . er will sie heirathen . . . Da muß ihm das junge Mädchen beichten — beichten wie eine Sünde, — daß sie sich mit Handarbeiten für einen Laden einen kleinen Nebenverdienst für ihre Toilette und dergleichen verschafft hat. Der Mann ist vorurtheilsfrei und findet das sogar recht hübsch — aber es braucht's sonst Niemand zu wissen! Spricht sich's nun aber herum, wird es in der Gesellschaft bekannt, so ist das dem Manne höchst fatal, und die junge Frau wird,

lediglich aus dem Grunde, daß sie mit ihrer Hände Arbeit Geld verdient hat, — aus keinem andern! — nicht mehr als vollkommen Gleiche betrachtet. Sie ist die Stickerin, die Näherin, die zu den Andern erst gewissermaßen aufsteigt. Sie muß erst ein gewisses Etwas überwinden, ehe sie so viel gilt wie die Andern, die nichts thun. Sie muß etwas abstreifen — wie einen Makel, und das ist die Arbeit, die heilig sein soll! Und zieht sie den Handschuh aus, — so stößt die eine Gesellschaftsdame ihre Nachbarin an und weist zwinkernd auf die zerstochenen Fingerspitzen. Und man lächelt. Und es ist nicht Ehrfurcht und Bewunderung, das aus diesem Lächeln spricht! Es ist Bosheit bei der Einen, Mitleid bei der Andern.

Zacharias.

Ei, ei! — Indessen, ich hoffe, Sie übertreiben, liebes Kind!

Martha.

Ich übertreibe? So?! Da fragen Sie einmal einen jungen Mann aus guter Familie — den ersten besten, — ob es ihm von der Gesellschaft leichter gemacht wird, ein junges Mädchen zu heirathen, das in den Salons glänzt und dessen kluge Mutter in der Voraussicht einer guten Partie für den Glanz der Tochter Schulden gemacht, oder ein junges Mädchen, das in der Zurückgezogenheit für Geld gearbeitet hat? Wohin Sie sehen . . . überall und immer wird dem jungen Mädchen aus guter Familie die bezahlte Arbeit wie ein Unrecht verargt. — Da auf den Deckel des Portefeuilles habe ich gerade jetzt die Worte „Verschämte Arbeit" zu sticken — die wahrer und tiefer sind, als jener unbekannte Glückliche, für den das kostbare Geschenk bestimmt ist, ahnen mag — verschämte Arbeit, die traurige Schwester der verschämten Armuth! Was das alles in sich schließt, das wissen nur wir, die Geheimrathstöchter, die Geheimstickerinnen sind!

Zacharias (ihr die Hand reichend).

Sie sind ein rechtschaffenes Mädchen! Und ich — ich bin für die Großstadt zu einfältig. Hier muß ich auf meine alten Tage noch lernen, daß (den Zettel consultirend) Paul Gerhardt in Großenhainichen geboren und Friedrich Müller (wieder den Zettel consultirend) 1816 auf dem Sonnenstein gestorben ist, daß Schulden-

machen adelt und Arbeiten schändet — das ist mir ein bischen zu viel auf einmal! Wenn ich morgen den Minister gesprochen habe, gehe ich nach Flößthal zurück!

Martha.

Ich wollte, ich könnte Sie begleiten!

Zacharias.

Mir wär's auch schon recht! (Er klopft ihr väterlich die Wangen.) Mir wär's schon recht! (Er geht langsam nach links ab, Martha begleitet ihn bis zur Thür und schiebt den Riegel wieder zurück.)

Dritte Scene.

Martha. Frau Caroline Geißler. Hildegard.

Caroline.

Nun, Hildegard, versuche selbst Dein Heil, Du wirst aber auch nichts ausrichten. (Legt Hut rc. ab.)

Hildegard (die Martha umarmt hat).

Guten Tag, mein Engel! . . . Also Deine Mama hat uns Deine Absage gebracht. Sie wird natürlich nicht angenommen. Und da Deine Mama uns keine Bürgschaft geben wollte, — sie hat ja Angst vor Dir! — habe ich mir schnell den Hut aufgesetzt und bin mitgekommen. Also: Du kommst! Es wird hoffentlich wunderhübsch. Es kommen Alle! Papa hat sich angestrengt: zum Tanz großes Orchester — verdeckt, ganz wie in Bayreuth — Cotillon mit 68 Touren — alle möglichen Ueberraschungen! . . . vielleicht auch noch lebende Bilder. — Also Du mußt kommen! Du kommst! Abgemacht!

Martha.

Mach's mir doch nicht so schwer, mein liebes Herz!

Caroline

(die über den Tisch eine Serviette breitet, die Kaffeemaschine ansteckt rc.).

Du solltest Dich nicht so nöthigen lassen! Es würde Dir sehr wohl thun, wenn Du Dich wieder einmal amüsirtest wie andere junge Mädchen. Du verkümmerst hier!

Martha.

Aber Mama! Du weißt doch am besten . . .

Caroline.

Das ist kein Grund! Ich schaffe schon Rath.

Martha (erstaunt, streng).

Das sollst Du aber nicht, Mama.

Hildegard.

Du bist ein unverbesserlicher Eigensinn. Das ist das einzige, was ich verstehe. Weshalb willst Du nicht kommen? Sage mir wenigstens Deine Gründe!

Martha.

Ich will hübsch aussehen, denn ich bin gerade so eitel, wie es richtig ist, und ich habe keine Balltoilette.

Hildegard.

Ja, diese Schneiderinnen! Es ist ein wahres Kreuz! — Aber ich kann Dir aushelfen! Ich schicke Dir meine. Sie näht schlecht, aber für den Abend hält's, und die Sachen sitzen! — (Sie zeigt ihre Taille.) Nicht wahr? Und ich stehe Dir dafür, daß sie Wort hält. Bis Donnerstag Abend 7 Uhr ist das Kleid hier.

Martha.

Du verstehst nicht! Ich habe, was ich für Toiletten ausgeben darf, schon verbraucht. Meine Kasse ist erschöpft.

Hildegard.

Das ist ja ganz egal! Nimm's auf Rechnung!

Martha (lächelnd).

Du verstehst eben nicht! Du bist die Tochter eines Geheimen Commerzienrathes.

Hildegard.

Und Du die Tochter eines Geheimen Regierungsrathes.

Martha.

Das ist aber ganz etwas Anderes!

Hildegard.

Wieso? Ist denn die Regierung so viel weniger als der Commerz?

Martha.

Es ist eben etwas Anderes!

Hildegard.

Mach doch keine Umstände! Was brauchst Du denn viel? Nimm eine Fahne vom vorigen Winter, zupf sie ein bischen auf; wenn Du ein weißes Kleid anhast und eine Rose im Haar, überstrahlst Du uns Alle!

Martha.

Ich habe ja die größte Lust . . . und vielleicht kann ich mein weißes Kleid vom vorigen Winter noch auffrischen . . .

Hildegard.

Natürlich kannst Du das! Also Du versprichst mir . . .

Martha.

Wenn ich mit . . . einer Sache, die ich noch erledigen muß, fertig werde . . .

Hildegard.

Kein Wenn und Aber! Sag's mir bestimmt zu, Martha! Ich bitte Dich . . . herzlich! Ich habe meine ganz besonderen Gründe! (Der Kaffee ist aufgetragen. Caroline hat Brod, Butter und Geschirr auf den Tisch gesetzt. Caroline gießt den Kaffee ein und streicht einige Butterbrode.) Darf ich ein bischen mitessen? Wir essen erst um halb sechs, und ich habe furchtbaren Hunger! . . . (Während des folgenden ißt und trinkt Hildegard mit bestem Appetit.) Also denke Dir: es ist etwas im Zuge!

Martha (erstaunt).

Eine Verlobung?

Hildegard.

So weit ist es noch nicht! Es liegt noch in weitem, weitem Felde! Aber Papa hat mir in etwas verdächtiger Weise von einem jungen Manne gesprochen, der auch geladen ist. Und den

sollst Du Dir ansehen! . . . Ach, es schmeckt doch zu gut bei anderen Leuten!

Martha.

Ein Offizier?

Hildegard.

Leider nicht.

Martha.

Leider?

Hildegard.

Du weißt ja, ich schwärme für die Offiziere.

Martha.

Für einen besonders?

Hildegard.

Nein, für die Gattung. Da wundern sich die Leute, daß die Offiziere die besten Partien machen. Ich finde das ganz natürlich. Es sind die liebenswürdigsten und artigsten Menschen, mit denen man sich am besten amüsirt. Ueberhaupt das Militär! — Die jungen Leute wissen gar nicht, was sie sich in den Augen einer jungen Dame verscherzen, wenn sie sich ihrer Dienstpflicht entziehen . . .

Martha.

Und der junge Herr, von dem Du sprichst, hat nicht gedient?

Hildegard.

Doch! Er ist sogar Reservelieutenant . . . aber in seiner bürgerlichen Stellung ist er . . . kein Militär . . . er steht vor dem Assessorexamen, oder so etwas — er ist Civil . . . und für mich ist das ganze Civil doch höchstens Ersatzreserve! Im Uebrigen scheint er mir ein sehr netter Mensch zu sein . . . Du wirst ihn ja sehen! . . . Wo bekommt Ihr nur das prachtvolle Brod her? Es gibt doch nichts Schöneres auf der Welt als Butterbrod und Kaffee! Ich esse Euch noch arm. (Es klingelt.) Aha! mein Herr Diener verliert die Geduld! (Caroline ist aufgestanden und verläßt die Bühne auf einen Augenblick.) Also zu guterletzt noch einmal: Du kommst?

Martha.

Ja.

Hildegard.

Du bist ein Engel. Und zur Belohnung will ich Dir ganz schnell noch den Namen nennen: Raimund Gerhardt, der Bruder der eleganten Frau Isabella Weichsel, die meinen Onkel heirathen soll.

Martha (höchst überrascht).

Onkel Friedrich?

Hildegard (den Finger auf die Lippen legend).

Pst! es ist noch ein tiefes Geheimniß!

Caroline
(das Fellner'sche Veilchenbouquet und eine Karte in der Hand).

Das hat ein Diener für Dich abgegeben.

Martha (die Karte lesend).

„Wilhelm Fellner." Für mich? Wie kommt denn Herr Fellner zu dieser merkwürdigen Artigkeit? Das ist gewiß ein Irrthum.

Caroline (zu Martha).

Es ist ganz in der Ordnung. Ich erkläre es Dir nachher.

Hildegard.

Du! Du! — Der schöne Strauß!? — Am Ende Du auch?

Martha (lächelnd).

Schwerlich!

Hildegard
(die bis dahin beständig gegessen hat, sich Mund und Finger abtrocknend und aufstehend).

So, nun muß ich essen gehen. Es ist gewiß schon spät. (Nach der Uhr sehend) Ach du meine Güte! Ein Viertel auf sechs! Adieu! Adieu! (Sie wendet sich der Thür zu, kehrt um und nimmt noch ein Butterbrod vom Tisch.) Für unterwegs! . . . Adieu!

(Schnell ab. Während des Folgenden wird das Kaffeegeschirr u. s. w. abgetragen.)

Vierte Scene.

Martha. Caroline.
(Während sich die beiden im Zimmer zu schaffen machen.)

Martha.

Nun, Mama, wir sind allein ... Was hat es mit den Blumen da für eine Bewandtniß?

Caroline.

Meine geliebte Martha, Du weißt nicht, wie einer Mutter zu Muthe ist, wenn sie sieht, daß ihr armes Kind, das, weiß Gott, ein besseres Loos verdient, in diesen unfreundlichen Mauern seine schönsten Jahre vertrauert. Martha, wenn Du willst, kann nun alles zum Guten sich wenden ... Ja doch ... es könnte manches anders sein. Aber ganz glatt geht ja nichts ab! Und Du bist so ruhig und verständig ... weit über Deine Jahre hinaus ... Du brauchst kein Opfer des Herzens zu bringen, um der Stimme der Vernunft zu folgen ... nicht wahr? ... Antworte doch! ... Du bist doch nicht verliebt?

Martha.

Nein.

Caroline.

Nun also ... Du weißt, Geheimrath Rössel interessirt sich sehr für uns ...

Martha.

Davon habe ich bis zur Stunde nichts gemerkt.

Caroline.

Es ist aber der Fall! Und er hat es mir heut bewiesen! Du kennst Herrn Fellner?

Martha.

Sehr oberflächlich!

Caroline.

Du hast ihn doch oft genug gesehen ... bei Rössels und bei andern.

Martha.

Ich habe aber sehr wenig auf ihn geachtet.

Caroline.

Er um so mehr auf Dich! (Martha zuckt die Achseln.) Trau den Augen einer Mutter! . . . Er hat Dir Blicke zugeworfen . . . Blicke!

Martha (ihren Unmuth beherrschend).

Nun also weiter . . .

Caroline.

Herr Fellner ist ein sehr angesehener, höchst ehrenhafter Mann . . . Er ist seit einigen Jahren Wittwer . . . es sind allerdings drei Kinderchen da . . .

Martha.

Und das Weitere errathe ich. Du hast mich nun vorbereitet, und nun wollen wir es gut sein lassen. Denn Du verlangst doch nicht, daß ich mich heute entscheiden soll. Ich werde das Bouquet nicht zurückschicken . . . Das ist das Einzige, was ich für den Augenblick thun kann. Ich will mir Alles überlegen, will vor Allem mit Onkel Friedrich sprechen . . .

Caroline.

Du solltest Dir diese vertrauliche Bezeichnung allmählich abgewöhnen . . .

Martha.

Das wird sich schlecht machen lassen. Der Minister hat mich, so lange er mein Vormund war, durch seine Güte an diesen vertraulichen Ton gewöhnt, und ich habe keine Aenderung bei ihm wahrgenommen.

Caroline.

Jetzt könnte es aber peinlich werden . . . Herr Fellner gehört zur Opposition . . .

Martha.

Was geht mich denn das an?

Caroline.

Die Hauptsache ist nun: daß Ihr Euch ordentlich kennen lernt. Du wirst mir Recht geben: er ist ein prächtiger Mann ... Und deswegen habe ich auch so darauf gedrungen, daß Du zu Rössels gehst . . . Fellner ist besonders dazu eingeladen.

Martha.

Zur Brautschau?

Caroline.

Daß Du übrigens Dein ewiges weißes Kleid da wieder anziehst, — das ist, wie Du nun einsehen wirst, eine Unmöglichkeit.

Martha.

Ich habe doch nichts Anderes

Caroline.

Ich habe Dir aber schon etwas Reizendes bestellt.

Martha.

Ich nehm's auf keinen Fall, Mama! Wir dürfen keine Rechnungen machen.

Caroline.

Ich habe es auch nicht auf Rechnung genommen; es ist baar bezahlt.

Martha (sehr erregt).

Wovon? Hast Du es entliehen?

Caroline (beruhigend).

Martha!

Martha.

Du hast es Dir geben lassen? . . . Von Franz? (stark.) Der hat's erspielt!

Caroline.

Mäßige Dich doch!

Martha.

Erspielt! Und das Geld nimmt die Mutter, um die Tochter zu putzen!

Caroline.

Aber so höre doch! Nicht von Franz!

Martha.

Von wem denn?

Carolina.

Ich habe es entliehen . . .

Martha.

Von wem? Aber so antworte doch! . . . Du kannst mir nicht in's Auge sehen! (Entsetzt.) Ah! Du bist beim Minister gewesen! . . . Mutter! Mutter! (Sie sinkt auf den Stuhl, bedeckt das Gesicht und schluchzt.)

Caroline.

Nun ja! Was ist denn so Arges dabei? Hat Dein Vater nicht Hegershausen auch so manchen Dienst erwiesen? Hat er ihn nicht beim Beginn der Laufbahn gefördert? Der Minister selbst hat es uns tausendmal gesagt! Und ist er nicht, seit wir allein sind, unser einziger Berather, unsere einzige Stütze? . . . Ist es denn so unerhört, daß ich in meiner Noth an ihn gedacht habe?

Martha.

Wir sind nicht in Noth! Wir brauchen nicht zu darben, und wir wollen nicht betteln gehen!

Caroline.

Was das für Worte sind! Ach, Du bist hart, und Du thust mir wehe . . . Hättest Du nur gesehen, wie liebevoll und herzlich er mir entgegengekommen ist . . .

Martha.

Ah, daran zweifle ich nicht! Aber adelt die Großmuth eines Dritten unser eigenes Unrecht? Almosen — wenn auch gern gegeben, — bleibt Almosen! Und ich will mir nichts schenken lassen — von ihm am allerwenigsten!

Caroline.

Ich sage Dir ja, es ist kein Geschenk! Es ist ein Darlehn!

Martha.

Ein Darlehn? Jawohl! . . . Aber Mutter, liebe Mutter, fühlst Du denn nicht, daß Schulden machen mit dem Bewußtsein sie nicht abtragen zu können, schlimmer ist als ehrliche Bettelei? Es ist unehrliche Bettelei! Es ist Entwendung mit Vertrauensbruch! Das Geld fasse ich nicht an! Schaff's aus dem Hause! Es benimmt mir den Athem!

Caroline.

Aber so höre doch!

Martha (mit immer steigendem Affecte).

Dasselbe Kleid, in dem ich eines Andern Wohlgefallen erregen soll — er soll es zahlen?! Fühlst Du denn nicht, daß das unmöglich ist? Und wenn ich ihm auf dem Ball begegne, und wenn er mir sagt: Sie sehen reizend aus! — und wenn er mir nichts sagt, wenn er mich nur freundlich anlächelt — dann soll ich den Blick zu Boden schlagen und dabei denken: er weiß am besten, was es kostet! — Ich soll mich vor ihm schämen?! Vor ihm, dem edelsten und besten der Männer? — Dem Einen und Einzigen, den ich aus vollem Herzen liebe —

Caroline.

Martha!

Martha (leidenschaftlich fortfahrend).

Ich darf es sagen, es ist ja hoffnungslos! . . Aber ich will mich vor ihm nicht schämen! Nicht vor ihm, zu dem mich, da es nun doch die Liebe nicht sein kann, wenigstens seine Achtung emporheben soll! So, Mutter, nun weißt Du Alles, weißt mehr, als ich sagen wollte, weißt auch das, was die Seelenangst aus dem Grunde meines Herzens aufgescheucht und heraufgetrieben hat, was nie ein Mensch hat erfahren sollen und was nur die Mutter wissen darf. (Sie hat ihre Mutter schluchzend umfangen.) Und nun schaff' das Geld bei Seite! Bring' es dahin zurück, woher Du's geholt hast! . .

Caroline.

Aber so nimm doch Vernunft an!

Martha (stark).

Mit dem Gelde bleibe ich nicht unter einem Dache! Das ist mein letztes Wort! Du hast die Wahl: schaff das bei Seite oder — beim Andenken an meinen Vater — ich laufe davon, wie ich hier gehe und stehe, und wohin mich meine Füße tragen! (Es klingelt.)

Caroline (für sich, erschrocken).

Da kommt das Unglückskleid! ... Mir wirbelt's im Kopfe! (Während sie öffnet.) Wer hätte das hinter dem stillen Mädchen gesucht! Und so hart ist sie, so grausam! (Nachdem sie die Thür geöffnet hat. Eine Dame?!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Isabella.

Isabella (auf der Schwelle).

Verzeihung, Frau Geheimräthin! (Sie gibt ihre Karte.) Ich bin auf dem Wege zu meinem Vater, Herrn Gerhardt, und ich wollte die günstige Gelegenheit benutzen, um Ihrem Fräulein Tochter guten Tag zu sagen — guten Tag, und nebenbei auch etwas Vertraulicheres.

Martha.

Bitte, treten Sie nur ein! Meine Mutter hat noch eine dringliche Besorgung ... wir werden gleich allein sein.

Caroline (Isabella einen Stuhl anbietend).

Bitte! (Isabella setzt sich; auf der andern Seite entspinnt sich zwischen Mutter und Tochter das folgende, mit leiser Stimme geführte Zwiegespräch.)

Caroline.

Also es ist Dein Ernst?

Martha.

Unwiderruflich! Du solltest doch wissen, daß ich nicht scherze.

Caroline.

Ja, das weiß der Himmel! .. Aber was soll ich denn sagen?

Martha.

Du hast die Worte gefunden, um es zu verlangen, Du wirst doch nicht um Worte verlegen sein, wenn Du es zurückgibst.

Caroline.

Ach, was bist Du hart! .. Du hast mir sehr wehe gethan! Du weißt eben nicht, wie eine Mutter empfindet. Du hast ein hartes, hartes Herz! (Tiefe Verbeugung gegen Isabella, die diese erwidert.) Gnädige Frau! (Sie geht ab.)

Sechste Scene.

Isabella. Martha.

Isabella.

Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie noch einmal belästige.

Martha.

Bitte!

Isabella.

Ich wollte Sie noch um eine kleine Veränderung ersuchen ... (Leiser.) darf man es jetzt in Augenschein nehmen?

Martha.

Gewiß! (Sie holt den Stickrahmen herbei.)

Isabella.

Sie zeigen es doch sonst Niemandem?

Martha.

Keinem Menschen.

Isabella.

Es liegt mir sehr viel daran! (Aufrichtig.) Ah! es ist wirklich wundervoll! Ich kann mich gar nicht satt daran sehen! ..

Herrlich! . . Also . . könnten Sie noch irgendwo ein Datum anbringen: „27. März“ — z. B. da! . . in der Ecke . . . oder da vielleicht?

Martha.

Hier in der Umrankung macht es sich vielleicht noch besser? (Sie skizzirt flüchtig.) Vielleicht so . . .

Isabella.

Ganz recht! Jawohl! Da sieht's bescheidener aus! Sie haben wirklich sehr guten Geschmack, mein Fräulein . . .

Martha.

Oh, gnädige Frau!

Isabella.

Ob Sie mir deswegen so sympatisch sind? Ich weiß es nicht! Aber ich fühle mich wirklich zu Ihnen hingezogen.

Martha.

Ich bin Ihnen sehr dankbar . . .

Isabella.

Und ich möchte mit Ihnen einmal recht herzlich und recht offen reden . . . erlauben Sie mir das? Wie eine mütterliche Freundin. Das ist der wahre Grund meines Kommens . . . Das Datum war nur ein Vorwand!

Martha.

Ich bitte, gnädige Frau! Aber einstweilen begreife ich noch nicht recht . . .

Isabella.

Ich möchte nichts sagen, was Sie irgendwie kränken könnte . . .

Martha.

Darum möchte ich auch bitten . . . ich habe heut schon Kränkungen genug erfahren.

Isabella.

Ich kann's mir denken, mein armes Fräulein! Ich brauche auch nur anzudeuten. Sie wissen ja, daß ich Zeugin Ihrer

Begegnung mit dem Minister in meinem Salon gewesen bin. Sie haben sich beide musterhaft gehalten. Aber es war eben zu plötzlich, zu gewaltsam! Und das vertrauliche Verhältniß, das zwischen Ihnen besteht, — ich denke nicht im Entferntesten daran, ihm eine beleidigende Deutung zu geben — das ist beobachtet worden — von Andern, nicht bloß von mir!

Martha.

Das kann ja beobachtet werden! Ich mache kein Geheimniß daraus.

Isabella.

Aber es wird mißverstanden werden! Sie sind ein hübsches junges Mädchen, der Minister ist ein Mann in den allerbesten Jahren. Sie sind nicht vermögend — der Gedanke an eine Ehe zwischen unserm leitenden Staatsmann und einer jungen Dame, die für ein offenes Geschäft arbeitet, — nehmen Sie mir es nicht übel, mein liebes Fräulein, daß ich Ihnen das so gerade heraus sage — aber der Gedanke ist ausgeschlossen . . . Und Sie selbst haben ihn wohl nie gehegt! — Was der Welt zu vermuthen unendlich viel näher liegt . . . das brauche ich Ihnen wohl nicht auseinanderzusetzen.

Martha (traurig).

Also wieder die Unglücksarbeit! Weil ich arbeite — deshalb darf man mir getrost etwas unehrenhaftes zutrauen . . .

Isabella.

Es ist eine schreiende Ungerechtigkeit . . . Aber entscheiden Sie selbst! Ja, wenn Ihr Vater noch lebte, oder wenn Sie durch Ihr Vermögen unabhängig wären — dann wäre die Sache anders! Dann würde man einfach sagen, der Minister macht der hübschen Geheimrathstochter den Hof, und man würde mehr oder minder gespannt den Ausgang abwarten. Jetzt aber . . . greift man dem Ausgange vor. Sie kommen in's Gerede . . . und nun denken Sie sich: wie sich die Sache verwickelt, wenn noch dritte und vierte Personen hinzugezogen werden! Wenn beispielsweise eine dauernde Verbindung des Ministers mit einer Andern sich anbahnte, oder wenn ein braver

Mann Ihre Hand begehrte! Da genügte eine Bagatelle, die mit den Verhältnissen nicht in Einklang zu bringen ist, ein Nichts, — ein Veilchenbouquet wie das da . . . neben diesem Stickrahmen — um Weiterungen ohne Ende hervorzurufen und den schändlichsten Gerüchten einen Halt zu bieten . . . (Martha bedeckt ihre Augen.) Das wollte ich Ihnen sagen, mein liebes Fräulein, denn ich habe wirkliche Theilnahme für Sie . . . Sie dürfen nicht mehr so unbefangen sein, wie sie es gewesen sind . . . Wenn ich Ihnen auch jetzt wehe gethan habe, Sie werden es später doch als eine Wohlthat empfinden. (Martha schluchzt.) Und nun weinen Sie nicht mehr! . . . Seien Sie tapfer! und (lächelnd) rechtzeitig fertig werden! Adieu, mein Kind! (Sich besinnend.) Ich hatte doch noch etwas vor . . . Ach richtig . . Ich wollte ja meinen Vater besuchen! . . Es ist doch die Thür hier nebenan? (Martha bejaht.) Adieu! (Isabella durch die Mitte ab.)

Siebente Scene.

Martha. Dann Hegershausen.

Martha (bitterlich weinend).

Also es ist alles wirklich so . . . so wahr . . . und so traurig! Er . . . und diese Frau! . . (Sie trocknet die Thränen mit einem tiefen Seufzer.) Ach, du lieber Gott! (Es ist inzwischen dunkel geworden. Martha läßt die Vorhänge herab und steckt die Lampe an. Sie wiederholt leiser.) Ach, du lieber Gott! (Während dessen tritt Hegershausen ganz leise ein. Er betrachtet Martha einige Secunden.)

Hegershausen (sanft).

Nun Martha? (Martha fährt zusammen.) Was hat denn das zu bedeuten? die Thür zum Flur sperrangelweit offen . . . man tritt hier ein . . . .

Martha.

Die Thür offen? Da hat Mama in der Eile vergessen . . . (Sie will hinausgehen.)

Hegershausen.

Ich habe Sie schon geschlossen.

Martha.

Mama ist auf den Wege zu Ihnen . . . Entschuldigen Sie einen Augenblick . . . Das Licht blendet . . . mir thun die Augen etwas weh . . . ich komme auf der Stelle wieder! (Rechts ab.)

Achte Scene.

Hegershausen (allein.)

Sie hat geweint! Wer hat dem armen Mädchen schon wieder was zu Leide gethan? (Langsam das Zimmer durchschreitend.) Hier ist wieder etwas nicht in Ordnung! Ich habe es mir gleich gedacht! Und dieser sonderbare Besuch bei Frau Weichsel, von dem sie nicht sprechen mag! Ich fürchte, Franz hat wieder irgend eine Thorheit begangen, und nun sucht sie Hülfe dort und die Mutter bei mir! (Er hat sich dem Tisch genähert; sein Blick fällt zufällig auf den Stickrahmen, der von der einfachen Lampe hell beleuchtet wird, und haftet dort. Er beugt sich über die Arbeit. Sein Gesicht nimmt zunächst den Ausdruck der Ueberraschung, dann den der freudigen Rührung an.) „Verschämte Arbeit" . . . meine Worte! Das liebe Kind! . . Diese zarte Aufmerksamkeit! Diese reizende Idee! Und wie kunstvoll und schön die Arbeit! Nur zu schön! viel zu schön! zu kostbar! . . Schade! . . Aber nein, keine Regung des Bedauerns! Es ist gar zu liebenswürdig! . . (Die Thür rechts wird geöffnet. Hegershausen tritt vom Tisch zurück.)

Neunte Scene.

Martha. Hegershausen.

Martha.

Es ist mir lieb, daß Sie kommen . . .

Hegershausen.

Eine Frage, liebe Martha! Lesen Sie die Berichte aus den Kammern?

Martha.

Niemals!

Hegershausen.

Ist Ihnen aus einer meiner Reden — vielleicht durch Franz — etwas Besonderes mitgetheilt worden, das Ihnen aufgefallen wäre?

Martha.

Auch nicht. Wie kommen Sie darauf?

Hegershausen.

Ich glaubte . . . Und da ich Sie traurig sehe und weiß daß nichts mehr erfreut als das Bewußtsein, eine wahrhafte Freude zu bereiten . . . wollte ich Ihnen andeuten, daß es einer Ueberraschung gar nicht bedarf . . .

Martha.

Ich verstehe Sie wirklich nicht.

Hegershausen.

Nun gut! Ich respectire Ihre Wünsche! Es war vielleicht ungeschickt von mir . . . Aber Sie sind niedergeschlagen! (Ihr die Hand entgegenstreckend, mit Rührung.) Sie haben wieder geweint, Martha! . . . Können Sie mir Ihren Kummer anvertrauen? Ist es Ihnen eine Erleichterung, wenn Sie, wie früher, in den schweren Stunden, die Sie trotz Ihrer Jugend durchgemacht haben, offen zu mir sprechen, wie zu einem Bruder, zu einem Freunde? Sie wissen, daß Sie keinen bessern Freund haben!

Martha (mühsam lächelnd).

Es ist kaum etwas Neues . . . es ist eben immer die alte leidige Geschichte! Ich muß in der Familie Vernunft haben für Drei . . . Das wird mir oft schwer, und da kommen wohl Stunden, in denen ich unter der Last zusammenzubrechen drohe . . . So ist es mir heute ergangen . . . es thut mir leid, daß Mama Sie verfehlt hat . . . mir ist ganz wüst im Kopf.

Hegershausen.

Sie sollten den Strauß da bei Seite schaffen. Die Blumen duften zu stark . . . (Martha trägt das Bouqet hinaus, kommt sofort zurück,

Während dessen sagt Hegershausen.) Das arme Kind! . . Ich lasse es mir nicht nehmen: da ist wieder etwas Neues im Spiel!

Martha

(kehrt langsam an den Tisch zurück und stellt unbefangen den Stickrahmen bei Seite. Während dem sagt sie mit trüben Lächeln).

Ja diese Blumen . . . die haben auch ihre Geschichte . . . und davon will ich gleich mit Ihnen reden . . .

Hegershausen.

Was ist's denn? . .

Martha.

Der Strauß ist mir von Herrn Fellner geschickt worden . . . Sie kennen ihn ja wohl?

Hegershausen.

Sehr gut! Herr Fellner ist ja einer meiner entschiedensten Gegner in der Kammer, und nebenbei ein alter und guter Freund meines Schwagers, mit dem er sich den ganzeu Tag zankt, — kein leuchtender Stern am Firmament, aber ein bescheidenes Licht zum alltäglichen Gebrauch. Wie kommt denn der auf den Einfall, Ihnen Blumen zu schicken?

Martha.

Herr Fellner sucht, wie es scheint, für sein Haus eine ökonomische Verwalterin und eine Erzieherin für seine Kinder. Und wenn ihm die geeignete Persönlichkeit nebenbei noch zusagte, würde er sie wohl heirathen. Wie es scheint, bin ich ihm von freundlichen Menschen empfohlen worden. Jener Strauß hat die Beziehungen zwischen uns eröffnet, und diese sollen am Donnerstag bei Ihrem Schwager Rössel fortgesetzt werden. Was denken Sie darüber?

Hegershausen.

Was ich darüber denke? . . Einstweilen noch gar nichts! Die ganze Sache ist mir so neu, so überraschend und befremdend zugleich . . . und Ihr Vortrag so geschäftlich kühl, daß ich mich — ehrlich gesagt — bis jetzt noch nicht dafür begeistern kann.

Martha.

Begeisterung wird, glaube ich, von keiner Seite verlangt. Mama kennt meine gerade Natur und hat, als sie mir eben die Mittheilung machte, auch nur von einer vernünftigen Abmachung gesprochen. Ich habe ihr dafür Dank gewußt, daß sie es nicht versucht hat, die nüchterne Angelegenheit durch lügnerischen Aufputz zu entstellen; sie ist ja schon ohnedies häßlich genug. Ist es nicht ein bitterer Hohn, daß denselben keuschen Blumen, die auch die wahre Liebe zu ihren Boten wählt, hier die Mission ertheilt wird, das Gegentheil der Liebe: das poesielose Compagniegeschäft auf Lebenszeit zu vermitteln?

Hegershausen.

Wenn Sie eine solche Sprache führen, — was bedürfen Sie da noch meines Rathes?

Martha.

O, dessen bedarf ich sehr! Lebten wir in dem fabelhaften Lande, in das uns die Dichter führen, so wäre meine Antwort schnell gefunden! Da würde ich warten, bis der Rechte kommt! Aber in meiner Wirklichkeit wird der Rechte nie kommen; das weiß ich bestimmt. Und es fragt sich nun, ob ich das Recht habe, ein Anerbieten, wie das des Herrn Fellner, einfach zurückzuweisen. — Wenn Sie glauben, daß ich nicht Nein sagen darf, so müssen Sie mir meine Bedenken ausreden, — denn ich allein, das fühle ich, werde damit nicht fertig werden, — und Ihnen würde ich glauben! Ich suche bei Ihnen Ermuthigung, Trost und — einen Beistand im Kampfe gegen mich . . .

Hegershausen (bei Seite tretend, für sich).

Ich soll ihr zureden? ihr Muth machen? Versuchen will ich's! Vielleicht ist's so zu ihrem Besten!

Martha.

Sie antworten mir nicht? Ist's denn so schwer, darauf zu antworten?

Hegershausen (an sie herantretend).

Sie sind ein tapferes und selbstloses Mädchen, Martha! Ich weiß auch ganz gut, was Sie dazu bewegt, den Antrag

des Herrn Fellner nicht einfach von der Hand zu weisen: Es ist die Sorge um die Ihrigen! Sie sind die einzige Erbin Ihres Vaters, auf Sie allein ist sein tiefer Sinn für Rechtlichkeit, seine Klarheit und Ruhe, seine edle Aufopferungsfähigkeit, sein sorgendes Gemüth übergegangen. Ihr Bruder hat den leichteren Sinn und die frohsinnige Sorglosigkeit Ihrer Mutter geerbt. Ihre Mutter und Ihr Bruder — die haben kein Talent zur Armuth, — und das ist ein Talent wie jedes andere! Wären Sie reich . . . Nun können Sie reich werden! Denn Herr Fellner besitzt, wie Sie vielleicht noch nicht einmal wissen, ein sehr großes Vermögen. Die schwersten Ihrer Sorgen würden Ihnen abgenommen werden. Sie würden ein neues Leben beginnen, und, wenn ein Schatten über Ihre Seele fliegen sollte, so würde ihn das Bewußtsein wegscheuchen, daß Sie Andere beglücken: die Ihrigen.

Martha (sehr kalt).

Ist das Ihr Ernst? . . . Ist das Ihre Ueberzeugung?

Hegershausen (befangen).

Es handelt sich hier nicht um meine Ueberzeugungen . . . Ich habe den logischen Schluß aus den gegebenen Verhältnissen gezogen . . . (Es klingelt).

Martha.

So! (Sie erhebt sich und öffnet.)

Zehnte Scene.

Die Vorigen. Ein Ladenmädchen (mit einem großen Carton).

Das Mädchen.

Fräulein Martha Geißler? Bin ich hier recht?

Martha

Ja.

Das Mädchen (den Carton niedersetzend).

Man wird morgen früh zur Anprobe kommen.

Martha
(hat die Rechnung, die ihr das Mädchen gereicht hat, entfaltet, für sich).

Das Ballkleid! (Zum Mädchen, das gehen will.) Sie können das gleich wieder mitnehmen.

Das Mädchen.

Mitnehmen?

Martha.

Bestellen Sie: es würde nicht angenommen.

Das Mädchen.

Schön! (Es geht mit dem Carton wieder ab).

Elfte Scene.

Hegershausen. Martha.

Martha (Hegershausens Blick beantwortend).

Es ist nichts. Eine Toilettensache . . . Also Sie stimmen mir bei . . . ich soll es mir überlegen? . . . Nun gut! . . . Das ist das Einzige, was ich von Ihnen erfahren wollte.

Hegershausen.

Ueberlegen — ja! . . . Wie man sich eben Alles überlegen soll. Etwas Anderes wäre es freilich, wenn Sie . . .

Martha.

Wenn ich?

Hegershausen.

Wenn Sie einen Andern liebten.

Martha.

Das würde doch nur dann etwas ändern, wenn auch ich geliebt würde, — und das ist nicht der Fall.

Hegershausen.

Und weshalb sollten Sie nicht geliebt werden?

Martha (wehmüthig).

Ach . . . ich bin wirklich keine gute Partie, — und ich bewundere den Muth des Herrn Fellner, an mich zu denken.

Unser ganzes Haus steht auf thönernen Füßen. Ein unbesonnener Streich von Franz, und es kann über Nacht einstürzen. Der, der mich zur Gattin wählen würde, müßte sich über mancherlei hinwegsetzen.

Hegershausen.

Ein Mann, der das Herz am rechten Flecke hat und Sie liebt, wird Sie doch nicht unter den Unbesonnenheiten eines Dritten leiden lassen . . . (Mit gänzlich verändertem Tone, herzlich.) Nein, Martha, nein! ich kann mir Sie nicht als Frau Fellner denken! ... Ich habe mir die größte Mühe gegeben, als weiser Freund vernünftig mit Ihnen zu sprechen, ich kann es nicht! Wenn ich mir vorstelle, daß Ihre edle, reine Seele an diesen guten, aber ganz vulgären Menschen gegeben werden soll, wie ein elegantes und nützliches Möbel — als Schmuck für den Salon und zum Gebrauch für die Kinderstube — da bäumt sich's in mir auf, da empört es sich in mir! Und wozu wollen Sie Ihren Leib und mit Ihrem Leibe Ihre Seele verkaufen? Damit Ihr Herr Bruder flott darauf los wirthschaften und Ihre Mama in der Equipage herumrollen kann? Um des äußern Prunks willen, dem Leichtsinn eines Andern zu Liebe sich selbst opfern? — opfern mit offenem Auge und klarem Verstande? Nimmermehr! Nein, das ist die verwerflichste und feigste aller Unsittlichkeiten! Nein, Martha! Das soll und darf und wird hier nicht geschehen! (Sehr herzlich.) Warten Sie — warten Sie, bis der Rechte kommt! — Und er wird kommen!

Martha

(die Hegershausen in freudigster Ergriffenheit die beiden Hände entgegenstreckt, mit tiefem Ausdruck.)

Nun wohl! — Ich warte!

Der Vorhang fällt.

Dritter Act.

Bei Rössel.

Palmenhaus und Orangerie — an den Festsaal anstoßend. Der Festsaal ist links hinten gedacht. Hinten rechts Zugang von den übrigen Gesellschaftsräumen (und von der Straße). Das Treibhaus ist mit großblättrigen exotischen Gewächsen auf das reichste geschmückt. In der Mitte des Hintergrundes ein Springbrunnen. Statuen, im Grünen halb versteckt. Vorn rechts eine künstliche Muschelgrotte, mit Epheu und andern Schlingpflanzen überwuchert. Das Ganze glänzt beleuchtet, in der Grotte matteres Licht. Lebhaftes gesellschaftliches Treiben. Diener mit Erfrischungen. Musik vom Festsaal her vernehmbar.

Erste Scene.

Rössel. Zacharias. Fellner. Sharper. Später **Franz** und **Raimund. Gäste.**

Rössel (zu Zacharias).

Freut mich, daß es Ihnen bei uns gefällt . . . freut mich von Ihnen ganz besonders. Denn Sie sind ein verwöhnter Mann.

Zacharias.

Ich — verwöhnt?

Rössel.

Einen Ersatz für Ihr rauschendes Wasser und die Buchen Ihrer Heimat können wir Ihnen hier freilich nicht schaffen . . .

Zacharias (für sich).

Was die Leute nur alle mit den Buchen meiner Heimat wollen! . .

Rössel.

Aber ich gebe zu, daß es hier ganz hübsch ist. Und wenn ich mir sage, daß ich vor 25 Jahren mit zerrissenen Sohlen . . .

Zacharias.

Ganz hübsch?! — Das nenne ich: fürstliche Pracht! Feenhaft! Und ich sage mir: wenn so die Kaufleute wohnen . . . Mir ist's nur zu schön, zu laut, zu hell! ich kann's nicht mehr vertragen . . .

Rössel (lächelnd).

Da, in der Grotte, . . da ist ein stilles Plätzchen . . . lauschig, wie Ihr Herren Dichter sagt . . . Da finden Sie Ruhe . . . vielleicht auch Sammlung . . . Stimmung . . . Begeisterung . . . Sie verstehen?

Zacharias.

Ganz und gar nicht!

Rössel (lächelnd).

Wir wissen ja Alles! Paul Gerhardts Erbe! . . . Aber verzeihen Sie, heute gehöre ich nicht mir . . . heute bin ich mit meinen Gästen zu Gast . . . da ist die Grotte . . . vielleicht machen Sie uns ein kleines Gedicht . . .

Zacharias.

Schwerlich! . . (Rössel geht nach hinten, um Gäste zu begrüßen.) Nun soll ich am Ende auch noch dichten! (Er sieht sich die Grotte an.)

Fellner (mit Sharper nach vorn kommend).

War das eine Aufregung an der Börse! . . Es war beinahe Aufruhr zu nennen . . . West-Central ist um achtzehn Procent in die Höhe gegangen . . . und es ist nun ein öffentliches Geheimniß, daß Rössel Alles an sich gebracht hat . . .

Sharper.

Nun verstehe ich erst die Notiz in der „Handelspost“ die eben von Hand zu Hand ging.

Fellner.

Es steht schon in der „Handelspost?“

Sharper.

Ich will mir das Blatt zu verschaffen suchen. (Er geht nach hinten, spricht mit einigen Herren, einer derselben stellt ihm eine Zeitungsnummer zu.)

Fellner
(zu Zacharias, der aus der Grotte kommt).

Sie haben sich also doch bestimmen lassen, einen Tag zuzugeben. Das ist gescheidt.

Zacharias.

Ich bereue es nicht. So ein Fest bekommt unsereins nicht oft zu sehen.

Fellner.

Als Schwager des Ministers kann man sich den Luxus schon gestatten. Eine gute Nachricht zur rechten Zeit — Sie verstehen?

Zacharias.

Nein! . . Ich verstehe wieder nicht! Aber das wundert mich nicht mehr . . . Ich verstehe hier überhaupt nicht viel.

Fellner
(auf Sharper weisend, der mit dem Blatte zurückkommt).

Nun wird es Ihnen klar werden! . . (Zu Sharper.) Also lesen Sie! (Sharper blickt fragend auf.) Lesen Sie nur! (Franz und Raimund treten plaudernd näher.)

Sharper.

„West-Central ist heute wiederum um sieben Prozent, innerhalb der letzten vier Tage also um achtzehn Prozent gestiegen. Dieser rapide Aufschwung erklärt sich aus dem immer bestimmter auftretenden Gerücht, daß die Verhandlungen wegen des Ankaufs der Bahn durch den Staat nunmehr ihren Abschluß gefunden haben sollen. Thatsache ist, daß ein hiesiges erstes Bankhaus, dessen Chef einem unserer hohen Staatsbeamten nahesteht, auf hiesigem Platze wie an auswärtigen Märkten West-Central in kolossalen Beträgen aufgekauft hat. Es wäre interessant, festzustellen, auf welchem Wege sich jenes Bankhaus vor allen andern in den Besitz der wichtigen Nachricht gebracht hat, und die Sache unserer Volksvertretung wird es sein, klarzulegen, ob die Quelle, aus welcher die Nachricht entflossen, wirklich so hoch liegt, wie man annehmen darf. Speculirende Staatsmänner nach napoleonischen Zuschnitte, die ihre in amtlicher Stellung erworbenen

Kenntnisse im eigensten Vortheil verwerthen, sind bei uns bisher nicht nach Jedermanns Geschmack gewesen."

Fellner.

Der Mann hat Recht, der das geschrieben hat!

Raimund.

Er hat Recht — wenn er nicht verleumdet — und Herr Dr. Geißler, der die Ehre hat, der Secretair des Ministers zu sein, wird uns sagen . . .

Franz.

Aber meine Herren! Wir werden uns doch den schönen Abend durch Zeitungsklatsch nicht verderben lassen . . . überdies . . . Da kommt der Herr Geheimrath! (Er geht auf Rössel zu.)

Raimund (zu den andern Herren).

Ich würde im gegebenen Falle für meinen Chef etwas energischer eintreten! Nach meiner Ueberzeugung ist an der ganzen Sache kein wahres Wort!

Zacharias.

Du hast Recht, mein Junge!

Fellner.

Es wird die Sache unserer Volksvertretung sein, zur Quelle aufzusteigen!

Rössel (zu Franz).

A la bonne heure! Junge Leute wie Sie — immer vergnügt . . . immer zur Hand . . . die lieb' ich. (Vertraulich.) Ich habe Ihnen übrigens noch eine Mittheilung zu machen, die Ihnen nicht ganz unangenehm sein wird. Ich habe heute Ihre West-Central zu 146 verkauft . . . bleibt Ihnen noch ein Guthaben von zweitausend und einigen Mark, die Sie, wann es Ihnen paßt, an meiner Kasse erheben können.

Franz.

Aber Herr Geheimrath . . .

Rössel.

Nur keine Umstände! Es ist Ihr wohlverdientes Geld,

verstehen Sie wohl? . . und Gottfried Rössel wird sich von Ihnen doch nichts schenken lassen?! — Wird Ihnen auch nicht ganz unangenehm sein — was? . . . Entschuldigen Sie . . . ich bin heute bei meinen Gästen zu Gast! (Er wendet sich ab.)

Raimund (für sich kopfschüttelnd).

Was nur der Doctor mit Rössel zu tuscheln hat!

Rössel (beim Abgehen zu Zacharias mit vielsagendem Lächeln).

Da ist die Grotte!

Zacharias.

Ja, da ist die Grotte.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Hildegard.

Franz.

Ich hätte eigentlich nicht übel Lust, meine Revanche an Ihnen zu nehmen! Ich fühle mich heute en veine.

Raimund.

Ich bin zwar nicht besonders aufgelegt, wenn Sie indessen wünschen . . . (Zu Hildegard, die aus dem Saale kommt.) Die Spielzimmer sind ja wohl da, gnädiges Fräulein? Ich finde mich hier noch nicht zurecht.

Hildegard.

Sie werden doch nicht spielen wollen? Das wird den jungen Herren heut nicht gestattet! Sie müssen gleich wieder zum Tanz aufmarschiren. (Musik im Festsaal. Ein neuer Tanz beginnt.) Hören Sie die Musik?

Raimund.

Gewiß höre ich die!

Hildegard.

Nun? . . . Das ist unser Walzer!

Raimund.

Ah, das ist der Entscheidungswalzer! . . Sagen Sie, gnädiges Fräulein, legen Sie besonderen Werth darauf, den Tanz zu erschöpfen?

Hildegard.

Eine sonderbare Frage.

Raimund.

In der Beschränkung zeigt sich nämlich der Meister! — Und der Walzer gehört außerdem nicht zu meinen Specialitäten . . . Weshalb seufzen Sie denn? Ist das Unglück so groß?

Hildegard.

Ach, es thut mir leid! Auf meine Frage: ob Sie ein guter Reiter sind, antworten Sie mir vorhin, daß Ihre Thaten schwerlich unter den interessanten Reiterstückchen verzeichnet werden würden . . .

Raimund.

Unterschätzen Sie mich nicht! Ich bleibe gewöhnlich oben! Aber bis zu meinem Eintritt in die Armee war ich allerdings nur mit den Pferden der sächsischen Schweiz in persönliche Berührung gekommen . . .

Hildegard.

Und nun können Sie auch nicht tanzen! Es ist wirklich hart!

Raimund.

Und das sind noch die geringsten meiner Fehler! Ich habe Ihnen gegenüber noch ganz andere Dinge wieder gut zu machen!

Hildegard.

Zum Beispiel?

Raimund.

Ich habe Sie verkannt! Ich war gegen Sie eingenommen, weil man mir zu viel von Ihnen erzählt hatte.

Hildegard.

Das begreife ich.

Raimund.

Und nicht nur das! Da man es offenbar darauf abgesehen hatte, daß ich mich für Sie interessiren sollte, so habe ich mir aus angeborener Opposition die größte Mühe gegeben, mich schleunig in eine andere zu verlieben.

Hildegard.

Ah! Das war nun nicht gerade nöthig!

Raimund.

Es war sogar vollkommen überflüssig, wie ich jetzt zu meiner Freude bemerke.

Hildegard.

Und wer war denn . . . die Andere?

Raimund.

Ein armes Mädchen aus guter Familie. Die Mutter vermiethet Zimmer, und sie arbeitet für ein Geschäft.

Hildegard.

Ist das eine Geschmacksverirrung! Ist sie wenigstens hübsch?

Raimund.

Sehr hübsch!

Hildegard.

Und klug?

Raimund.

Das weiß ich nicht. Ich habe mit ihr noch kein Wort gesprochen.

Hildegard (unbefangen fröhlich).

Ach, das ist mir lieb! . . . Weshalb schmunzeln Sie denn so vergnügt?

Raimund.

Ich freue mich über Sie!

Hildegard.

Sie bringen mich in Verlegenheit . . . und außerdem — unser Tanz . . .

Raimund.

Ja so! . . . Nun, wenn Sie es riskiren wollen . . .

Hildegard.

Es wird sich schon machen. (Während sie ihren Arm in den seinigen legt.) Aber schade bleibt's doch, daß Sie nicht Militär sind.

Raimund.

Alles kann ja der Mensch nicht sein! Und überdies war ich ja einjähriger Dragoner. (Sie gehen nach links ab.)

Dritte Scene.

Isabella. Rössel. Sharper. Später Hegershausen. Einige Gäste im Hintergrunde.

Rössel

(der mehrfach die Bühne verlassen und wieder betreten hat, von rechts kommend, zu Isabella, die während der Zeit hinten auf- und abgegangen ist und den Eingang von rechts [Straße] scharf beobachtet hat).

Die jungen Leute (auf Hildegard und Raimund weisend) scheinen Gefallen an einander zu finden.

Isabella.

Ich hab's Ihnen ja gesagt, Raimund ist in ihre entzückende Tochter ganz vernarrt.

Rössel.

Nun, vielleicht macht es sich . . . Aber weshalb tanzen Sie denn nicht, meine Gnädige.

Isabella.

Ich habe den Tanz überschlagen . . . ich bin verdrießlich . . . ich warte auf etwas . . . und es kommt nicht. Ich hatte mir doch eine Kleinigkeit ausgedacht . . . für Se. Excellenz . . . und nun läßt man mich im Stich. Aber auch Ihr Herr Schwager scheint . . .

Rössel.

Oh, der kommt immer spät ... Aber Pardon! ... Heute bin ich hier zu Gast. (Er geht nach hinten und spricht mit einem eintretenden Herrn.)

Sharper (der den Schluß der Unterhaltung mit angehört hat).

Ich fürchte, der Minister wird überhaupt nicht kommen.

Isabella.

Weshalb nicht?

Sharper.

Er soll mit seinem Schwager einen großen Börsencoup ausgeführt haben, und da ist es ihm in diesem Augenblicke vielleicht etwas unbequem. (Halb für sich, die Blätter aus der Tasche nehmend.) Und meine schöne Depesche wird nun in den Papierkorb wandern! Um den Schlußsatz thut es mir leid: „Der Friede ist für uns ein Verdauungsbedürfniß.“ (Er steckt die Depesche wieder ein, sich an Isabella wendend.) Schade, daß er nicht kommt! (Hegershausen tritt hinten auf. Unter den Gästen im Hintergrunde macht sich eine gewisse Bewegung bemerklich. Alle grüßen tief. Einige stecken die Köpfe zusammen und flüstern.)

Isabella.

Sie irren — da ist der Minister!

Sharper.

Ach! ... Und er reicht Rössel ganz unbefangen die Hand ... Er — hat also von der Notiz der „Handelspost“ noch nichts vernommen ... Meine Gnädige ... jetzt ist der Augenblick da ... sagen Sie dem Minister einige Worte über mich; und stellen Sie mich vor.

Isabella.

Jetzt? Und hier?

Sharper.

Ich bitte Sie ... Sie sind ja so gern gefällig, und ich werde Ihnen dankbar sein. Der Minister kommt auf Sie zu ... also bitte ...

Isabella.

Treten Sie einen Augenblick bei Seite ... ich will's versuchen ...

Hegershausen (nach der Begrüßung).

Nun, schöne Frau, Sie sehen ja so verstimmt aus?

Isabella.

Ich hatte mich für heute Abend auf etwas ganz besonders gefreut — und das ist mir vereitelt worden . . .

Hegershausen.

Das thut mir leid. Wenn ich wüßte, wie ich Sie entschädigen könnte . . .

Isabella.

Einen Gefallen könnten Sie mir schon erweisen, aber ich fürchte . . .

Hegershausen.

Befürchten Sie nichts!

Isabella.

Es ist wirklich indiscret — indessen, es ist nicht meine Sache, die ich vertrete, und für einen Freund . . .

Hegershausen.

Aber, bitte, verfügen Sie nur über mich! Sprechen Sie, gnädige Frau.

Isabella.

Der Herr, der mich eben verlassen hat, ist der Correspondent eines großen amerikanischen Blattes, der „New World". Er brennt darauf, eine Unterredung mit Ew. Excellenz zu haben — es wäre für ihn von der größten Wichtigkeit, und er meint nun, als echter Amerikaner und Journalist, daß hier gleich . . .

Hegershausen (lächelnd).

Eine Interview mit Tanzmusik? Darauf war ich allerdings nicht vorbereitet. Aber wenn Ihnen damit ein Gefallen geschehen kann, mit dem größten Vergnügen!

Isabella.

Wirklich . . . Sie sind zu freundlich, Excellenz!

Hegershausen.

Bitte, bitte! . . . Viel wird Ihr Schützling freilich nicht von mir erfahren.

Isabella
(die Sharper bedeutet hat, näher zu treten, zu diesem).

Ich habe Sr. Excellenz von Ihrem Wunsche Mittheilung gemacht. (Zu Hegershausen.) Sie gestatten mir also, Mr. Sharper vorzustellen.

Sharper.

Es ist mir eine hohe Auszeichnung . . .

Isabella.

Und nun will ich die Herren, die sich jedenfalls Wichtiges mitzutheilen haben, nicht weiter stören. (Sharper nimmt sein Notizbuch aus der Tasche und seinen Bleistift zur Hand).

Hegershausen (für sich, lächelnd).

Ich glaube nicht, daß ich dem Herrn neue Gesichtspunkte erschließen werde. Zunächst will ich ihn etwas ausfragen.

Vierte Scene.

Sharper. Hegershausen.

Sharper.

Ein günstiger Zufall fügt es so, daß ich Ew. Excellenz hier wenigstens einige Augenblicke ungestört sprechen darf. Als echter Amerikaner gehe ich schnurstracks auf mein Ziel los. (Er hat sein Notizbuch aufgeschlagen.)

Hegershausen.

Sie sind Vollblut-Amerikaner?

Sharper.

Vollblut.

Hegershausen.

Das hätte ich nicht errathen. Sie sprechen unsere Sprache mit einer solchen Gewandtheit . . . Wo haben Sie sich diese merkwürdige Fertigkeit denn angeeignet?

Sharper.

Ich habe hier meine Kindheit verbracht und später einige Semester in Heidelberg studirt.

Hegershausen.

Ah so! In Heidelberg. Hat es Ihnen da gefallen?

Sharper.

Sehr gut.

Hegershausen.

Und Sie haben sich also vollständig in unsere Verhältnisse hineingelebt?

Sharper.

Vollständig. Ich darf sagen, daß ich nicht mit dem Vorurtheil des Ausländers . . .

Hegershausen.

Manches wird Ihnen bei uns doch wohl etwas engherzig und ängstlich erscheinen, namentlich in Ihrem speciellen Beruf, im Journalismus?

Sharper.

Gewiß, Excellenz.

Hegershausen.

Sind die Mittel der großen amerikanischen Blätter wirklich so kolossale, wie man es hier erzählt?

Sharper.

In der That, Excellenz.

Hegershausen.

Und Ihre Zeitungen sind nicht theurer als die unsrigen?

Sharper.

Im Gegentheil, billiger.

Hegershausen.

Sind denn die Auflagen so unverhältnißmäßig größere?

Sharper.

Erstens das, und dann die Insertionen! Amerika ist ja das Land der Reclame . . . Indessen . . .

Hegershausen.

Wie hoch mag sich wohl die Einnahme aus den Annoncen Ihres Blattes beziffern?

Sharper.

Oh, Excellenz! Das geht in die Million!

Hegershausen.

Unglaublich! Und das Publikum berechnet sich nicht, daß es die angepriesenen Waaren selbst vertheuert? Demnach müßte ja das Leben bei Ihnen viel kostspieliger sein, als bei uns zu Lande?

Sharper.

Das ist es auch.

Hegershausen.

Haben Sie an Ihren Ausgaben hüben und drüben den Unterschied festzustellen gesucht?

Sharper.

Ungefähr wohl, aber nicht genau . . .

Hegershausen.

Ah, das sollten Sie doch thun. Die Vergleichung würde ganz nützlich sein können. Darüber sprechen wir wohl ein andermal . . . ich sehe da den alten Herrn Gerhardt, dem ich einige Worte sagen möchte. Ich danke Ihnen für Ihre interessanten Mittheilungen. (Er wendet sich zum Gehen.)

Sharper
(zunächst sehr betroffen; dann plötzlich).

Excellenz . . .

Hegershausen
(wendet sich wieder zu Sharper).

Wie beliebt?

Sharper.

Darf ich mir wenigstens eine Frage gestatten . . . Glauben

Ew. Excellenz nicht mit mir, daß der Friede Europas für Deutschland ein Verdauungsbedürfniß ist?

Hegershausen
(etwas verwundert, dann lächelnd).

Unzweifelhaft. (Er geht nach hinten.)

Sharper.

Ich danke Euerer Excellenz . . . (Das Notizbuch einsteckend.) Wenn ich es mir recht überlege: die Ausbeute war eigentlich gering! — Indessen, die Depesche ist geschrieben, das Verdauungsbedürfniß acceptirt, dementirt wird es nicht werden, — also fort damit!

Fünfte Scene.

Sharper. Isabella. Hegershausen. Zacharias. Kellner. Gäste.

(Während des Schlusses der vorigen Scene hat sich die Bühne allmählich wieder gefüllt.)

Isabella (zu Sharper).

Nun, wie war's?

Sharper.

Außerordentlich! Höchst interessant! Der Minister war von einer Mittheilsamkeit! . . Ich will der „New World“ gleich einige hundert Worte durch das Kabel schicken. Die Sache wird Sensation machen! Besten Dank! (Geht grüßend ab. Isabella tritt im Gespräch mit einem Gast in den Ballsaal.)

Hegershausen
(zu Zacharias, mit dem er im Gespräch nach vorn gekommen ist).

Das also steht in der „Handelspost“? Nicht mehr und nicht minder? . . Und deswegen das Flüstern und die Verwunderung bei meinem Eintreten?

Zacharias.

Aber die ganze Sache ist ja doch nicht richtig? Sie sagten mir doch, daß unser Project wegen der Secundärbahn Flößthal-Neuenried . . .

Hegershausen.

Dadurch ist die Sache eben in ein ganz anderes Stadium

gerückt, und wir denken nun nicht mehr daran, unter den alten Bedingungen abzuschließen. Wir werden schon günstigere für den Staat herausschlagen.

Zacharias.

Und Ihr Schwager?

Hegershausen.

Die alte Geschichte! Er hat zufällig einmal eine gute Nachricht erfahren, er hat darauf hin speculirt und verliert nun sein Geld dabei. Das ist die Regel.

Zacharias.

Thut es Ihnen nicht leid? Es ist doch immer Ihr Schwager.

Hegershausen.

Mit unglücklichen Börsenspeculanten Mitleid zu haben — dazu habe ich wirklich keine Zeit. Aber ich will ihn mir jetzt aufsuchen, um mit ihm ein Wörtchen von jenem ausgezeichneten Geschäfte zu reden, das er beabsichtigt und dessen Betriebskosten er mit meiner Ehre hat zahlen wollen. (Er begrüßt Martha und Caroline, die hinten rechts auftreten, sehr freundlich und sagt leise zu Martha.) Sie sehen reizend aus! . . Ich habe mit Rössel zu sprechen, dann komme ich wieder zu Ihnen, um mich zu entschädigen. Also . . . auf gleich! (Er geht nach links ab.)

Sechste Scene.

Zacharias, **Fellner**, **Caroline** und **Martha** mit andern **Gästen** im Hintergrunde.

Fellner.

Ich habe Sie beobachtet. War er sehr zerknirscht?

Zacharias.

Wer?

Fellner.

Nun, der Minister.

Zacharias.

Gott behüte! Gar nicht!

Fellner.

O diese Minister! . . . (Mit veränderter Stimme.) Aber da sehen Sie . . . die Frau Geheimräthin und ihre Tochter — ein allerliebstes Mädchen, was?

Zacharias.

Das will ich meinen!

Fellner.

So bescheiden, so sittig, . . und so elegant dabei! . . Unter uns gesagt: ich interessire mich für die junge Dame . . .

Zacharias.

Ei, ei! . . Und die junge Dame — interessirt sich die auch für Sie?

Fellner

(lächelt überlegen und begrüßt die Damen, die nach vorn gekommen sind).

Frau Geheimräthin — gnädiges Fräulein . . . ich freue mich wirklich sehr . . . Sie werden schon längst sehnsüchtig erwartet . . . da drinnen im Saale . . . Hier ist es freilich etwas kühler . . . Hier darf man ungestraft unter Palmen wandeln. (Lächelnd.) — Hier gibt es noch stille Plätzchen . . .

Zacharias.

Aha! Die Grotte!

Fellner.

Und ich liebe das Ruhige, das Bescheidene . . . Diese großblättrigen Gewächse beängstigen mich . . . nein, das stille, im Verborgenen blühende . . .

Martha (lächelnd).

Ich habe Ihnen noch für das schöne Veilchenbouquet zu danken . . .

Fellner.

Bitte, bitte! Das wollte ich nicht gesagt haben . . .

Davon können wir später sprechen . . . einstweilen möchte ich Ihrer Frau Mama noch einige kleine Mittheilungen machen . . .

Caroline (halblaut zu Fellner).

Meine Tochter hat sich über die schönen Blumen sehr gefreut! . . .

Fellner (beim Abgehen zu Caroline).

Es ist mir lieb, daß Sie mir das sagen; ich hätte es ihr nicht angemerkt. (Beide ab).

Zacharias (zu Martha).

Ein recht artiger Mann, dieser Herr Fellner.

Martha.

Finden Sie?

Zacharias (für sich).

Nun weiß ich schon genug. (Zu Martha.) Sie kommen und ich will mich zum Heimwege anschicken. Ist das ein Leben! Man muß Nerven von Stahl haben, um das auszuhalten! Soll ich Sie in den Tanzsaal führen? Ich möchte mir das glänzende Bild noch einmal ansehen . . . und mich dann zur Ruhe begeben . . . Da kommt meine Tochter.

Siebente Scene.

Zacharias. Martha. Isabella.

Isabella (überrascht).

Ah, Fräulein Geißler! Das ist aber eine angenehme Ueberraschung! . . .

Zacharias.

Kommst Du mit? Wir wollen die jungen Damen tanzen sehen.

Isabella.

Geh nur voran, Vater! Wir folgen gleich! Ich möchte mit Fräulein Geißler noch ein bischen plaudern.

Zacharias.

Gut. (Beim Abgehen, leise zu Isabella.) Was hast Du denn eigentlich Rössel von mir erzählt? Jedesmal, wenn er mir begegnet, will er mich in die Grotte befördern — ich soll dichten!

Isabella.

Ein einfacher Scherz!

Zacharias (kopfschüttelnd abgehend).

Ei, ei!

Achte Scene.

Isabella. Martha.

Isabella (freundlich).

Ich war wirklich ganz und gar nicht darauf vorbereitet, Sie hier zu treffen.

Martha.

Ich habe bisher auch nie das Vergnügen gehabt, Ihnen im Hause meiner besten Freundin zu begegnen. Sie gehören wohl zu den neueren Bekanntschaften des Hauses?

Isabella.

Jedenfalls freue ich mich über die Begegnung — und ich will Sie gleich mit Vorwürfen überschütten.

Martha.

Sie wollen mir Vorwürfe machen?

Isabella (immer freundlich).

Die allerheftigsten! (Leiser.) Sie nehmen es mir doch nicht übel, wenn ich hier — ganz leise — ganz leise — von einer Sache spreche, die eigentlich nicht hierher gehört. Aber Sie haben mich zu sehr betrübt; ich muß mich rächen! Was! Ist es nicht ganz abscheulich von Ihnen, daß Sie mich im Stich gelassen haben? Wie hatte ich mich darauf gefreut, gerade heute meine . . . Ihre . . . unsere Arbeit demjenigen, für den ich

sie bestimmt habe, zu übergeben! Ich habe gewartet, gewartet! Ich habe zu Hause hinterlassen, man solle mir das Packetchen sofort hierher nachsenden! Ich bin beständig hier am Eingange auf- und abpatrouillirt! Ich bin zerstreut und langweilig gewesen! . . . Mit einem Worte: der ganze Abend ist mir verdorben! Und daran sind Sie ganz allein schuld — jawohl, wenn Sie auch noch so anmuthig lächeln! — Sie ganz allein! Wenn Sie nicht gar zu hübsch wären, würde ich es Ihnen nie verzeihen! Aber Sie wissen eben, daß man Ihnen nicht böse sein kann!

Martha.

Sie dürfen mir auch nicht böse sein! . . Wenn ich den Handschuh abstreifte, würden Sie meinen zerstochenen Fingerspitzen anmerken, daß ich Ihre Vorwürfe nicht verdiene. Vielleicht sagen Ihnen auch meine gerötheten und ermatteten Augen, daß ich die vergangene Nacht, in der Sie hoffentlich recht süß geträumt, am Stickrahmen verbracht habe, — bloß, um Ihnen gefällig zu sein. Aber Sie haben in Ihrem Leben gewiß nicht viel gestickt, gnädige Frau, und haben wohl kaum daran gedacht, wie viel kleine Stiche und wie viel bunte Fädchen erforderlich sind, bis so eine niedliche und entbehrliche Kleinigkeit fertig wird. Ich habe übrigens Wort gehalten. Die Arbeit ist heute Nachmittag vom Geschäfte bei mir abgeholt worden.

Isabella (freudig).

So! Ah, dann kommt sie auch noch! Dann bin ich beruhigt!

Neunte Scene.

Die Vorigen. Hildegard. Später **Hegershausen. Gäste.**

Hildegard
(Martha freundlich begrüßend).

So spät! . . (Martha betrachtend.) Nun, was habe ich Dir gesagt? Du siehst ganz einfach himmlisch aus! (Leise.) Neu?

Martha.

Erneuert!

Hildegard.

Es sieht kein Mensch! . . . Er ist da.

Martha.

Und wie gefällt er Dir?

Hildegard.

Wirklich ein sehr netter Mensch . . . Er hat natürlich seine Fehler . . . aber ein sehr netter Mensch! Du wirst ihn ja kennen lernen. Uebrigens . . . ich habe schon eine Rivalin besiegt.

Martha.

Das geht schnell! Ich gratulire.

Hildegard.

Da ist nicht viel zu gratuliren. Es war ein leichter Sieg . . .

Martha.

Wer war denn die Unglückliche?

Hildegard.

Ach, ein armes Mädchen, eine Stickerin oder so etwas.

Martha.

So! —

Isabella

(der ein Diener ein kleines Packetchen eingehändigt hat, leise zu Martha, freudig).

Es ist da!

Martha.

Das freut mich!

Hegershausen (von links kommend).

Hast Du Deinen Papa nicht gesehen? Ich suche ihn vergebens.

Hildegard.

Papa ist heut überall und nirgends, Onkel. Warte ruhig, wo Du bist. Er wird schon vorüberkommen . . . Komm, Martha! Du wirst jetzt im Triumph durch den Saal geführt . . .
(Die jungen Mädchen nach links ab.)

Zehnte Scene.

Hegershausen. Isabella.

Hegershausen.

Sie haben ein so eigenthümliches Lächeln ... Sie führen etwas im Schilde? Machen Sie sich darauf gefaßt, daß ich Ihnen nicht den geringsten Widerstand entgegensetze.

Isabella.

Nun halten Sie mich am Ende gar noch für kokett, — wie boshaft! Und ich meine es so ehrlich gut mit Ihnen! .. Und zum Glück kann ich es Ihnen beweisen. Während Sie in Ihrem Cabinete und im Parlamente sich mit den großen Fragen des Staates zu beschäftigen hatten, und also ganz natürlich an eine unbedeutende kleine Frau mit keinem Sterbensgedanken denken konnten — hat diese — hören Sie wohl! — den lieben langen Tag sich mit Ihnen beschäftigen müssen, und, da der liebe lange Tag nicht ausreichte, auch ihrem Schlaf die Stunden abgelistet, um noch rechtzeitig zum heutigen Abend Ihnen eine kleine Spielerei, die Ihnen hoffentlich eine flüchtige Freude bereiten wird, verehren zu können ...

Hegershausen.

Sie spannen mich auf die Folter ...

Isabella.

Diesmal muß ich Sie vorbereiten, denn diesmal glaube ich Ihren Dank zu verdienen und will ihn deshalb voll und ganz entgegennehmen. Wollen Sie mir einmal in die Augen sehen, Excellenz?

Hegershausen.

Aber mit größtem Vergnügen!

Isabella.

Nun?

Hegershausen.

Nun?

Isabella.

Bemerken Sie nichts Besonderes!

Hegershausen.

Ich sehe Ihre freundlichen, klaren, hellen, klugen Augen . . .

Isabella.

Ich will doch keine Complimente hören . . . Sehen Sie nicht, daß diese Augen umflort, angestrengt, geröthet sind?

Hegershausen.

Das sehe ich beim besten Willen nicht.

Isabella.

Wenn ich meinen Handschuh abstreifte, würden Ihnen die zerstochenen Fingerspitzen vielleicht die Erklärung dafür geben. Ich habe mich nämlich wirklich angestrengt, ich habe Ihnen etwas gearbeitet . . . höchst eigenhändig, hier mit dieser Hand!

Hegershausen.

Das ist wirklich zu liebenswürdig! Ich weiß gar nicht . . .

Isabella.

Euere Excellenz werden nothgedrungen nur einen sehr unvollkommenen Begriff vom Sticken haben . . . nun, wenn es hübsch sein soll, ist es eine recht, recht mühsame Arbeit . . . ich weiß ein Liedchen davon zu singen! . . Ein jeder der kleinen Stiche will gemacht sein! . . Ob es nun wirklich gelungen, ob es hübsch geworden ist, — das wollen Sie selbst entscheiden! (Sie gibt ihm lächelnd das versiegelte, in Seidenpapier eingeschlagene Portefeuille, das Hegershausen mit einer gewissen komischen Scheu entgegennimmt und sehr behutsam entsiegelt und entfaltet.)

Hegershausen
(fährt, nachdem er das Portefeuille erkannt, erstaunt zusammen).

Ah! . . (Er blickt Isabella prüfend an, diese lächelt ihm unbefangen zu, darauf richtet er sein Auge wieder auf das Portefeuille und schüttelt langsam den Kopf.)

Isabella.

Sie sehen mich so merkwürdig an! . . Gefällt es Ihnen nicht? Sie scheinen sich gar nicht zu freuen!

Hegershausen.

Sie sehen mich wahrhaft betroffen (mit Bedeutung) und es ist buchstäblich wahr, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht weiß, wie ich danken soll.

Isabella.

Stecken Sie es ein! daß es Niemand sieht! Niemand! Denn es soll nur für Sie bestimmt sein! Nur für Sie! Also nicht zeigen! Das versprechen Sie mir doch!

Hegershausen.

Wollte ich mir die Mühe geben, meine Befangenheit zu bemeistern — es würde mir doch nicht gelingen. (Indem er beständig die Arbeit betrachtet, mit bewegter Stimme.) Diese kunstvolle Arbeit . . . Diese schwere, mühevolle, so wenig lohnende Arbeit . . . (Mit erzwungenem heiterem Tone). Lassen Sie mich hoffen, daß Sie vorhin gescherzt, daß Sie nicht selbst Ihre schönen Augen angestrengt haben . . . Jedenfalls ist ja die Idee so sinnig und artig, daß ich Ihnen schon zu Dank tief verpflichtet sein müßte, wenn nichts anderes als diese von Ihnen herrührte . . .

Isabella.

Die Idee? — Das ist gar nichts! Ein guter Einfall, nichts weiter! Das ist nichts Verdienstliches! Nein, Excellenz, gerade in der Ausführung, da liegt's! Und ich will damit Ihren Respect erringen.

Hegershausen.

Es ist ein so allgemein acceptirter gesellschaftlicher Scherz, daß die Damen die zierlichen Handarbeiten, mit denen sie uns erfreuen, nicht selbst machen. Wovon sollten denn die armen Stickerinnen leben?

Isabella.

Ich bitte Eure Excellenz um Vergebung, aber den Scherz mache ich nicht mit, weil ich gerade über diese erlaubte Sache meine ganz besonderen, vielleicht philisterhaften Ansichten habe. Aber Sie sind eben ein Mann und wissen doch nicht vollkommen, wie solche Arbeiten entstehen und wie es um die elenden Geschöpfe bestellt ist, die sie fertigen. Für jene traurigen Wesen

ist das, was für uns nur ein lustiger Zeitvertreib, nur die Befriedigung einer oft frivolen Laune ist — ein kärglicher Erwerb — der sauer erworbene Heller für das Brod in der Lade — oder, was vielleicht noch trauriger ist, — für den neuen Besatz am alten Ballkleide.

Hegershausen.

Sie sprechen so wahr, so warm, daß mir jeder Zweifel untersagt ist. Sie würden mir ja wehe thun, wenn Sie mir dies zierliche und gefällige Ding, das in diesem Falle ein stummer Zeuge menschlichen Jammers und Seufzers wäre, aufnöthigten.

Isabella.

Nehmen Sie es! Das da ist ein lustiges Ding! Das hat noch keinen Seufzer einer Unglücklichen vernommen, und keine Thräne hat es befeuchtet. Das ist in Lächeln und Freuden erstanden! Und was ich da alles hineingestickt habe . . . das geht mich allein etwas an . . . Aber da kommt Ihr Herr Schwager! Bitte, verbergen Sie es! — Nur für Sie!

Hegershausen.

Ich danke Ihnen, gnädige Frau! (Er steckt das Portefeuille ein.)

Isabella (nach hinten gehend, für sich).

Sollte die Kleine doch geschwatzt haben? Ich hatte mir einen andern Effect versprochen.

Elfte Scene.

Isabella. Hegershausen. Rössel.

Rössel (sich an Isabella wendend.)

Ich muß Sie dem tête-à-tête entziehen. Das bin ich meinen Wirthen — so nenne ich heut meine Gäste — schuldig! Im Saal ist starke Nachfrage nach Ihnen . . . Ihr Herr Vater sitzt wohl in der Grotte?

Isabella.

In der Grotte? Ich glaube nicht. Ich werde ihn wohl im Saal treffen. (Nach links ab.)

Hegershausen (für sich).

Die arme Martha! — Das Ding brennt mir in der Tasche! — (Sich an Rössel wendend.) Nun, mein liebenswürdiger Herr Schwager, Sie haben mir ja eine große Annehmlichkeit bereitet.

Rössel.

Wieso?

Hegershausen.

Also Sie haben wirklich alle Actien der West-Centralbahn die überhaupt zu kaufen waren, an sich gebracht auf die Nachricht hin, daß die Bahn in den Besitz des Staates übergehen soll?

Rössel.

Das stimmt.

Hegershausen.

Schöne Geschichten das!

Rössel (betroffen).

Ist denn die Sache nicht wahr?

Hegershausen.

Ob wahr, ob unwahr — haben Sie denn nicht bedacht, welchen gehässigen Commentaren und Deutungen eine solche Speculation von Ihrer Seite — seitens meines Schwagers — Vorschub leisten muß?

Rössel.

Was kommt auf die Commentare an? Die Sache ist doch richtig?

Hegershausen.

Die Nachricht hat nur durch eine Verletzung des Amtsgeheimnisses zu Ihnen gelangen können; und ich habe nun, da man mich in erster Linie dieses Verbrechens beschuldigt, das Recht, Sie zu fragen: auf welchem Wege ist Ihnen die Nachricht zugegangen?

Rössel.

Habe ich's von Ihnen? Nein! Nun also! Sie haben Ihr Amtsgeheimniß, wir haben unser Geschäftsgeheimniß. Von Staatsgeschäften verstehen Sie mehr; von Börsengeschäften ich. Und nun erkundigen Sie sich, bei wem Sie wollen — bei den Chefs unsrer größten Häuser: ob auch nur ein einziger im gegebenen Falle anders gehandelt hätte. Ich erfahre eine gute Nachricht und soll sie nicht benutzen? Wenn ich so ideal wäre, wäre ich heute nicht der, der ich bin: Gottfried Rössel!

Hegershausen.

Nun, diesmal wäre es Ihnen vielleicht besser bekommen, wenn Sie ausnahmsweise ideal gewesen wären.

Rössel (sehr betroffen).

Um des Himmelswillen! Ist's denn nicht richtig?

Hegershausen.

Da das amtliche Blatt morgen früh das Thatsächliche bringt, kann ich jetzt darüber sprechen. Vor vier Tagen war der Ankauf der West-Centralbahn allerdings beschlossene Thatsache ...

Rössel.

Nun also?

Hegershausen.

Heute ist davon nicht mehr die Rede!

Rössel (auf's äußerste betroffen).

Ah bah! .. Sie scherzen hoffentlich!

Hegershausen.

Gestern ist der Präliminarvertrag wegen der Secundärbahn Flößthal-Neuenried abgeschlossen worden. Dadurch sind wir die Herren der Situation geworden. Wir haben nun also wegen des Ankaufs der West-Centralhauptlinie gar keine Eile mehr. Und wir werden nun warten, bis uns die Herren kommen.

Rössel.

Das ist ja gar nicht möglich!

Hegershausen.

Wenn Sie sich für die Einzelheiten interessiren, so erkundigen Sie sich bei Herrn Zacharias Gerhardt, dem Mandatar der Interessenten, mit dem wir unterhandelt haben.

Rössel.

Ich bin wie vor den Kopf geschlagen! . . Und morgen steht's im amtlichen Anzeiger?

Hegershausen.

Morgen früh.

Rössel.

Vor der Börse?

Hegershausen.

Vor der Börse.

Rössel.

Wissen Sie, was ich damit verliere?

Hegershausen.

Wahrscheinlich Alles, was Sie in den letzten Tagen verdient haben.

Rössel.

Wenn das nur reichte! Aber es reicht nicht! Sie denken wohl, man hat so eine Nachricht für nichts?

Hegerhausen.

Von Ihren Börsengeschäften verstehen Sie ja mehr als ich. Sie haben mich eben noch daran erinnert!

Rössel.

Ach, Sie haben keine Spur von verwandtschaftlichem Gefühl! . . Aber da kommen Gäste . . . Haltung! Haltung! — (Mit erzwungenem Lächeln zu Martha, die ihm hinten begegnet.) Der heutige Abend gehört der Freude! Fröhliche Jugend . . . die lob' ich mir! (Für sich, verdrießlich.) Eine ganz verwünschte Geschichte! . . . aber Haltung! (Sich wieder zur Heiterkeit zwingend, zu Gästen, denen er im Hintergrunde begegnet.) Sie amüsiren sich! Das ist die Hauptsache!, haha! (Er geht laut lachend ab.)

Zwölfte Scene.

Hegershausen. Martha. Gäste (im Hintergrunde).

Hegershausen (auf Martha zugehend).

Martha, ich möchte mit Ihnen möglichst ungestört einige Worte sprechen. (Nach hinten deutend.) Da ist ein ewiges Hin und Her . . . Wollen wir uns da setzen?

Martha.

Gern. (Sie treten an die Grotte heran und setzen sich dort.)

Hegershausen.

Ich habe vorhin eine sehr unbehagliche und peinigende Scene durchgemacht. Ich häbe das unleidlichste aller Gaukelspiele ertragen und mich belügen lassen müssen. Nun verlangt es mich nach Wahrheit, und deshalb komme ich zu Ihnen. Frau Weichsel hat mir eben mit einem pathetischen Vortrage über die Verdienstlichkeit ihrer Handarbeit das da verehrt. (Er hat das Portefeuille aus der Tasche genommen und es Martha gereicht. Diese schlägt den Blick zu Boden.) . . . Sie erröthen! . . Sie können eben nicht lügen! Ich will Ihnen auch keine Falle stellen: ich habe die angefangene Arbeit bei Ihnen gesehen . . (Weich.) Aber mein armes, liebes Kind, warum haben Sie das gethan?! — Sie antworten nicht?

Martha.

Ist es denn ein Unrecht?

Hegershausen.

Nein, . . das nicht! . . Wie sollte es? . . Und dennoch . . . es muß doch wohl nicht richtig sein, da Sie selbst es geheim gehalten haben . . . und wenn ich dem Eindrucke, den diese unerwartete Enthüllung auf mich gemacht, glauben darf. Ich kann mir über diesen Eindruck selbst nicht Rechenschaft ablegen — aber freudig ist er nicht! Es stimmt doch nicht, daß sich die mir gesellschaftlich und menschlich nahestehende Freundin von einer mir fern stehenden und antipathischen Person eine Arbeit bezahlen läßt, die ich von jener mit Dank entgegennehmen muß! Und daß jene, die in jeder Beziehung unter Ihnen steht, daraus

allein die Berechtigung herleitet, sich nicht nur neben Sie, — nein, über Sie zu stellen — gewissermaßen als Beschützerin, als Arbeitgeberin! Da ist doch irgend etwas nicht in Ordnung! . . Was? — ich kann es mir selbst noch nicht klar machen, ich habe eben nur das bestimmte Gefühl, daß es einfacher und besser gewesen wäre, wenn Sie zu mir gekommen wären.

Martha.

Also wirklich? . . das sagen auch Sie mir? . Onkel Fritz? — Es wäre also wirklich besser gewesen, von Ihnen . . . mich unterstützen zu lassen, als mir selbst zu helfen? . . . Wenn mir jetzt das Blut in die Wangen steigt, — jetzt ist es nicht Schamröthe! Denn ich habe mich nicht zu schämen, weder vor Ihnen, noch vor irgend einem Andern. Und wie Sie die Empfindung haben, daß ich nicht recht gehandelt, so habe ich nun das Bewußtsein, doch das Rechte gethan zu haben.

Hegershausen.

Aber weshalb verbergen Sie . . .

Martha.

Das ist die einzige thörichte Schwäche, deren ich mich zu zeihen habe! Meine Arbeit hat das Licht der Sonne nicht zu scheuen! Und wenn die Gesellschaft nicht damit zufrieden ist, immerhin! Dann verliere ich wenig, wenn ich sie mit jener andern vertausche, in der das Geständniß der Arbeit nicht als Schuldbekenntniß gilt! Aber diese Schwäche, diese Verheimlichung ist keine Sünde! Und auch die verschämte Arbeit wird mit dem unverschämten Müssiggange fertig werden! (Sie ist aufgestanden.)

Hegershausen (freudig, mit Wärme).

So ist's Recht, Martha! Und nun wird mir auf einmal Alles licht und klar! Nun weiß ich auch, was mich vorhin beschwerte, weiß, was sich feindselig zwischen uns drängen wollte! Ein Sklave des Vorurtheils war ich — nichts Anderes! — ein Sklave jenes allgemein menschlichen Vorurtheils, daß die Arbeit als eine Strafe der erzürnten Gottheit, als eine Strafe für die Erbsünde über uns Menschen verhängt sei, — „und

im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen," — daß aber das Nichtsthun, das Feiern — wunderlich genug in Ansehung der nimmer rastenden Schöpferkraft — das gottähnlichere, gottgefällige Werk sei. Das aber haben wir, wenn wir es noch nicht überwunden haben, zu überwinden! An die Stelle des ehrwürdigen biblischen Gebotes: Du sollst den Feiertag heiligen! setzt das moderne sittliche Bewußtsein jenes andere und bessere: Du sollst den Werkeltag heiligen! Denn die Arbeit ist etwas Heiliges! Und laut und offen und mit erhobener Stirn wollen wir uns zu dieser Heiligen bekennen! — Also den Kopf in die Höhe, Martha! Wir, die wir das begreifen, — wir müssen zusammenhalten!

Martha

(mit glücklichem Lächeln und Empfindung).

Ja! Das wollen wir!

Dreizehnte Scene.

Franz. Raimund. Fellner

(sind mit verschiedenen Gästen während des Schlusses der vorigen Scene aufgetreten. Hegershausen führt Martha am Arme dem Saale zu. Am Eingang begegnet ihnen Hildegard, die mit Martha in fröhlichem Geplauder die Bühne verläßt, während Hegershausen sich Fellner zuwendet und sich mit diesem — zunächst im Hintergrunde — unterhält).

Raimund

(der mit Franz nach vorn kommt, zu diesem).

Kennen Sie die hübsche junge Dame, die sich der besonderen Aufmerksamkeit des Ministers zu erfreuen scheint?

Franz.

Sehr genau! Es ist meine Schwester.

Raimund (erstaunt, gedehnt).

So? — Das ist Ihre Schwester?

Franz.

Sie fragen mich das in einem etwas merkwürdigen Tone.

Raimund.

Richtig! Der Name stimmt ja: Fräulein Martha Geißler! ... Also das ist Ihre Schwester?

Franz.

Nun ja, meine Schwester! ... Ich muß Ihnen bemerklich machen, daß in der Art und Weise, in der Sie diese Frage wiederholt aufwerfen, beinahe etwas Beleidigendes liegt. Das kann doch aber wohl nicht Ihre Absicht sein.

Raimund.

Es liegt mir sehr fern, Ihrem Fräulein Schwester irgend wie zu nahe zu treten. Wenn Sie aber in meiner Frage ein Sie persönlich beleidigende Absicht erkennen wollen, so bleibt es Ihnen unbenommen.

Franz.

Was soll das heißen, mein Herr?! (Hegershausen und Fellner treten näher.)

Raimund (energisch).

Es soll heißen, daß ich dem Bruder jener Dame nicht das Recht zuerkenne, Summen an mich zu verlieren, wie Sie sie noch vor wenigen Tagen an mich verspielt haben. Es soll heißen, daß ich dies Recht Ihnen bestreite, als dem Bruder eines armen Mädchens, das genöthigt ist, für Geld zu arbeiten!

Franz.

Meine Schwester arbeitet für Geld?! ... Was fällt Ihnen denn ein?

Raimund (stärker).

Ich persönlich habe für meine Schwester die Arbeit bestellt und bezahlt, die die Ihrige gefertigt hat! Erkundigen Sie sich im Kaiser'schen Stickereigeschäft!

Franz.

Unerhört!

Raimuud (sich immer mehr erregend).

Ja, unerhört! Vor Ihrer verehrungswürdigen Schwester ziehe ich den Hut! Ihnen aber habe ich nur noch das Eine zu

sagen: ich bin ein Freund von Reinlichkeit, und ich verlange diese Eigenschaft sogar von dem Golde, das mir auf dem Spieltisch zurollt. Das Ihrige ermangelt dieses Requisits. Sehen Sie mich fest an, wenn ich ihnen jetzt gerade ins Gesicht hinein sage: Sie haben sich bestechen lassen ...

Franz.

Mein Herr!

Raimund (schnell einfallend, kräftig).

Widerlegen Sie mich, wenn Sie können! Sie sind der Secretair des Ministers! Sie haben Kenntniß gehabt von dem bevorstehenden Ankauf der Bahn! Sie haben diese Nachricht an Rössel verkauft und mit dem Judaslohn Ihre Spielschuld an mich bezahlt! (Franz will unterbrechen, Raimund fällt schnell ein). Ich habe den Beweis in der Tasche!

Franz.

Den Beweis?

Raimund.

Ja, den Beweis! Ein Bankbillet, dessen auffällige Nummer ich mir zufällig gemerkt hatte, das ich am Vormittag an der Rössel'schen Kasse eingezahlt und am Nachmittag durch Sie zurückerlangt habe — just an demselben Tage, an dem alle Actien jener Bahn von Rössel angekauft worden sind! — Und nun leugnen Sie, wenn Sie die Stirn dazu haben!

Franz.

Mein Herr! Sie werden mir ...

Hegershausen
(energisch dazwischen tretend, zu Franz).

Sie werden schweigen! ... (Franz, der langsam und schwer athmet, zuckt, wie vom Schlage getroffen, zusammen und senkt den Kopf.)

Hegershausen (zu Raimund).

Sind Sie auch der Ueberbringer einer traurigen Botschaft gewesen, — ich muß Ihnen danken! ... (Zu Franz.) Was Sie gethan haben, Franz — genug! Sie wissen es, und ich mag das Wort nicht über meine Lippen bringen! (Leise und eindringlich.)

Würde ich von den Folgen Ihres unseligen Leichtsinns allein betroffen, hätte nur ich über schnöden Undank und Treubruch zu klagen, — in der Erinnerung an Ihren verstorbenen Vater würde ich allen berechtigten Groll in mir niederkämpfen und das Unverzeihliche zu verzeihen suchen. Was ich Ihnen aber nicht vergeben und vergessen kann und nie vergeben werde, ist: daß Sie durch Ihre Unthat die schuldlosen Ihrigen mit sich reißen! — Haben Sie nicht bedacht, daß Sie durch Ihren Namen, durch Ihr Blut mit diesen verkittet sind? daß Sie kein Unrecht begehen können, von dem diese nicht mit betroffen werden? Und während Ihre Schwester durch ihrer Hände ehrenden Fleiß den Haushalt um spärliche Groschen zu bereichern sucht, vergeuden Sie die schimpflichen Thaler der Bestechung? Und lassen sich in einem infamirenden Processe vor den Richter schleppen und verurtheilen? Abscheulich, Franz, abscheulich! — (Leiser.) Flüchten Sie vor der öffentlichen Schande! Gehen Sie über's Meer! So weit Sie können! Die Mittel dazu will ich Ihnen stellen.

Hildegard
(von hinten links, Franz zurufend).

Herr Doctor, wir warten auf Sie! Sie müssen den Contre commandiren. Schnell! schnell! (Wieder ab.)

Hegershausen.
(zu Franz, der wie versteinert dasteht).

Nun, was zaudern Sie? . . . So gehen Sie doch! Commandiren Sie ihren Contre! . . . Morgen früh erwarte ich Sie bei mir! (Franz geht langsam und schweren Schrittes nach hinten. Dort begegnet ihm Caroline, die sich — durch stummes Spiel — theilnahmvoll nach dem Grund seiner Bestürzung erkundigt und ihm zärtlichen Trost zuzusprechen scheint. Dann tritt Franz in den Saal. Während dessen sagt)

Fellner (zu Hegershausen).

Ich theile Ihre Ansicht, Excellenz! Der muß fort! Den kann nur noch die Noth curriren . . . Aber mit dem Sticken hat es doch wohl seine Richtigkeit?

Hegershausen.

Es scheint so.

Fellner.

Und die junge Dame arbeitet . . . für ein offenes Geschäft?

Hegershausen.

Es scheint so.

Fellner.

Höchst respectabel! Aber schade! Denn daß sie für ein offenes Geschäft arbeitet, angenehm wird's ihrem künftigen Gatten schwerlich sein.

Vierzehnte Scene.

Die Vorigen. Caroline. Zacharias. Dann **Martha, Hildegard** und **Isabella.**

Hegershausen.

Das wird sich nun kaum noch ändern lassen.

Fellner.

Ich persönlich bin wahrhaftig frei von allen Vorurtheilen. Mein Standpunkt ist bekannt. Ich sage mit Freiligrath, dem Dichter der Freiheit:

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen . . .

Zacharias.

In Mühlen? (Fellner die Hand drückend.) Ich danke Ihnen! Mein Vater war Müller.

Fellner (den Händedruck erwidernd).

Ich wußte das nicht; aber ich habe keine Vorurtheile.

Zacharias.

Ich danke Ihnen!

Fellner.

Indessen die Welt . . . die Welt urtheilt anders . . . und wir leben doch nun einmal in der Welt . . .

Zacharias.

In einer ganz curiosen Welt!

Caroline.
(an die Fellner seine letzten Worte gerichtet hat).

Wie soll ich denn das verstehen?

Hegershausen.

Nun, Herr Fellner spricht doch verständlich genug. Er meint, daß ein vernünftiger Mann wohl daran thut, mit den Vorurtheilen der Gesellschaft nicht in Conflict zu gerathen. Und ich muß ihm Recht geben und folge seinem Beispiel. Ich bin also auch der Ansicht, daß eine Verbindung etwa mit Ihrer Tochter, werthe Freundin, zu einer Vernunftehe keineswegs angethan ist. Wer Martha heimführen wollte, der mußte sie lieben! (Martha und Isabella sind inzwischen aufgetreten.) Dann freilich — liebte er sie — dann würde er nicht dulden, daß dem gesellschaftlichen Vorurtheil ein reines und edles Wesen schuldlos geopfert werde! Dann würde er sagen: (sich Martha zuwendend.) Mag dies und das Dich beschuldigen — Du bist schuldfrei und bleibst es! — Laß die Leute schwatzen, was kümmert's uns? Wir gehören nun einmal zusammen! Das, was uns trennen möchte, ist eitel Dunst und Nebel, wir schreiten hindurch, erreichen uns und halten zusammen! — So würde der sprechen, der Dich wahrhaft liebt, — und so spreche ich aus vollem Herzen! — Hier, Martha, meine Hand! Liebst Du mich, wie ich Dich liebe, so schlage ein! (Martha sinkt mit leisem Aufschrei an seine Brust.) Fasse Dich, geliebtes Kind! Das Einzige, was wir vor der Welt verbergen wollen, sei unser Glück!

Martha
(an seiner Brust, lächelnd zu ihm aufblickend).

Und nun weißt Du auch, auf wen ich gewartet!

Hildegard (sehr erstaunt).

Onkel Fritz! Martha! . . Tante Martha! . . .

Isabella
(die mit äußerstem Befremden den Vorgängen gefolgt ist).

Was soll denn das bedeuten?

Zacharias.

Nun, meine Bella? Nun begleitest Du mich vielleicht nach Flößthal . . . zu den grünen Buchen?

Isabella (bittend).

Vater!

Raimund (vergnügt zu Hildegard).

Und dieser jungen Dame zeigen wir auch unsern Ahnensaal!

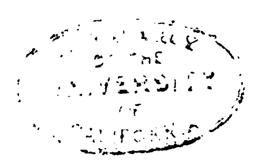
Isabella.

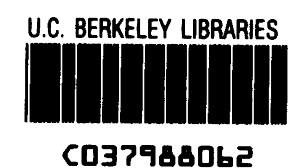
Raimund!

Zacharias (vergnügt).

Das versteht sich! Wir führen Sie in den Ahnensaal zu dem alten Paul Gerhard, geboren (den Zettel aus der Tasche nehmend.) 1782, gestorben auf dem Sonnenstein 1816 . . . Ach nein, das war der Andere!

Der Vorhang fällt.




U.C. BERKELEY LIBRARIES
C037988062

